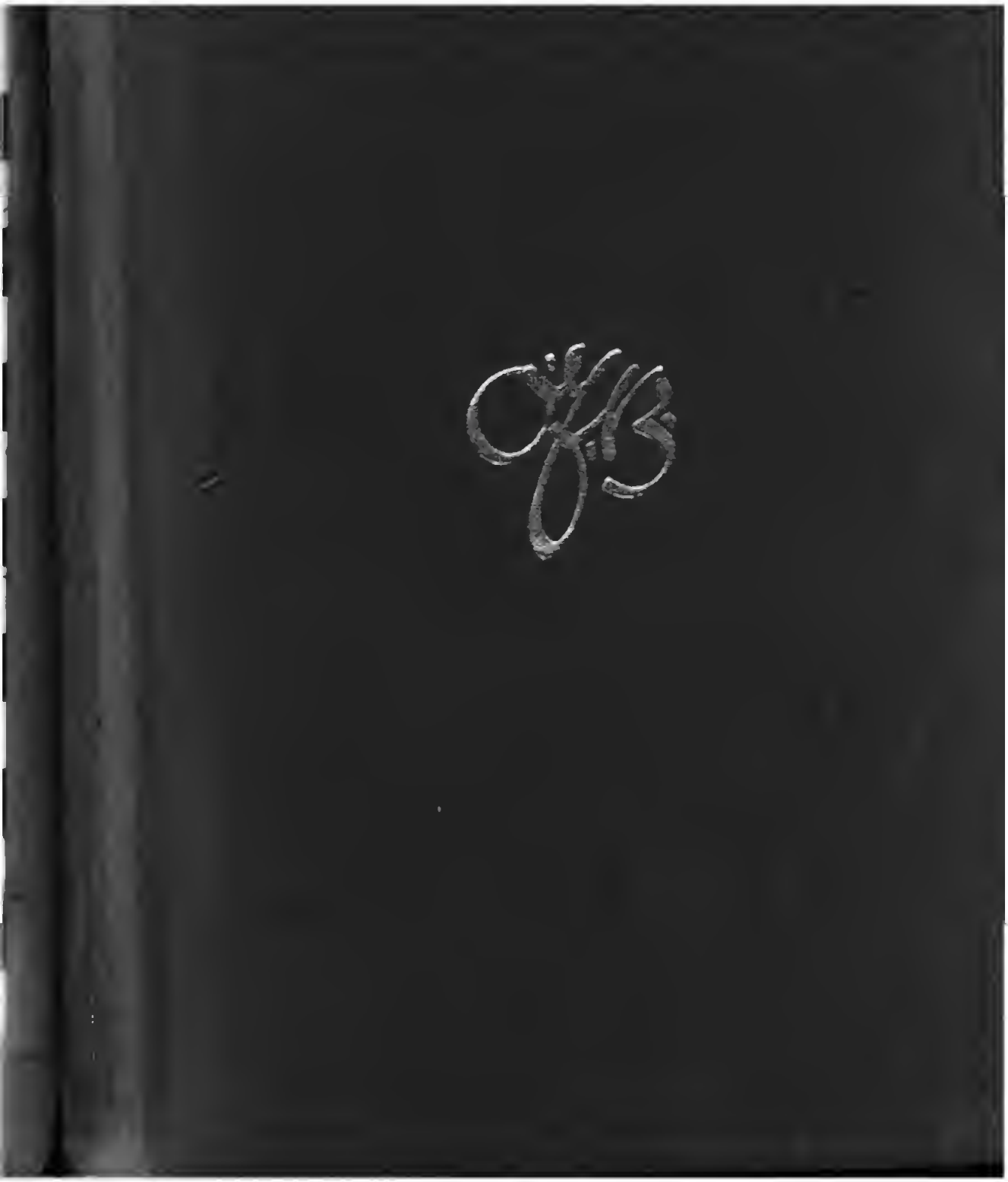
Digitized by Google



THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
CLASS 834B47
BOOK IC

Otto Julius Bierbaum / Gesammelte Werke
in zehn Bänden herausgegeben von
Michael Georg Conrad und
Hans Brandenburg
Zweiter Band

Otto Julius Bierbaum

Gesammelte Werke

Zweiter Band

1921

München bei Georg Müller

Otto Julius Bierbaum

Pankrazius Graunzer Stilpe

1921

München bei Georg Müller

Copyright 1921 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Inhalt

Pankrazius Graunzer 1
Stilpe 231

MAY 5 '87 Weigel

378196

Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer

der Schönen Wissenschaften Doktor

nebst einem Anhange
wie schließlich alles ausgelaufen

I.

Kurzer Vorbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Leibes- und Seelenzuſtände ſowie einiges aus ſeinem früheren Leben

Da in dieſer Geſchichte der Mann, um den ſie ſich dreht (ich möchte nicht gerne ſagen: der Held), zumeiſt ſelber das Wort hat, wird es gut ſein, wenn ich, bevor wir ſeinen Meinungen lauſchen, einiges über ihn verlauten laſſe, denn ich glaube kaum, daß er ſich ſelber in aller Form vorſtellen wird.

Ob Sie freilich ein klares Bild erhalten werden, wenn ich in ſeinem Signalement feſtſtelle, daß er blond, blauäugig und etwas kurzbeinig, dazu ſpitzbäuchig und mit einem ſehr mäßigen Schnurrbarte behaftet iſt? Dieſe Gaben hat er mit ſehr vielen Geſchlechts- und Zeitgenoſſen gemein. Aber einiges in ſeinem Leib- und Seelenweſen iſt doch mehr abſonderlicher Natur, und es verhilft vielleicht zu einer ungefähren Vorſtellung, wenn ich dies Einige anführe.

Was zuerſt an ihm auffällt, iſt ſeine etwas wunderliche Naſe.

Von vorn, nun ja, von vorn iſt ſie einfach kartoffelig, die übliche Miſchnaſe wendo-germaniſchen Typs, aber ihre Merkwürdigkeit beginnt, wenn Sie die Güte haben wollen, ſich Herrn Pankrazius von der Seite anzuſehen. Stellen Sie ſich zu ſeiner Rechten, und Sie haben ein kurzes, gedrungenes Naſenbild mit abwärts gebogener Richtung vor ſich, ein Naſenbild, das auf männliche Energie, Kurzangebundenheit, Beſtimmtheit, ja, ich möchte faſt ſagen, Störriſchkeit ſchließen läßt, — alles in allem ein Naſenbild, das ſich unter Brüdern ſehen laſſen kann. Nun treten Sie aber, bitte, mal links von ihm. „Himmel! Iſt das dieſelbe Naſe?" werden Sie voll Verwunderung rufen, und Sie haben ein Recht zu erſtaunen. Denn das linke Naſenbild iſt ſo ſehr das ausgeprägte

Gegenteil des rechten, wie in einem Parlamente die linke Seite der Gegenpart der rechten iſt. Sie werden nicht zögern, zu erklären, daß dieſe Naſe direkt länger iſt als jene, daß ihre Richtungstendenz entſchieden aufwärts geht, daß ſie etwas Stuppſiges, etwas Trällerndes hat, möcht' ich ſagen, und daß ſie auf einen weichmütigen Beſitzer ſchließen läßt, der ganz und gar nicht mürriſch, abſolut nicht kurzangebunden und keineswegs ſehr beſtimmten oder ſtörriſchen Charakters iſt. Dieſe linke Naſe deutet vielmehr auf eine paſſive, nachgiebige, wohllebige, friedliche, etwas ſchwankende Seele hin, man könnte ſie einem Melancholiker oder einem Humoriſten zuſprechen, und man kann ſich in Anſehung ihrer des greulichen Verdachtes nicht entſchlagen: Der Mann reimt!

Ich halte mich nicht ohne Grund bei Herrn Pankraziuſſens beiden Naſen auf. Ich will nichts weiter ſagen . . . aber das ſcheint mir gewiß: bedeutungslos iſt dieſe Doppelnaſigkeit nicht! Ich würde es unerhört von der Natur finden, wenn ſie ſolche Merkwürdigkeiten ganz bedeutungslos inſzenierte.

Eine weitere äußerliche Eigentümlichkeit an Herrn Graunzer, die aber nur denen auffällt, die ihn öfter zu ſehen Gelegenheit haben, liegt in ſeinen Augen.

Sie ſind blau. Nun ja. Gut. Das iſt nicht merkwürdig. Aber merkwürdig iſt, daß ſie von einem wechſelnden Blau ſind. Zuweilen ſind ſie ganz leer blau, heller als Vergißmeinnicht, ich möchte ſagen verſchoſſen blau, ſo, wie unecht blaugefärbtes Kattunzeug nach der ſechſten Wäſche und Bleiche ausſieht; aber ein andermal ſtrahlen ſie, der Kuckuck weiß, aus was für Tiefen und Gründen, ganz dunkelblau, ſo, wie die Maler die Grotte von Capri malen, und wie der Himmel im Süden an ſeinen ſchönſten Tagen ausſieht; und ein andermal wieder haben ſie gar einen ſchwarzen Unterglanz, ſo was ganz Inneräugiges, wofür ich mich vergeblich bemühen würde, einen Vergleich zu finden.

Auch dies mit der Farbe von Pankraziuſſens Augen iſt nicht ohne! Ich will ausdrücklich darauf hingewieſen haben. Man ſoll mir nichts vorwerfen!

Von ſeiner Stirne iſt zu ſagen, daß ſie ſtark gewölbt und recht hoch iſt. Er hat die Gewohnheit, mit der Hand darüber hinzufahren und dabei zu ſeufzen oder auch zu ſtöhnen. Je nach Laune.

Die Hände ſelbſt deuten auf keineswegs adlige Herkunft. Sie ſind breit, aber nicht fett. Ich, der ich meinen Pankrazius ſehr gut kenne, brauche nur ſeine Hände anzuſehen, und ich weiß ſchon, wie's in ſeiner Seele ausſieht. Pankrazius bekommt nämlich ſogleich faltige und bleiche Krankenhände, wenn ſein Gemüt auch nur ein wenig aus der Harmonie gekommen iſt.

Alſo nicht einmal charaktervolle Hände hat er! Man wird ſeine Schlüſſe daraus ziehen.

Pankraziuſſens Mund dürfte eher ein Maul geheißen werden, wenn es erlaubt wäre, den Sprachſchatz der Deutſchen gebührend auszunutzen. Da aber, wie billig, die gute Sitte derlei Maßloſigkeiten verbietet, muß ich mich damit behelfen, zu ſagen, daß dieſer Mund die äſthetiſchen Maße überſchreitet und jenen Geſetzen des Goldenen Schnittes hohnſpricht, die ein gewiſſes Maßverhältnis der menſchlichen Körperteile untereinander bedingen. Selbſt, wenn Pankrazius „Böhnchen" ſagen würde (was aber bei ſeiner Abneigung gegen Diminutive durchaus unwahrſcheinlich iſt), ſo würde dieſer Mund noch immer unbillig viel Geſichtsraum einnehmen.

Hätte nun die Vorſehung wenigſtens dafür geſorgt, daß das Pankraziſche Lippengeſchwiſter von einem ausreichend großen Schnurrbart verdeckt würde! Aber juſt dieſer Schnurrbart, in ſeiner dürftigen Öde und Kümmerlichkeit, gibt der extravagant langen Lippenlinie noch eine gewiſſe Betonung. Jedes dieſer wenigen ſtarren, blonden Härchen iſt ein Ausrufezeichen: Seht, welch ein

Maul! (Nichts für ungut! Das „Maul" geht nicht auf meine Rechnung.)

Auch auf dem Haupte iſt Pankraziuſſens Haarwuchs unvollkommen und von jedem Überſchwang weit entfernt.

Zwar hat er, für einen akademiſch gebildeten Deutſchen ein merkwürdiger Fall, trotz ſeiner vierzig Jahre noch keine Glatze, aber die Haare ſelbſt ſtehen ganz ungemein weit auseinander, faſt als ob ſie ſich gegenſeitig nicht trauten, und da ſie obendrein ſehr dünn ſind, macht das Ganze den Eindruck eines ſehr windigen Ackers.

Pankrazius ſelber pflegt darüber folgendes Gleichnis zu erzählen, das ich im Intereſſe der heute ſo hoch gehaltenen Pſychologie mit beſonderer Andacht anzuhören bitte: Als der Genius meines Ichs, ein ätheriſches Weſen, bitte ich zu bemerken, geboren aus Leichtſinn und Ängſtlichkeit, über mein kindliches Haupt ſchritt und die Haare ſäte, ſiehe, da warf er die Körner bald in ſo leichtfertigem Schwunge, daß ſie über den Kopf und die Wiege weg fielen, um als Sonnenſtäubchen zum Fenſter hinauszuſpielen, bald zielte er in pedantiſcher Angſt mit jedem Körnchen auf die einzelnen Poren. Wo er traf, blieben ſie bumsfeſt ſitzen, aber den Haaren, die daraus wuchſen, ſieht man es nun leider an, daß ihre Körner nicht geſät, ſondern gezielt worden ſind. Denn darum eben ſind ſie gar ſo dünn und hat jedes mehr individuellen Ausdruck, als gut iſt. Die Körner aber, die daneben fielen, — du lieber Gott! ich weiß nicht, was für Vögel ſie gefreſſen, was für Winde ſie genommen haben. Indes der brave Genius zielte, flogen ſie auf und davon in die Welt, und wenn ich einen lockenſchwingenden Dichter oder Friſeur ſehe, greift es mir heiß ans Herz: ob er nicht von deinen fortgeflogenen was abbekommen hat?

Ich habe den ſehr verehrten Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit auf dies Pankraziſche Gleichnis ermahnt, und ich hoffe, daß ich

nicht umſonſt den Finger erhoben habe. Gleichniſſe kann man nie tragiſch genug nehmen.

Ob man ſich nun einen ungefähren Eindruck davon wird machen können, wie Pankraziuſſens Kopf ausſieht, — der Himmel mag's wiſſen. Ich füge nur noch hinzu, daß ſeine Geſichtsfarbe keineswegs an Rembrandt, dagegen lebhaft an Rubens erinnert, ſo poſaunenengeliſch munter ſieht ſie aus, — ſehr zu ſeinem Ärger, da er nie wohler zu ſein ſcheint, als wenn er über Krankheit klagt. Man wird nicht gerne von ſeinen eigenen Backen dementiert.

Aus Herrn Graunzers Lebensgang bis zu ſeinem vierzigſten Jahre iſt nicht viel zu erzählen. Er hat den Eindruck des Elternhauſes ſo gut wie entbehrt und iſt in einem Inſtitute erzogen worden. Dann das übliche Gymnaſium, die übliche Univerſität, die übliche Periode der Anwartſchaft auf eine Stellung, dann das wohleingehegte Einerlei dieſer Stellung ſelbſt, — das iſt ſeine Vergangenheit, von der er übrigens vielleicht ſelber zuweilen ſprechen wird.

Hören wir nun, was er ſagt! Hören wir ruhig und, ich möchte es vorſchlagen, wohlwollend zu. Ich meine: wir wollen nicht gleich auffahren, wenn der Mann dieſer Geſchichte einmal anderer Anſicht ſein ſollte, als wir. Gönnen wir ihm ſeinen Kopf, auch wenn er eckig iſt. Der unſere verliert dadurch nichts an anmutiger Rundung.

Und noch eins: Machen Sie ſich auf keinen Roman gefaßt. Ich habe es ſchon angedeutet: Dieſer Pankrazius iſt kein Held. Weder ein altmodiſcher in Kanonenſtiefel mit Säbel und Piſtol noch ein neumodiſcher in Lackſtiefeln mit dem Seziermeſſer und nach Wundts Pſychologie. Er iſt auch kein intereſſanter Schwerenöter, und es widerfährt ihm nichts, was ein Anrecht darauf hätte, unter „Vermiſchtes" in die Zeitung eingerückt zu werden. Wenn ich es recht bedenke, iſt er eigentlich ein ziemlich gewöhnlicher Burſche.

Um Gottes willen: laufen Sie nur nicht gleich davon! Bedenken Sie dies: er mag die Weiber nicht. Dieſer eine Punkt erhebt ihn über den Durchſchnitt ſeines Geſchlechtes. Sehen wir zu: wohin.

II.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund den Gymnaſiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verſtorbenen Tante

Kiebitzhof, am 10. Januar.

Mein alter Peter!

Das alte Frauenzimmerchen iſt nicht mehr . . . Nebenan liegt ſie, in der blauen Stube, Du weißt ſchon: wo all das kleine Krimskramszeug aus Porzellan herumſteht, und iſt ganz ſtill und tot. Sie hat ihr ſchwarzſeidenes Brautkleid an mit den langen Hängeärmeln und der großen, ſteifen Krauſe; um den Hals hat ſie die große goldene Erbſenkette; und das alte dicke Geſangbuch mit dem quittengelben Schnitt hat ſie in der Hand. Sie ſieht wunderſchön friedlich aus, ganz untantiſch; nur ihre weißen Schläfenlöckchen haben mir etwas Unheimliches, denn ich beſinne mich nicht, ſie je in ſo ruhiger Lage geſehen zu haben. Weißt Du noch, wie ſie immer zitterten, wenn das gute Ungetümchen zornwetterte?

Es iſt mir eigentlich unfaßbar, daß ſie nun auf einmal tot ſein ſoll. Käme ſie jetzt plötzlich herein und riefe mich an: „Na, Graunzer, was für Narrheiten ſpuken anjetzt in deiner ſchönen Mannesſeele?", ich fände das viel natürlicher, wie daß ich denken ſoll, ſie liegt da, ſtarr und ſteif und kalt im Bett und wird nimmer aufſtehen.

Ja, kannſt Du Dir das vorſtellen? Es iſt geradezu, was ſoll

ich gleich ſagen, ja: ſtilwidrig. Der Tod paßt nicht zu ihr. Ich begreife es nicht.

Noch zu Weihnachten ſchrieb ſie mir nach Berlin: „Graunzer, ich ſchicke Dir hier ein Dutzend wollene Socken, einen anſtändigen Schlafrock, einen Fußſack für unter den Schreibtiſch, fünf richtige Pfefferkuchen, hausbackene, und das, was in der Schlafrocktaſche ſteckt. Denn da Du immer noch derſelbe Narr biſt und keine Frau haſt, muß Deine alte Tante, die ſonſt Beſſeres zu tun hätte, für Dich ſorgen. Verlebe den Heiligen Abend ſo gut, als es einem alten Junggeſellen und Hageſtolz möglich iſt. Ich beneide Dich nicht um Deine philoſophiſche, verhockte Einſamkeit und wünſchte ſehr, daß Du bald vernünftig würdeſt. Aber glauben tu' ich nicht daran. Wo der Wurm ſitzt, iſt Mehl ſtatt Holz, und wenn ſich ein Gelehrter was in den Kopf geſetzt hat, ſitzt was im Kopf, wenn's auch manchmal zum Gotterbarm iſt. Ich bin geſund und munter und mache eine große Beſcherung für die Kinder im Dorf. So ein verwaiſtes Mütterchen, wie ich, muß ſich mit Surrogaten helfen. Wenn ſie mir nur nicht wieder die Dielen ſo zerkratzen wie voriges Jahr.

Deine alte Tante
Ulrike.

Der Rotſcheckigen mußte es gerade jetzt einfallen zu kalben. Es iſt ewig was los."

Wie ſie den Brief ſchrieb, hat ſie ſicher nicht ans Sterben gedacht.

Überhaupt: wie alles, ſo hat ſie auch das ſchnell und glatt erledigt. Der alte Hans Jörg erzählte mir, am fünften Januar hätte ſie ſich plötzlich nachmittags um drei niedergelegt, dann iſt ſie am ſechſten wieder aufgeſtanden, war aber ſehr blaß, augenränderig und auffällig ruhig, ſchrieb auch viel. Am ſiebenten hat ſie ihre alten Dienſtboten kommen laſſen und ihnen die Briefſachen gezeigt,

die beſorgt werden müßten, wenn ſie früh nicht mehr nach der alten Chriſtiane klingele. Auch das Telegramm an mich: „Die gnädige Frau iſt geſtorben. Hans Jörg in Kiebitzhof" war dabei. Wie die Leute gejammert haben, hat ſie ihre großen Augen gemacht und ſie ſofort hinausgeſchickt. Aber dann hat ſie ſie zurückgerufen und jedem die Hand gegeben. Am achten hat ſie vormittags viel herumgekramt und ſchließlich die Sterbegarderobe neben das Bett auf die alte Brauttruhe gelegt. Am neunten hat ſie der alten Chriſtiane nicht mehr geklingelt.

Ich kann Dir nicht ſchildern, was ich empfand, wie ich das Telegramm erhielt. Sonderbarerweiſe mußte ich laut Hm! ſagen und das linke Auge zukneifen, wie wenn ich recht objektiv und bedächtig über eine zweifelhafte Sache nachdenken wollte. Und immer wieder kam mir das Wort herauf: Merkwürdig! Merkwürdig! Merkwürdig!

Und dann, mit einem Male, war es wie ein warmer Anhauch, und das liebe alte Frauenzimmerchen erſchien faſt ſichtbar vor mir, und ich wurde, ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, ich wurde jämmerlich gerührt und ſchluchzte beinahe. Mir war, als würde etwas Leeres noch leerer, etwas Kaltes, Hartes noch kälter, noch härter, und auf einmal kam mir das Wort Mutter in den Sinn.

Ach Gott, ja, das gute Tantchen war ja meine Mutter geweſen ... Ja freilich ... ja freilich ... Mutter! ...

Dann bin ich alſo hingefahren. Bis Roſenau, Du weißt, mit der großen Bahn, dann auf der Sekundärbahn nach Kitzberge und ſchließlich in Tantchens uraltem Landauer (dem Sichelwagen des Königs Darius, wie wir ihn nannten) hin zum Kiebitzhof.

Die Fahrt ging langſam, denn es war Nacht und ſtockfinſter; und der alte Hans Jörg erzählte und erzählte unaufhörlich und traurig und mit ſehr langen und niemals zu Ende geführten Sätzen.

Meinſt Du nun, daß ich von dem, was er ſagte, berührt wor-

den wäre? Nicht im geringſten! Ich lauerte nur immer, wenn er aus der Konſtruktion fallen, wenn er wieder einen neuen Wortpfahl einrammen würde, um eine neue Satzleine daran zu binden, und wenn er ſich ganz verſitzt hatte und hilflos abſchnappend mit der Peitſche knallte, hatte ich das Gefühl einer wunderlichen Genugtuung, Triumph beinahe. Es fehlte nicht viel, und ich hätte „Siehſte wohl!" gerufen.

Das Bild dann bei der Ankunft auf Kiebitzhof, — ja, wer das malen könnte! Das große ſchwarze Haus in dem weiten, ſchwarzen Garten, in dem es rauſchte und raunte; die dicken gelben Lichtſcheine, erſt unbeweglich, dann wandernd, und hinter ihnen die froſtroten Geſichter und das Hin und Her in den Gängen, alles befliſſen leiſe, wie wenn ein „Pſt!" in der Luft drohte . . .

Und dann: dieſer ſonderbare Geruch des Landhauſes im Winter . . . Etwas Anheimelndes, halb Friſches, halb ein bißchen Stockiges.

Und ich wußte nun, wenn ich die Treppe hinaufgehe und links die erſte Tür aufmache — da liegt ſie. Das Zimmer wird kalt ſein, und ich werde mir die Hände am Lichte der gelben Wachskerzen erwärmen müſſen, und ich werde nicht imſtande ſein, ſie anzuſehen . . . Ob mir Tränen kommen werden? Oder — um Gottes willen, wenn ich plötzlich lachen müßte? Verzerrt lachen, wie es mir manchmal gerade in den ernſthafteſten, ſchrecklichſten Augenblicken zuſtieß! . . . Was müßte Chriſtiane von mir denken!

Ich ging wirklich in Angſt hinauf, und ich zitterte.

Aber es war ſo wie meiſt im Leben: der Eindruck des Wirklichen hatte gar nichts gemein mit der Vorſtellung vorher. Wie ich ſie ſo ſtill und, ja, wirklich, ſo ſchön daliegen ſah, die wundergute, wunderſame Alte, da wurde mir ganz heimlich und warm zumute, und mir kamen Tränen einer gehobenen, mehr freudigen als ſchmerzlichen Rührung, und ich nahm ihre ſchmale rechte Hand und küßte

ſie, und mir war wie einem, der etwas Seltenes, Schönes erleben durfte.

Ich ging ins Bett und ſchlief gut.

Heut früh, wie ich aufwachte, hatte ich ſchier vergeſſen, weshalb ich diesmal in Kiebitzhof bin. Ich ſtreckte mich im Bett mit dem Wohlgefühl „fern von Berlin" und dachte an die gute Butter, die nun zum Kaffeebrote kommen würde. Da, auf einmal, gab mir's einen Ruck inwendig, und ich erlebte jetzt erſt den Schreck über Tante Ulrikens Tod.

Herrgott, Herrgott: die Tante iſt tot! Die Tante! Ich hab' ſie ja drüben in der blauen Stube liegen ſehen! Wie kann man ſo was vergeſſen! Wo bin ich denn eigentlich geweſen mit meinem Kopf!? So was müßte ſich doch einbohren wie mit eiskalten, froſtbrennenden Stacheln!

Dieſes verfluchte Herumſtochern im eigenen Gehirn! Dadurch unterſcheiden wir uns von den früheren Menſchen. Nur in fauligen Zähnen ſtochert man.

Hol' mich doch der Kuckuck! Was quatſch' ich da! Ich will doch bei Gott keine „witzigen" Bemerkungen machen. Oder doch?

Peter! Es iſt zum Ausderhautfahren! So geht mir's heute wieder mal den ganzen Tag. Ich komm' mit meinen Gedanken nicht zurecht. Sie ſpringen wie die jungen Pferde und ſchmeißen die Beine. Der Teufel weiß, aus was für einem vertrackten Geſtüt ſie ſind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis hierher hatte ich heute nachmittag geſchrieben. Eine eigentümliche Unruhe ritt mich, und ich wäre unter meiner verfluchten Reiterin ſicher durchgegangen, wenn nicht der Paſtor gekommen wäre.

Da ſieht man, wozu Paſtöre gut ſind.

Aber es war ein unangenehmes Kolloquium, das ich mit ihm hatte.

Dieſer wunderbare Bäffchenträger hatte nämlich die Güte, mir einige Zweifel darüber zu äußern, ob Tante Ulrike ſo ohne weiteres in den Himmel eingehen werde. Sie ſei doch eigentlich eine etwas ſtörriſche Seele geweſen, meinte er, und ihr Hochmut hätte ſich einen eigenen Heiland gebildet ſtatt des, ich hätte beinahe geſagt, ſtaatlich approbierten.

Der Bäffchenträger: Es hat meinem ſeelſorgeriſchen Herzen zu öfteren Malen wehe, ſehr, ſehr wehe getan, wenn ich hören mußte, was die nun Verblichene im irren Wandel zu Gott (denn ſie wollte zu Gott) für Worte ſprach, Worte . . . oh!

Ich: Was für Worte, Herr Paſtor?

Der Bäffchenträger: Blasphemiſche Worte!

Ich: Sapperlot, Herr Paſtor.

Der Bäffchenträger: Ja, Herr Doktor, blasphe—miſche Worte.

Ich: Nehmen Sie Sahne in den Tee, Herr Paſtor?

Der Bäffchenträger: Wenn Sie Arak hätten? Oder auch Rum. So. Ja. Nur ein bißchen! So! Ja, die Verblichene war ein irrendes Schaf.

Ich: Wir ſind allzumal Sünder, Herr Paſtor, und ermangeln des Ruhms, den wir haben ſollen.

Der Bäffchenträger: Gott weiß es. Oh!

Und ſo ging die Rede hin und her, her und hin, mit Achs und Ohs und Geſtöhn und Geſeufz und einem gewiſſen butterig ranzigen Tonfall ſeinerſeits, und der Mann Gottes nahm ſichtbarlich zu an Mißvergnügtheit und Unbehagen, daß man hätte meinen mögen, Tante Ulrike ſei eine ganz gottloſe und teufelbeſeſſene Perſon geweſen. Die gute Tante mit ihrem ſchönen, ſtarken, ſtillen, herzhaften Glauben, der ſo köſtliche Ausdrücke fand, daß ein kluger Pfarrer ſeine Predigten damit geſchmückt hätte!

Ich will Dir ein paar Stellen aus ihrem Teſtament an mich hierher ſetzen. Hätte ich ſie dem Paſtor vorgeleſen, er hätte die

Schöße ſeines langen Bratenrockes hochgehoben und wäre davon gerannt wie weiland die Schriftgelehrten vor denen, die in fremden Zungen redeten.

Denn die reine, ſtarke, herzgründige Menſchennatur eines Weſens, das an ſich ſelber gebaut hatte ſechzig Jahre lang, ſpricht daraus.

„Lieber Graunzer, ich weiß, Du biſt ein hartgeſottener Heide. Du trägſt den Namen eines Chriſten nur wie ein Kleid, das Du gerne ablegen würdeſt, wenn Du nicht das Aufſehen fürchteteſt, das entſtehen würde, wenn ſo ein kleiner dicker Doktor der Philoſophie plötzlich nackt ſpazieren ginge. Viel Courage bedeutet das nicht. Ich bin bloß eine Frau, nach Deiner Überzeugung alſo ein ſehr minderwertiges Weſen, um das Du einen ſehr großen Bogen machen würdeſt, wenn ich nicht die Schweſter Deiner guten Mutter wäre, aber Du kannſt Dich drauf verlaſſen: wenn ich nicht an unſern Heiland Jeſus Chriſtus glaubte, ganz richtig und ehrlich glaubte, weil ich gar nicht anders kann, weil ich gar nicht ich wäre, wenn ich nicht dieſen Glauben in mir hätte, — dann würd' ich hingehen und vor allen Leuten ſagen: Seht, es tut mir ſehr leid, aber ich muß den Namen, daß ich eine Chriſtin wäre, abtun, denn ich bin keine. So tät' ich, und ich käme mir wahrhaftig wie eine Diebin vor, wenn ich nicht ſo täte.

Nun gut: Du hältſt das nicht für nötig. Du biſt ein Doktor der Philoſophie und ein Mann, und in dieſen beiden Eigenſchaften fühlſt Du Dich berechtigt, fremde Kleider zu tragen, wenn Du ſie auch mit allerlei nicht dazu paſſendem Zeug aus ich weiß nicht woher behängſt und bebaumelſt. Ich muß Dir nur einmal den Standpunkt auch darüber klarmachen, und deshalb ſchreib' ich das.

Wenn Du dies lieſt, bin ich dort, wo ich mein Lebtag gewußt habe, daß ich ſein würde, wenn es auf Erden für mich vorbei ſein wird. Ob ich dort eine gute Figur machen werde, das weiß ich

freilich nicht, aber ich weiß, daß es mir gut gehen wird, denn ich habe genug chriſtliches Leid gehabt hier, und meine chriſtlichen Freuden hab' ich nicht mit den Schmerzen anderer erkauft. Der Herr Paſtor meint, die chriſtliche Demut gebiete, anders zu reden, und wer ein Chriſt ſein wolle, müſſe ſich einen Sünder heißen. Aber ich bringe das nicht fertig, denn ich kann mich nicht eigentlich beſinnen, geſündigt zu haben, es ſei denn, daß man Dummheiten begehen ſündigen nennen muß.

Ich habe allezeit danach getrachtet, in meinem Umkreiſe das zu wecken, was ich einfältige Perſon (das ſag' ich ohne Demut, bloß weil's wirklich ſo iſt) Gottſeligkeit nenne. Gottſeligkeit aber nenne ich, wenn eins mit ſich ſelber in Frieden lebt. Das kann aber nur ſein, wenn man in ſeinem Abendgebete zu Gott alſo ſprechen kann: Ich habe Dich, Vater, nicht beleidigt heute den Tag, denn ich habe niemand wiſſentlich wehe getan, und tat ich's unwiſſentlich, hab' ich's gutzumachen verſucht; und ich habe verſucht, Dich in mir deutlicher zu fühlen, und das Häßliche und Niedrige, das Du mir, ich weiß nicht warum, mit aufgeladen haſt, hab' ich getrachtet, wegzuwerfen oder ſein nicht zu achten, und ich danke Dir von Herzen, daß es in mir deshalb chriſtlich hell und heiter geworden iſt und daß ich gern in Dir gelebt habe. Halleluja!

Ich weiß nicht, Graunzer, ob Du auch ſo beten kannſt, aber wenn Du es kannſt, oder wenn Du wenigſtens ſo zu fühlen vermagſt, dann kommt es mir auf den Titel nicht an, den Dir Deine Philoſophie beilegt, und ich glaube, daß auch Du nicht gottlos biſt. Nur das Dumpfe, Blöde, was an ſich ſelber frißt und in ſich ſelber verſinkt, ſtatt aus ſich herauszuſtrömen in Licht und Klarheit, nur das iſt eigentlich gottlos. Aber man ſoll es nicht aufgeben wie einen unheilbaren Kranken, ſondern wecken, klären ſoll man es. Aber nicht durch Anſchreien oder gar Rütteln und Stoßen, ſondern durch freundlichen Zuſpruch und mit leiſer Hand."

Wenn ich dieſe Worte leſe, lieber Peter, muß ich wirklich ſagen: Daß gerade ich, der Neffe einer ſolchen Tante, einen Piek auf das Weibliche habe, iſt eigentlich unerhört. Und hätt' ich nicht ſo meine eigenen Gedanken, ich müßte mir faſt monſtrös vorkommen.

Das liebe Frauenzimmerchen hat natürlich nicht unterlaſſen, mir auch im Teſtament den Text darüber zu leſen, daß ich es vorziehe, einſchirrig durch dieſes Leben zu ziehen, ſtatt als Appendix irgendeiner Dame, die meinen Namen trägt und unter der Vorgabe, mich zu lieben und meinem Stamme zur Fortpflanzung zu verhelfen, mich unausgeſetzt verführen würde, das Einzige aufzugeben, was Wert hat: die männliche Selbſtändigkeit. Daß ich den Spaltungsprozeß, den die Menſchen Ehe nennen, nicht durchmachen will, behagte ihr gar nicht, die darin ganz Weib, will ſagen: ganz Herdenſelbſtſucht war, wie jede andere.

Deshalb heißt es in ihrem Teſtament wie folgt:

„Eigentlich iſt es ſündhaft, daß ich Dir unſern alten Kiebitzhof vermache, auf dem, bei Gott, ſo alt er iſt, noch kein Junggeſelle geſeſſen hat. Ich will Dir auch ganz offen geſtehen, daß ich eine Zeitlang ſo kalkuliert habe: ich werde den Graunzer einfach zur Vernunft, d. h." (o weibliche Synonymik!) „zum Heiraten zwingen; ich werde ihm einfach ins Teſtament ſetzen: entweder eine Frau her oder draußen geblieben, in Berlin geblieben; ein ſpintiſierender Weiberfeind kann meinetwegen in ſeiner ſtädtiſchen Studierſtube ſaure Gloſſen aus ſeiner unglückſeligen Gemütsverfaſſung herausdeſtillieren, aber in meinen Kiebitzhof kommt er mir nicht uſw. uſw. Aber ſchließlich hab' ich mir doch geſagt: Nein, ſo machſt du's nicht! Das wäre unanſtändig, und Graunzer ſoll wieder einmal unrecht haben mit ſeiner Lieblingslüge vom weiblichen Kaupel- und Kuppelgeſchlecht. Nehm' er den Kiebitzhof, ohne Verpflichtung, unbeweibt in all ſeiner blühenden Narrheit. Und meinen

Segen dazu. Denn er wird den brauchen, der wunderbare Doktor und Gutsherr ohne Frau ...

Um Gottes willen, Graunzer, — was wirſt Du für eine Wirtſchaft loslaſſen, Du Ökonom mit dem Federhalter!

Ich bin nicht ſchadenfroh, — aber den Kiebitzhof möcht' ich wirklich in einem Jahr ſehen, wenn Du ihn in einſamer Mannesgröße wirſt bewirtſchaftet haben. Na! Chriſtiane wird mir Rapport erſtatten, wenn ſie ſich zu Tode geärgert haben wird über ‚die Zucht'. Hoffentlich ärgert ſie Dich auch ein bißchen.

Und wer weiß. Ich habe ſo meine Gedanken. Vielleicht bläſt Dir die friſche Luft draußen doch die miſogynen Grillen aus dem Kopf, und du ſiehſt ein, daß es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei. Zumal auf dem Lande nicht. Als Witwe, wie ich, ſo viele, viele Jahre, — ja, das geht, wenn auch ſchlimm und in Schmerzen, aber das iſt Fügung, über die wir nicht wegkommen. Aber ‚aus Prinzip', — nein, Graunzer, das geht eigentlich wirklich nicht. Zumal Du auch das bedenken mußt: Wer ſoll denn nach Dir kiebitzen? Graunzer! Wenn Du es über Dich gewinnſt ohne Not, bloß aus Doktorſcher Grundſatzerei und Verſchrobenheit, den, Kiebitzhof einmal Fremden zu überlaſſen ... aber nein: ich habe mir vorgenommen, keinen Zwang auf Dich auszuüben. Mach's wie Du willſt. Aber die Verſicherung geb' ich Dir: Staat wirſt Du nicht machen als Hageſtolz auf dem Kiebitzhofe."

Wie nannten wir doch die Reden unſeres guten Tantchens, Peter? Tantationes, nicht wahr? Dieſe Tantatio ultima iſt eine der ſchönſten, find' ich, aber überzeugen kann ſie mich nicht, ſo überſchlau ſie auch angelegt iſt.

Wie ſie mich bei allen Zipfeln meiner Seele hernimmt! Wie ſie für jeden Winkel, wo eine männliche Dummheit liegen könnte, einen eigenen weiblichen Beſen hat!

Tante! Tante! Mich überſchläuſt du nicht! Ich berufe mich auf

dich ſelber und auf dein Wort von der Gottſeligkeit, „wenn eins mit ſich ſelber in Frieden lebt". Das kann ich bloß ſolo, und der Gedanke an eine Frau bedeutet für mich ſoviel wie Spektakel, Gezappel, heilloſes Hin- und Hergezerre und zänkiſche Unlogik, kurz alles, nur nicht Frieden und Sammlung. Wenn ich mir eine Frau, oder reden wir einmal wie die gebildeten Zeitgenoſſen: eine „Frau Gemahlin" im Hauſe vorſtelle, ſo habe ich die über alle Maßen unangenehme Geruchshalluzination von ſpitzem, überall ſich hineinborendem, alles Weiche, Feine, Diskrete entzweiſchneidendem, hartkantig machendem Eſſiggeruch.

Dieſer Geruch mag in der Küche ab und an nicht zu umgehen ſein. Fürs Wohnzimmer zieh' ich mir aber reine Luft vor.

Damit verbleibe ich

Dein

Pankraz.

III.

Ein zweiter Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen ſelben Freund Peter Kahle. Handelt von allerlei ländlichen und ſeeliſchen Dingen

Kiebitzhof, Ende Februar.

Beſter Peter!

Dies iſt der erſte Brief, den ich Dir als Gutsbeſitzer ſchreibe. Ich fange nämlich an mich zu fühlen. Donnerwetter noch mal: Jetzt bin ich doch was! Ich habe ein Dach über meinem Kopfe, und das iſt mein Dach; ich habe Wald und Feld und Wieſen im Umkreis meines Blickes, und das iſt mein Land. Sogar der Schnee, der jetzt darauf liegt, bild' ich mir ein, iſt mein Schnee, und der graue Himmel darüber her iſt mein Himmel, und wenn der Sturm in mein Gebiet fegt, tu' ich ſehr pikiert und drohe mit der Gutspolizei.

Es iſt ein wunderbares Gefühl, auf Eigenem zu ſtehen. Das allein iſt feſter Stand. Und wenn ich in einem Prachtpalaſt wohne: ich habe doch das Gefühl, nur der Geduldete zu ſein. Aber im eigenen Hauſe, das im eigenen Garten ſteht, der im eigenen Gelände liegt, — Du, da kriegt man ein Wohlgefühl, ein Freiheitsgefühl, da iſt es, als würde alles ſtark und ſtolz und ſicher in uns, und wir ſpielen innerlich ein bißchen mit Zepter und Krone und Stern, wenn's auch bloß die Miſtgabel, der Dungeimer und die Kuhkette iſt.

Wem bin ich Vaſall? Der Erde, die ich beackere. Wem beuge ich mich? Dem Himmel, bei dem die Herrſchaft über mein Land iſt. Woran glaube ich? An den Keim, der im Korne iſt. Was iſt mein Geſetz? Daß ich mich rühren muß. Was iſt meine Luſt und mein Lohn? Dasſelbe!

Halt! Daß Du mir dieſen Brief keinem Landwirt zeigſt! Er würde ſich den agrariſchen Bauch halten vor Lachen und würde von den neuen Beſen reden, die gut fegen, und würde Dir eine Kehrſeite meiner Medaille zeigen, daß Du zurückſchaudern würdeſt. Denn das habe ich auf Beſuchen bei meinen Nachbarn bemerkt: Wer nicht als Grünling in der Ökonomie gelten will, muß brav ſchimpfen auf die Ökonomie. Das iſt ſo eine Art Geſundheitsregel, glaub' ich, und man ſcheint ſich ſehr wohl dabei zu befinden.

Bei mir iſt der Überſchwang wohl erklärlich. Ich, ein Bibliotheksbeamter, ſchüttle plötzlich den Bücherſchimmel von mir, lüfte meine pergamentiſch angeſtockte Seele und blaſe mit jedem Atemſtoße meine Lunge rein von Moderſtaub. Da läßt ſich's denken, wie hoch mir die Bruſt geht. Anfangs war mir's, als flögen die gelbgrauen Bazillen der Buchſtabenwelt ſichtbarlich von mir, wenn der Hauch aus meinem Munde ging, und mir war es völlig zumute wie einem Rekonvaleſzenten, der zum erſten Male die dumpfe Krankenſtube verlaſſen und reine Luft atmen darf. Mir wurde ſogar etwas

ſchwach davon, und ich fragte mich: Wirſt du ſoviel Geſundheit auch aushalten?

Die Krankheit wird den Stadtmenſchen ja faſt zum Bedürfnis, und es iſt kein Zufall, daß ſich ſo viele Leute mit Krankheiten intereſſant zu machen verſuchen und mit dieſem Verſuche Erfolg haben.

Und im Grunde bin ich doch noch Stadtmenſch, natürlich. Das zeigt ſich vor allem in der ſtark ſkizzenhaften Art, wie ich die Landwirtſchaft betreibe. Wenn nicht das tüchtige Paar Hans Jörg und Chriſtiane wäre, es ſähe ſehr übel aus um den Kiebitzhof. Ich throne zwar, aber die beiden regieren. Gottlob, daß es Winter iſt. Hätte ich die Herrſchaft von Kiebitzhof im Frühjahr oder Sommer antreten müſſen, — ohpopoi, ſagten die Griechen.

Chriſtiane ſcheint übrigens von der Tante auf den Mahnpoſten kommandiert zu ſein. Wäre ſie klaſſiſch gebildet, ſie würde mir zum Morgenkaffee feierlich zurufen: Herr, gedenke der Heirat. So kleidet ſie denſelben Gedanken etwa in folgende Worte: „Jo, do wär nu wingſtens a Frau gutt!" oder: „Später gitt's wuhl beſſer, wenn a Frau do is". Wenn ich dann ſage: „'s kommt keine Frau, Chriſtiane!" dann zieht ſie bloß ihren Mund breit und grinſt verſchmitzter, als ich es ihr jemals zugetraut hätte.

So viel iſt gewiß: für voll werde ich in meiner Unbeweibtheit nicht angeſehen, und es ſieht ganz ſo aus, als duldete man dieſen Zuſtand nur in der ganz beſtimmten Vorausſetzung, daß ich ihm über kurz oder lang ein Ende machen werde.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß mich das nicht im mindeſten berührt. Ich werde den Leuten zeigen, daß es auch ſo geht und daß ich niemand beiße, auch wenn ich keine Frau habe. Denn das iſt ganz beſonders merkwürdig: weil ich keine Frau habe, betrachten mich die Leute in erſter Linie auch mit ſcheuen Augen und als ein bedenkliches Stück Menſch. Ich habe was Monſtröſes für ſie, und es fehlt ihnen die rechte Brücke zu mir. Aber das wird ſich

ſchon geben. Es iſt nur das Ungewohnte. Du ſiehſt: wo die Macht beginnt, und habe ſie auch nur ein ganz kleines Bereich, wie in meinem Falle, da beginnt auch ein gewiſſer Zwang von unten nach oben. Ich bin den wenigen Leuten auf Kiebitzhof der „Herr", und dieſe guten Leute, die ganz unberührt von den Emanzipationsideen ihrer Standesgenoſſen in den großen Städten ſind, erblicken in mir ohne Widerſpruch denjenigen, der ihre Geſchicke leitet; ſie gehören mir, ſind mir in ihrer Seele noch hörig, ohne daß das verbrieft und verſiegelt wäre; ſie wiſſen das gar nicht anders. Aber ich gehöre auch ihnen. Das empfinden ſie natürlich nicht klar, und das formulieren ſie ſich nicht als eine rechtliche Forderung, die ſie an mich haben, aber das ſteht bei ihnen als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung feſt.

Ein patriarchaliſches Verhältnis iſt auch tatſächlich anders gar nicht zu denken. Wo die gegenſeitige Zugehörigkeit ein Loch kriegt, fängt das Verhältnis von „Arbeitgeber" und „Arbeitnehmer" an, dasjenige Verhältnis, aus dem, wie mir ſcheint, das ſozialdemokratiſche Begehren ganz von ſelbſt erwächſt. Deshalb . . . aber um Gottes willen, wo gerate ich hin! Ich wollte doch wahrhaftig keine ſozialpolitiſchen Ideen zum beſten geben. Ich ſetze mich nur hin, mit Dir zu plaudern, weil ich mich, offen geſtanden, ſchon ein bißchen langweile, und weil ich Dir gerne einen kleinen Einblick in die Empfindungen geben wollte, die mich jetzt, wenn nicht beherrſchen, ſo doch beſchäftigen. Ich bin, es kurz auszudrücken, in einer Art von Mauſer. Halb noch Stadt- und Bibliotheksmenſch, halb aber auch ſchon Landmenſch, Freiluftmenſch. Viel weniger Grübler und Kritiker als bisher, aber doch noch nicht ganz Zugreifer, Schaffer, — Bauer.

Dreierlei liegt vor mir: entweder zurück in die Stadt, natürlich nicht mehr als Gelehrſamkeitsbeamter, aber vielleicht als eine Art lebendiger „Beobachter an der Spree" (Du verſtehſt mich!); oder:

ſtillbeſcheiden hier geblieben, Kiebitzhofbauer, Schollenſaſſe (wobei ich aber nicht die Perſpektive geiſtigen Stillſtandes und die Verabſchiedung aller literariſchen und künſtleriſchen Neigungen vor Augen habe); und ſchließlich: ein Leben auf der Grenzſcheide: bald Beſuch hier, bald Beſuch da, Commis-Voyageur einer zwieſpältigen Lebenskunſt zwiſchen zwei Stationen.

Ich werde mich für Nummer zwei, für das gute Mittelſtück entſcheiden, ich werde kiebitzen. Berlin mit ſeinem greulichen, ſtilloſen, unorganiſchen Parvenücharakter, dieſe Stadt des großſchnauzigen Talmitums und des ſchnellfertigen Abſprechens, in der ſich die paar wirklichen Berliner (ein prächtiger Schlag) am unwohlſten fühlen, lockt mich nicht. Dort wohnen müſſen, iſt ein Unglück, dort wohnen wollen, eine unbegreifliche Verirrung. Von Zeit zu Zeit einmal in ſeinem Getriebe unterzutauchen, ſich die Sturzwellen ſeines vielgeſtaltigen Lebens über Bruſt und Kopf gehen zu laſſen, während man ſich ſonſt dem lauten und leeren Getriebe klüglich fernhält und ſeine Seele procul negotiis ausſömmert, wäre vielleicht ein annehmbarer Kompromißvorſchlag, aber doch nur für ſolche, die von Natur aus halb und halb ſind und an der modernen Fahrigkeit leiden, die man Nervoſität heißt. Ich habe den kleinen Verdacht, daß ein ſolches Nomadenleben ohne rechten Heimpunkt eine Seelenunſtätigkeit erzeugt, die kaum geeignet iſt einen Charakter zur richtigen Reife zu bringen, aus der allein was Rechtſchaffenes werden kann. Dos moi pu ſto, — das gilt nicht bloß für die Mechanik, das gilt auch für die Lebenskunſt. Wenigſtens für uns, bei denen das Zünglein der Lebenswage ſchon hinüberſchwankt in die ſtille Gegend, wo langſam der Pfad ſich ins Dunkel verliert.

Holla! Peter, gib mir einen Rippenſtoß! Nimm mich bei den Ohren, Peter, wie einen Sextaner! Setz' mich einen runter in Deiner Wertſchätzung.

Du haſt's doch gemerkt? —:

⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – |

... wo langſam der Pfad ſich ins Dunkel verliert ... Erkennſt Du das Paradigma:

Wenn der Hund mit der Wurſt übern Spucknapf ſpringt ...?

Peter — es verſelt!

Das iſt, beim Himmel, bedenklich, und Du wirſt lange Dein erzieheriſches Haupt ſchütteln, wenn Du vernimmſt, daß ich jetzt des öfteren von ganzen Schwärmen zappeliger Daktylen, Anapäſte, Trochäen und ähnlichen Gelichters überfallen werde, das ich längſt aus meiner reinen Seele vertrieben wähnte, ſeitdem ich zum letzten Male mit brandfuchſiſchem Fanatismus ſkandiert hatte:

Ach eines, eines weiß ich nur gewiß:
Es iſt mein Herz voll eitel Bitternis.

Du hatteſt damals die Güte, darauf „Verſchiß" zu reimen und mich einen Ganzen trinken zu laſſen.

Beim Hohen Köſener! — es waren doch ſchöne Zeiten, als wir die dunkelroten Mützen trugen und jeden Finken für ein zweifelhaftes Subjekt hielten. Was für wundervolle dumme Jungen ſind wir geweſen! Wie köſtlich indifferenziert, lebfriſch aus einem Guſſe, — ein bißchen landsknechtshaft roh und bedenklich alkoholbefliſſen, aber jedennoch: ſo glücklich, ſo derb glücklich ... Ich fürchte, heute ſieht's in den Korps nicht mehr ſo glückhaft aus.

Nun aber Schluß! Ich, ſo gerne ich mich als überzeugten laudator temporis acti bekenne, will denn doch nicht vergeſſen, daß ich jetzt eigentlich erſt zu leben beginne, denn jetzt erſt bin ich ja frei geworden.

Wollen ſehen, was mit ſeiner Freiheit anfangen wird

Dein
ſtets getreuer
Pankraz.

IV.

Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pankrazius Graunzer im Februar des Jahres geſchrieben hat, in dem dieſe Geſchichte ſpielt

Den 5. Februar.

Heute fand ich in den alten Papieren, die die gute Tante von mir aufgehoben hat, einen Aufſatz, den ich als Quartaner geſchrieben habe. Er handelte vom „Lobe des Landlebens".

Wie ſo ein altes Stück beſchriebenen Papieres einem doch an die Nieren gehen kann! Ich ſah mit einem Male die ganze brave Quarta, Coetus B., vor mir, dieſe Welt voll Cornelius Nepos, die doch den Zuckerſtengel noch nicht ganz überwunden hat. Noch ein paar Jahre weiter, und wir hatten ſchon ein literariſches Kränzchen und laſen „Sturm und Drang" von Klinger... Beim Lob des Landlebens erinnere ich mich, daß der kleine Iſidor Meyer, der jetzt ſo ernſthaft und Mitglied des Proteſtantenvereins iſt, damals wegen eines genialen Einfalls ins Karzer geſperrt wurde. Er lieferte nichts ab, als ein Blatt mit folgenden Worten: „Ich, Iſidor Meyer, Quartaner aus Berlin, bin in Berlin geboren worden, lebe in Berlin und bin niemals aus Berlin herausgekommen, denn der Grunewald gehört auch zu Berlin. Berlin aber beſitzt kein Landleben. Deshalb kann ich nichts zum Lobe dieſer Beſchäftigung ſagen." Schade, daß unſer guter Ordinarius ſo wenig Humor hatte. Er hätte Iſidorn nicht ins Karzer ſperren, ſondern um ſeiner Ehrlichkeit willen, die obendrein Witz beſaß, belobigen ſollen. Sein Präzeptorenzorn aber erblickte in dieſem kurzbündigen Aufſatz nur die Äußerung frivoler Faulheit, und Iſidor mußte ſchmachten. Das beſtärkt mich in meiner alten Forderung, daß zu Pädagogen nur Leute von Humor zugelaſſen werden ſollten.

Aber Pankrazi! Dann müßten ja wohl auch die Schulräte Humor haben! Oh! Und ſchließlich gar die Kultusminiſter! Biſt du bei Sinnen!?

Mein Aufſatz war ein einziger Triller auf der bukoliſchen Flöte: „Wie herrlich, wenn des Morgens der mit vielen Federn ausgeſtattete Hahn kräht und uns mit ſeinem lieblichen Geſange hinauslockt in das friſche Grün der Wieſen, wo die Schafe blöken, und wovon die Dichter ſingen! Oh, wie rein iſt da die Luft! Wie duften die Blumen!“ (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Welche Blumen? Es genügt nicht, in Allgemeinheiten zu reden; mindeſtens hätte ein Adjektiv zu ‚Blumen‘ hinzugefügt werden müſſen.“) Der Schluß des Aufſatzes aber iſt direkt hymniſch: „Nur auf dem Lande fühlen wir uns frei und erhoben zu Gott, der alles dieſes geſchaffen hat und in ſeiner Güte erhält. Nur hier ſind wir Menſchen, wie die alten Germanen!“ (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Unſinn!“)

Ich kann wiederum dem Ordinarius nicht recht geben. Ich finde, daß Pankrazius Graunzer da als guter Quartaner gut quartaneriſch geſchwärmt hat, und daß es ganz richtig iſt, was ſeine Seele in Quarta ſchrieb, wenigſtens für Quarta. Ich wäre ſehr glücklich, wenn ich heute noch ſo unmittelbar und idealiſch empfände.

„Menſchen wie die alten Germanen!“ . . . Bravo, kleiner Graunzer! Recht haſt du! Pfeif auf den alten Ordinarius und halt's mit Hermann, dem Cherusker!

Und ich ſehe mich im Geiſte als ferienkühnen Gymnaſiaſten, ich ſehe mich mit der grünen Botaniſiertrommel und der ſcharlachroten Schülermütze, wie ich durch das Gebiet von Kiebitzhof galoppiere, wie ich mich als großen Herrn fühle und endlos Phantaſien ſpinne, während ich über die Wieſen renne. Dort hinten am Krebswaſſer, wo die alte Weide mit dem geſpaltenen Stamme ſteht, da war mein Sinnierplätzchen. Da war die Höhle der Fabel-

winde, auf denen ich hinausritt ins Unmögliche. Daß ich ein verwunſchener Prinz war, das ſtand ganz feſt. Ich und bloß Quartaner? Haha! Laßt nur erſt mal Tag und Stunde kommen, wo der alte Mann im weißen Barte erſcheint, der nach dem Leberfleck auf meinem linken Schulterblatt fragt und der dann, wenn er ihn geſehen hat, ein altes Pergament herauszieht und der erſtaunten Chriſtiane verkündet, daß ich jetzt auf einem großen Schimmel ins Schloß meiner Väter reiten werde! Chriſtiane wird's bereuen, daß ſie mich fortwährend einen dummen Jungen nennt! Aber ich bin gnädig. Ich könnte ſie an einen Baum binden und, mit Honig beſchmiert, den Bienen zum Fraße laſſen, oder ich könnte ſie röſten laſſen, und es ſtände mir auch frei, daß ich ſie ſiebentauſend Fuß unter die Erde in eine Höhle verbannte, in der ſie von Kröten mißhandelt würde. Aber nein: Ich nehme ſie mit ins Schloß, und da ſoll ſie Augen machen, wenn ſie die goldenen Türme ſieht und meine Leibmohren! Dem Ordinarius aber werde ich einen Brief auf Goldpapier ſchreiben: Hiermit tun wir kund und zu wiſſen, Ihnen, Herr Profeſſor, daß Sie uns hinfüro nichts mehr zu ſagen haben! Sie Jammerpeter, Sie! Sie Blindſchleiche! Wenn Sie geſcheiter wären, hätten Sie längſt entdeckt, wer wir eigentlich ſind. Aber Sie ſind ein ahnungsloſer Eſel!

Ach Gott, ja, es war ſchön! Schön! Schön! Schön! Schade, daß die Seelen ſo kümmerlich werden, wenn man älter wird.

Wann hab' ich eigentlich aufgehört, zu fabulieren? Wann begann ich, mich dabei zu beruhigen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Pankraz ſei, ein Pankraz der Hunderttauſendſte, ein Männlein Packedich?

Es iſt nicht ſo ſchnell gekommen, dieſes ſchnöde Tatſachenbegreifen. Viel Wind mußte vorher an der ſchönen grünen Fahne meiner Hoffnung reißen, bis ich ſchließlich nur den Schaft in der Hand hatte, den ich dann auch zerbrach. Bis auf ein Stück. Und

daraus hab' ich mir eine Flöte gemacht, die Flöte meiner einzigen Melodie:

Geh an der Welt vorüber, es iſt nichts!

Anfangs blies ich dieſe ſchöne Weiſe in einem düſteren Tone, dann ward er melancholiſch-gelaſſen, dann gleichmütig mit einem kleinen Anſatze von Gaſſenhauer, und ſchließlich trillert ſich's ganz behaglich:

Lach' an der Welt vorüber, es iſt nichts!

Und das iſt der Humor davon.

* * *

Den 12. Februar.

Alle dieſe Tage hin hat mir was an der Seele geſogen, ſo ein unbeſtimmtes Gefühl des Suchens in mir ſelber, als müſſe da irgendwo irgendwas liegen wie ein Schlüſſel, der eine köſtlich geheime Kammer auftun könnte, in der's einem ſehr wohl ſein müßte.

Suche ich vielleicht eine Erinnerung?

Oder eine Hoffnung?

Oder etwas, das beides zugleich wäre?

Was könnte das ſein?

Ich bin doch Pankrazius Graunzer, das Männchen Packedich mit der einweiſigen Flöte? Der Mann mit dem abgeſchloſſenen Gemüte? Ich habe doch alle derartigen Schlüſſel weggeworfen, weil ihre krauſen Bärte mich genugſam genarrt haben?

Wäre ich nicht hier mir ganz allein gegenüber, ich würde mich ſchämen, es auszuſprechen, daß ich auf lächerlichen Serpentinen mich immer und immer wieder in jene ſchöne Gegend begebe, von der die geſchäftigen Verſemacher wünſchen, daß ſie ewig grünen bliebe.

Der Teufel hole mich; ich muß an die jammervolle Epiſode mit Ida, der jetzt verehelichten Kunze denken.

Die jetzt verehelichte Kunze . . .

Beſtie!

Pfui! Pfui! Ruhiges Blut! Blamier' dich nicht, Pankraz! Auch nicht vor dir ſelber!

Kalkuliere: Die jetzt verehelichte Kunze iſt ein Frauenzimmer von der ſchlechten Mittellage. Ihr Mann hat, ſeit er ſie geheiratet, die Gelbſucht. Ihre Kinder (acht!) ſind boshafte dumme Rangen mit mangelhaft geputzten Naſen. Sie wechſelt alle vier Wochen das Dienſtmädchen. Sie iſt, höflich geſprochen, nicht gerade eine von den Reizendſten . . .

Alſo: Nimm an, die verehelichte Kunze wäre eine verehelichte Graunzer . . .

Es ſteigt das Haar, kalt ſtrömt der Schweiß . . .

Nun?

Gewiß! Ich habe im Grunde Glück gehabt mit meiner unglücklichen Liebe.

Aber?

Kein Aber, wenn ich bitten darf!

Was abert ſich hier! Einfältig!

Aber das iſt ja das ſchlimme, daß mich ewig ein Aber behelligt!

Ich muß dieſem Aber die Wurzel abdrehen! Ich muß dieſes feige, klettige, klebrige, ſchleimige Monſtrum, das in mich hineinkriecht und ſich in meiner Seele herumwälzt wie eine haarige Raupe, ausſchwefeln!

Ausſchwefeln!

* * *

Den 20. Februar.

Axiom: Das Weib iſt ein jammervoller Notbehelf der Natur, die vom Werdewahnſinn beſeſſen iſt und im Delirium . . .

Da bin ich alſo wieder 'mal im ſchönſten Fahrwaſſer.

Wo iſt meine Flöte? Warum ſchimpfe ich denn auf einmal wieder? Was geht mich denn „das Weib" an.

Axiom: Ein Mann, der ans Weib überhaupt nur denkt, iſt ſchon beſudelt. Höllenſtein her, wenn dieſe Stelle beißt!

Nein! Bloß Lachen hilft. Die ganze Geſchichte dieſes jappenden Kampfes zwiſchen Nan und Nü, wie die alterfahrene ſchlitzäugige Großvaternation im Oſten ſagt, iſt wohl tragiſch, aber alle Tragik läßt ſich mit Humor überwinden.

Flöte her!

Lach' auch am Weib vorüber! Es iſt nichts!

* * *

Den 25. Februar.

Chriſtiane bringt mich zur Verzweiflung. Seit drei Tagen paradiert ſie mit der alten Familienwiege von Kiebitzhof. Erſt mußte ſie gewaſchen werden. Schon überflüſſig. Dann mußte ſie gar neu gemalt werden. Roſen und Tulpen darauf, in der hübſchen altmodiſchen Art. Meinetwegen, weil's ein altes gutes Kunſtgewerbeſtück iſt. Nun aber ſtellt ſie mir den Kaſten in meine Schlafſtube, „weil's ſchade drum iſt auf dem Boden".

Das iſt alles tantiſche Anſtiftung, und bloß aus Pietät ſchmeiß' ich das Dings nicht zum Tempel hinaus.

Bin überhaupt ärgerlich die ganze Zeit. Man kommt in der Einſamkeit blödſinnig ins Grübeln.

Geradezu langweilig.

Und dabei hinten und vorne Dinge, die ich beſtimmen ſoll und nicht verſtehe. Die Leute fangen an, ſich luſtig über mich zu machen. Voran natürlich Chriſtiane, die wahrhaftig ein bißchen zu ſehr auf ihr Altersrecht pocht.

Und — unglaublich! — Rückfälle in die Kinderkrankheit des Verſemachens. Das kommt vom Bukoliſieren.

Und ewig das unbehagliche Gefühl mit dem Suchen nach was.

Es iſt die reine Mauſer, in der ich mich befinde.

Vierzig Jahre alt und noch immer ſolch eine ſchwabbelige Seele!

Ich kann mich auf dem Jahrmarkt ſehen laſſen oder unerſchrockenen Romanſchreibern als pſychologiſches Modell ſtehen.

Unerquicklich!

* * *

Den 28. Februar.

Mein Zuſtand wird bedenklich. Es iſt keine Frage mehr: Ich befinde mich in einer Kriſe.

Es iſt ein pſychiſches Fieber von ſehr hartnäckiger Art. Wechſelfieber. Bald iſt meine verehrte Seele heiß, bald iſt ſie kalt. Irgendwas zerrt an ihr, wie böſe Buben am Maikäferbein.

Wer iſt der böſe Bube? Wenn ich ihn erwiſche, nehme ich ihn an den Ohren und beutle ihn, daß er genug haben ſoll.

Aber erſt haben!

Erſt haben!

Ich bin hinter ihm her wie der Bauer hinter den Äppeldieben. Aber nicht einmal ſeinen Hemdzipfel krieg' ich zu ſehen.

* * *

Den 29. Februar.

Hat ihm ſchon! Der Bengel heißt Sehnſucht und iſt aus der Familie Langeweile.

Schäm' dich, Pankraz! Biſt du ein Wortefänger geworden? Tote Käfer aufſpießen iſt mehr wert, als das.

Jawohl! Ja, freilich! — Sehnſucht! Das will wohl was heißen! Aber ſage mir doch, mein biedrer Käſcherſchwinger: wonach ſehnt ſich Deine allerliebſte Seele?

Wonach?

Da kraut ſich der Lümmel hinterm Ohr.

* * *

Ich muß ſyſtematiſch und exakt vorgehen.

Wenn die Ärzte ſo weit ſind, daß ſie den Magen beleuchten können, dann ſollten wir Pſychologen (wie ſtolz das klingt!) doch gefälligſt ſo weit ſein und die Seele beleuchten können.

Alſo leuchten wir!

Hm! Das Ding hat viele Runzeln ... Und zwiſchen den Runzeln ſteckt viel Staub ... Und der Staub iſt von mancherlei Art ... Und es iſt Bewegung in dem Staube ... Und auch die Runzeln liegen nicht ſtille, ſondern gehen auf und gehen ab, reiben ſich, rühren ſich, zucken, zittern ... Es iſt, als ob ſie nach Luft ſchnappten ...

Das Ding ſieht bedenklich aus. Sicherlich: Normal iſt das nicht!

Eine normale Seele, ſollte ich meinen, iſt ſehr glatt, ſehr ſtill und ſtaubfrei.

Was muß ich alſo tun?

Sehr klar. Erſtens: glatt machen; zweitens: auskehren; drittens: Ruhe!

Köſtlich! So verſchreibt der Herr Doktor dem Bettelweib Madeira.

Wo ſoll ich alter Kerl die Courage hernehmen und meine Seele erſt glatt bürſten, dann reinfegen und am Ende zur Beruhigung einölen!

Schließlich geht ſie mir dabei in die Brüche, meine Seele, und dann ſitz' ich da mit Bürſte, Beſen und Öl ...

Verfluchte Geſchichte!

V.

Eine parlamentariſche Standrede des Herrn Pankrazius Graunzer an ſich ſelber. Handelt von einem ſehr wichtigen Entſchluß und darf durchaus nicht überſchlagen werden

Verehrteſter! Wir haben nicht oft das Vergnügen, einerlei Meinung zu ſein, aber darin werdet Ihr mir, deſſen bin ich ſicher, beiſtimmen, daß es ſo nicht fortgehen kann.

Die Situation, in der wir uns befinden, iſt unerquicklich im höchſten Grade, und es wäre, parlamentariſch zu reden, ein Zeichen von mangelhafter Intelligenz, wenn wir nicht darauf ſännen, Mittel und Wege zu finden, wie wir dieſer bedränglichen Situation ein Ende bereiten und ſie durch einen Zuſtand ablöſen, der unſerm Befinden zuträglicher, unſerer Entwickelung heilſamer und des Namens Graunzer würdiger iſt. (Zuſtimmung auf allen Seiten.)

Es iſt keine Frage, daß ein Etwas in uns rumort, daß auf den Umſturz der beſtehenden Verhältniſſe hintreibt, und das wir, in Ermangelung eines beſtimmteren Ausdruckes, Sehnſucht nennen. („Sehr richtig!" links, in der Herzgegend. „Unſinn! Langeweile!" im Gehirnszentrum.) Dieſe Sehnſucht nun, — woraus entſpringt ſie? Fürchten Sie nicht, daß ich vorhabe, Sie durch lange und eingehende Unterſuchungen über den Grund dieſer p. p. Sehnſucht zu langweilen. Ich begnüge mich, ganz kurz die Behauptung aufzuſtellen, daß dieſe Sehnſucht die Folge eines gewiſſen Unbefriedigtſeins iſt.

Es muß etwas faul ſein im Staate Graunzer, ſonſt hätten wir dieſe bedenkliche Unruhe nicht in unſerm Innern! (Oho! im Gehirnzentrum.)

Nun denn, mein Lieber: Was iſt faul?

Ich ſchmeichle mir damit, eine Antwort auf dieſe nicht ganz

leichte Frage zu haben, aber ich muß bitten, daß Ihr mir die Aussprache dieser Antwort gestattet, ohne mir nach Eurer üblen Angewohnheit übers Maul zu fahren.

Die Fäulnis, an der wir leiden, und an der wir zugrunde gehen werden, wenn wir nicht schleunigst antiseptisch eingreifen, das ist die Zwecklosigkeit unseres ganzen gegenwärtigen Dahinlebens, der Mangel an einem fest und freudig begriffenen Ziele. Wir vegetieren, Verehrtester, aber wir leben nicht!

Als wir noch in Berlin saßen und Bücher registrierten, — nun wohl: das war kein schöner Zweck und kein hohes Ziel; aber wir hatten uns darein gefunden, wir hatten abgeschlossen mit allem anderen, wir hockten, nicht sehr dekorativ vielleicht, aber doch mit einer gewissen raumausfüllenden Sicherheit im Mittelpunkt unseres kleinen Kreises, dessen Pflichten wir erfüllten, und der uns immerhin eine gewisse, wenn auch spärliche Zufriedenheit bereitete. (Melancholische Zustimmung.)

Nun hat sich das geändert. Wir sind aus unserem Bücherkreise herausgelockt und in eine viel schönere, viel frischere, viel reichere Welt gesetzt worden. Das gütige Schicksal, unsere liebe Tante Ulrike, hat uns die unverdiente Ehre angetan, uns zum Herrn und Besitzer eines zwar nicht sehr großen, aber sehr schönen, sehr geordneten, sehr ergiebigen und völlig schuldenfreien Gutes zu machen. Wir sind keine Bücherfresser mehr, wir sind ein Gutsbesitzer! (Bravo auf allen Seiten.)

Aber! Aber! —: Füllen wir unsern Platz auch wirklich aus? Haben wir uns unseren neuen Pflichten, so wie es sich geziemt, angepaßt? (Pause.) Euer Schweigen antwortet mit mir: Nein!

Nein! Wir haben das nicht getan! Wir sind ein Bibliothekar a. D., der sich besuchshalber auf einem Gute aufhält und überflüssig macht, aber wir sind kein Gutsherr!

Ich will gar nicht davon reden, daß wir von der Landwirtschaft

nichts verſtehen. Das iſt erklärlich und entſchuldbar. Aber wir haben auch nicht den rechten Eifer etwas zu lernen. Wir bummeln auf unſerm ſchönen Gute herum und halten Maulaffen feil. Wir langweilen uns, wo wir arbeiten ſollten. Wir machen uns zum Geſpötte nicht bloß von Philemon und Baucis, den wackeren zweien, Hansjörg und Chriſtiane, ſondern wir ſind auch ein ſchlechtes Beiſpiel allen unſeren Leuten bis herunter zu Traugott, dem Kuhjungen.

Und warum das? An ſich ſind wir doch kein Nichtsnutz, kein Faulenzer! Beweis: Dieſes Bummeln bedrückt uns, dieſe Langeweile liegt uns ſchmerzhaft auf Seele und Leib.

Alſo warum?

Ich will es Euch ſagen, auf die Gefahr hin, daß Ihr mir die ſauerſten Äpfel Eures Graunzerſchen Geiſtes an den Kopf werft: So ein Gut, das einem gehört, iſt keine Bibliothek, in der man von Amtswegen ſitzt. So ein Gut, das einem gehört, muß einem in die Seele wachſen, muß einem ſehr lieb und innerlich eigen werden, ſonſt iſt man entweder Schmarotzer oder Tagelöhner auf ihm. In der Bibliothek iſt man im Grunde geiſtiger Tagelöhner, auch wenn man ſein Stückchen Pergament mit Liebe beackert, und dieſe geiſtige Tagelöhnerei auf einem Spezialgebiete mag recht wohl einen ganzen Menſchen ausfüllen, zumal wenn er von ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzem Gemüt Spezialiſt iſt, was zuweilen vorkommt, ſo wunderlich es klingt. Aber beim Landbeſitz gibt's ſolcherlei Spezialliebe nicht, abgeſehen von der induſtriellen Landwirtſchaft, die uns nichts angeht. Hier gilt es, im ganzen liebevoll aufzugehen, ein Bauer werden, der ſeinem Hofe gehört, wie der Hof ihm.

Dazu aber, Graunzer, gehört ein Ding, das uns fehlt, und das wir uns anſchaffen müſſen. Dazu gehört, ich kann mir nicht helfen, eine Eigentumsperſpektive in die Zukunft. (Unruhe auf allen Seiten.)

Ihr ahnt, was ich meine? Ihr ſchüttelt Euch vor Entſetzen, aber ich muß es Euch noch deutlicher ſagen: Dazu gehört die Ausſicht, daß auch nach uns das Gut uns gehört, daß wir das Gut auch für eine Fortſetzung unſres Selbſt bebauen. Kurz und gut: dazu gehört, daß wir einmal einen Sohn haben müſſen. (Tumult auf allen Seiten. Der Redner verſchwindet unter einem Regen von Pfuirufen und faulen Äpfeln.)

Und wenn Ihr mich eine Stunde lang bepfuit und mit faulen Äpfeln bewerft, — keiner dieſer Äpfel kann ſo ſauer ſein, wie der, in den ich biß, als ich dieſe Notwendigkeit erkannte, die ich laut nochmals ausſprechen muß: Graunzer, wir müſſen einen Sohn haben!

Das iſt im Grunde die Sehnſucht, die uns peinigt. Wir ſind unbefriedigt, weil wir nicht mit ganzer Liebe in unſerem neuen Wirkungskreiſe aufgehen, und wir gehen nicht mit ganzer Liebe in ihm auf, weil er, als der natürlichſte und alſo primitivſte aller Wirkungskreiſe, die Familie zur Vorausſetzung hat. (Stürmiſcher, gellender Ruf: „Pfui Teufel! Ein Weib! Da haben wir's!")

Ja, Graunzer, es iſt wahr: es wird ſich nicht umgehen laſſen, daß wir zu dieſem Zwecke ein Weib nehmen. (Ohrenbetäubender Lärm.)

Aber nur zu dieſem Zwecke! Ich verwahre mich mit Entſchiedenheit dagegen, daß ich Nebengedanken habe, denn darin bin ich völlig eins mit Euch: ich denke nicht an all das verworrene Zeug, das gemeinhin den Zweck der Erzeugung eines Erben verſchleiert. Aber es gibt ſchlechterdings kein anderes Mittel, zu unſerm Zwecke zu gelangen. So jammervoll es iſt: wir brauchen eine Frau dazu. (Beklommene Pauſe.)

Ich erlaube mir, den Antrag zu formulieren, den ich für angenommen anſehe, wenn ſich kein ausdrücklicher Widerſpruch erhebt: Wir beſchließen, zwecks Erlangung eines männlichen Erben eine

Frau zu nehmen, der wir uns aber bündigſt vorher zu erklären verpflichten, daß wir von all dem nicht zu unſern Anſchauungen paſſenden Brimborium ausdrücklich abſehen, das man für die Eingehung einer Ehe als Vorausſetzung anzunehmen pflegt. Tritt der Effekt, auf den es erſt ankommt, nämlich die Geburt eines Knaben, innerhalb zweier Jahre nicht ein, ſoll die Ehe augenblicklich aufgelöſt werden. (Dumpfe Pauſe.)

Da ſich kein Widerſpruch erhebt, erkläre ich den Antrag für angenommen und werde das Weitere veranlaſſen.

* * *

Nachſchrift: Ein wunderbares Mittel, über böſe Gemütsqualen wegzukommen, dies Farcieren ſeiner Unbehaglichkeit. Ich möchte wiſſen, ob das andern Leuten auch ſo geht.

Aber die Farce iſt ernſthaft! In einer Woche gedenke ich auf Freiers Füßen loszureiſen. O Tante Ulrike!

P.

am 15. März (dieſen Tag will ich mir hellila anſtreichen, als in der Farbe, die die frauenzimmerlichſte und mir fatalſte iſt).

VI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund, den mehrfach genannten Gymnaſiallehrer Peter Kahle. Gibt einen Kommentar zu der eben vernommenen Standrede, den ich jungen Mädchen nicht zu leſen rate

Kiebitzhof, am 25. März.

Magiſter Kahle!

Ihr habt mich, beim Himmel, ſchwer geärgert mit Eurem Briefe.

Ich habe Euch bis jetzt für einen ernſthaften Menſchen und Staatsbürger gehalten und mußte nun mit nicht geringem Bedauern wahrnehmen, daß Ihr ein Spötter von jener geringen Sorte ſeid, die heutzutage von den Zeitungen täglich ſchockweiſe auf den Markt gebracht werden, und für die ich nicht ſechs Dreier gebe, ſelbſt wenn ſie Doktoren der Philoſophie und ſtaatlich geeichte Knabenerzieher ſind.

Pro dolor, Peter, — wie kannſt Du bis zu der Frivolität hinabtauchen, zu reimen:

Das iſt der März,
Drauf reimt ſich Herz,
Sogar die Graunzer freien.
Jetzt wird es Tag!
O Himmel, ſag',
Was dann geſchieht im Maien?

Schämſt Du Dich nicht, Peter? Das Deinem Freunde und Korpsbruder?

Aber ich hab' es immer geſagt: die Schulmeiſterei verdirbt den Charakter; und: auf dem Katheder wächſt das Blümlein Bosheit am üppigſten; und: wer mit dem Bakel hantiert, ſieht an jedem Menſchen nur das Sitzfleiſch. (A propos: Du kennſt doch die Geſchichte von jenem Schulmonarchen, der in einem Muſeum die Venus Kallipigos ſah und mit Zungenſchnalz ausrief: „Wie müßten hier fünfundzwanzig flecken! . . .?") — Welch ein Narr ich war, daß ich Dir Mitteilung von dem Entſchluſſe machte, der mir wahrhaftig ſchwerer gefallen iſt als irgendeiner in meinem ganzen Leben! Über ſo was machſt Du Witze!? Und ſogar gereimte?!

Iſt denn das ganze Männergeſchlecht eine einzige Clique, vereint zur Verhöhnung der wenigen, die ſich vom Weibe emanzipiert haben? Habt ihr denn alle die Objektivität verloren in dem lächerlichen Ringelringelroſenkranz, den ihr mit Aufopferung eures Ver-

Digitized by Google

ſtandes, eurer Freiheit, eurer Würde, eures Wohlbehagens, eurer ſeeliſchen Reinheit mit dem von Schopenhauer ſattſam in ſeiner ganzen Gefährlichkeit und Elendigkeit gekennzeichneten Geſchlecht tanzt? Iſt es euch denn ganz und gar unmöglich geworden, wirklich männlich und nicht bloß als Schürzenanhängſel zu denken?

Oh, ihr Schürzenbandknoten! Oh, ihr belämmerten Ritter vom Unterrock! Oh, ihr Karpfen, die ihr an der Zopfnadel hangt!

Du kannſt Dir alſo abſolut nicht vorſtellen, daß man wirklich bloß um des Grundes willen, den ich Dir in meinem Briefe angegeben habe, heiraten kann, Du fühlſt ſchlechterdings den Anreiz zu der liebenswürdigen Inſinuation in Dir, ich ließe mich da nur von einem maskierten Inſtinkte leiten, und dieſer Inſtinkt tendiere ganz fröhlich und beſtimmt auf das hin, was ihr ſchamhaft Erotik nennt, weil euch ſelber der Ausdruck „Liebe" blümerant, weibſenhaft und lyrikerig vorkommt?

Nun will ich Dir aber mal was ſagen: Eure ganze vielgerühmte „Liebe" iſt im Gegenteil nur eine Maske, die ſich der Wunſch auf Nachkommenſchaft vorbindet, um auf glatteren Wegen zu ſeinem Ziele zu gelangen. Der Schwindel, den der Auerhahn der Auerhenne vortanzt, und der Schwindel, den ihr euren Gänſen vorſingt, vorwimmert, vorflötet, das iſt alles dieſelbe Sache, die dadurch nicht anſtändiger wird, daß ſie die allergemeinſte auf Gottes Erdboden iſt. Der Auerhahn aber iſt geſcheiter als die zweibeinigen Freier um Fräulein Gans. Er ſetzt das zappelige Getanze re facta wenigſtens nicht fort. Im Gegenteil, er begibt ſich ſchleunigſt möglichſt weit weg, auf die allerhöchſten Baumwipfel, und iſt von nun an ein ſehr gemeſſener und ernſthafter Herr. Ihr dagegen, — daß Gott erbarm'! Wenn euch die „Liebe" losgelaſſen hat, kriegt euch das noch künſtlicher angemachte Ehegefühl in die Krallen, und die richtige Komödie beginnt jetzt erſt. Ihr ſchämt euch, durch die naturnotwendig eintretende Kälte zuzugeſtehen, daß ihr vorher bloß

die obligate Balzkomödie aufgeführt habt, und ihr wißt euch nicht anders zu helfen, als dadurch, daß ihr nun die Komödie der ehelichen Liebe beginnt. Dieſe Komödie endigt aber immer tragiſch, gleichviel, ob es die Welt merkt oder nicht. Denn für einen Teil, und, wie ich fürchte, meiſt für den männlichen, wird ſie Ernſt. Will ſagen: der Komödiant glaubt ſchließlich ſelber an das, was er mimt, und das Ende iſt die Entſelbſtung, die Verweibſung.

Die Ehe iſt ſchuld daran, daß es keine Männer mehr gibt, d. h. die Ehe, wie Ihr, die Verweibſungsſüchtigen, ſie begreift.

Es muß aber auch noch eine andere Ehe möglich ſein, die natürliche Ehe nämlich, die Ehe ohne Goldpapieremballage, die Ehe, die lediglich und ganz ausſchließlich den Zweck der Erzielung von Nachkommenſchaft hat, und die weder vom Manne noch von der Frau die Aufgabe der Perſönlichkeit durch die „Liebe" fordert.

Monſtröſer Unfug, dieſe „Liebe", die die Verkrüppelung der einen Individualität ohne weiteres zur Vorausſetzung und meiſtens die Vernichtung beider Individualitäten zur Folge hat. Wie ſoll aus ſolchen Verhältniſſen eine geſunde Nachkommenſchaft hervorgehen? Was iſt dieſe Sorte Ehe anderes, als der Faktor, mit dem das bißchen Perſönlichkeit aus der Menſchheit hinausdividiert wird! Mir graut davor, wenn ich denke, was ſchließlich daraus werden ſoll, aus dieſem Rührei von Mann und Weib.

Und darum ſag' ich für meine Perſon allen Ernſtes: nein! Ich will eine Ehe gründen, ohne die Fiktion, daß, um ein neues Individuum zu zeugen, es nötig ſei, entweder die eigene oder eine andere Individualität zu opfern oder zwei Individualitäten bis zur Unkenntlichkeit ineinander zu manſchen. Eine ſolche Ehe, wie ich ſie mir denke, mag Eurer Sentimentalität nicht behagen. Dafür entſpricht ſie um ſo mehr der Natur. Die Ehe iſt nun 'mal keine lyriſche Angelegenheit.

Mein Entſchluß ſteht feſt. Ich ſetze Hansjörg zum Verwalter

ein und begebe mich auf die Suche. Erſt nach Berlin, wo ich, dem genius loci entſprechend, die Sache auf die geſchwindeſte und geſchäftsmäßigſte Weiſe per Annonce zu erledigen ſuchen werde. In welchen Lotterietopf man greift, iſt ſchließlich gleichgültig.

Gehab Dich wohl und geh' in dich!

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adreſſaten zu dieſem Briefe:

Krazi Graunzer, oder der Miſogyn aus Naturwiſſenſchaft. Auch gut! Man iſt heute alles aus Naturwiſſenſchaft. Früher war man alles aus Religion. Auch Miſogyn. Siehe Kirchenväter. Die Welt iſt rund und dreht ſich um. K.

VII.

Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an dieſelbe Adreſſe. Handelt von dem vorigen Brief

Kiebitzhof, den 26. März.

Lieber Peter!

Unter meinem vorigen Briefe wirſt du eine radierte Stelle geſehen haben. Ich geſtehe Dir, daß das Wegradierte „Nachſchrift" geheißen hat. Ich habe es aber vorgezogen, einen eigenen Brief ſtatt einer Nachſchrift zu ſchreiben, damit ich mich nicht eines ſpezifiſch weiblichen Fehlers ſchuldig mache.

Was ich Dir nachſchriftlich ſchreiben wollte, iſt aber dies: Mein voriger Brief hat einen etwas grätigen und dozierenden Ton, der mir ſelber nicht gefällt. Um ſo weniger, als ſich all das, was ich darin ſage, in ruhiger Entwickelung plauſibler geſtalten ließe. Trotzdem habe ich Dir den Brief geſchickt. Erſtens, weil es nötig

war, daß ich Dir für Deine üblen Witze die Leviten las, und dann, weil Du gerade auch aus dem Tone erkennen magſt, in welcher ſeeliſchen Verfaſſung ich mich befinde.

Sobald der Gedanke ans Weib Beſitz vom Gehirne eines Mannes nimmt, ſchlägt ſich der Humor in die Büſche.

Faſt hätt' ich Luſt, mir die Sache doch noch 'mal zu überlegen, aber ich fürchte, es käme nur zu einem Aufſchieben, und da will ich denn doch lieber gleich in den Apfel beißen, wo er am ſauerſten iſt.

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adreſſaten:

Armer Krazi! Entſchuldigt ſich! Aber er tut mir leid. Mir tun immer die Leute leid, die gute Kerle ſind und ſchimpfen müſſen. Das hatte die Religion vor der Naturwiſſenſchaft voraus, daß ſie die Leute nicht brummig machte.

VIII.

Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrates Kropfer an ſeinen Korpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pankrazius Graunzer

Berlin, den 10. April.

... Ja, richtig, noch eins! Geſtern hab ich Graunzern geſehen. Mir ſcheint, daß der Gute völlig am Überſchnappen iſt. Von Lebensart gar keine Spur mehr und ein Exterieur wie ein Hinterwäldler. Ganz der Vetter vom Lande: Inſpektormütze, Joppe, knallende Rindslederſtiefel.

„Was machſt du denn in Berlin?" fragte ich ihn.

„Ich ſetze Heiratsannoncen in den Lokalanzeiger", antwortete er.

Darauf ich: „Für einen Weiberfeind iſt das ein grauſamer Scherz."

Und er: „Gar kein Scherz! Wer gibt dir das Recht, mir ſcherzhafte Gedanken unterzuſchieben?! Wie kommſt du dazu, mich wie eine komiſche Perſon zu behandeln?! Nieſ' doch in dein eigenes Taſchentuch!"

Und eh' ich noch begütigend „na! na!" ſagen konnte, war er weg, quer über die Straße, in einen Omnibus hinein.

Und ein Geſicht machte er, — ich ſage Dir: ein Geſicht . . .! Jedes Schnurrbarthaar war geſträubt, und ſeine Augen funkelten dunkel. Du weißt, was das bei ihm zu bedeuten hat.

Dein

Kropfer.

IX.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Handelt von einer dezidiv modernen Dame

Berlin, den 10. April.

Mein guter Peter!

Nachdem ich Dir im vorigen Monat den Brief mit den Leviten und dann den Nachſchriftbrief geſchrieben hatte, hab' ich mich bald von Kiebitzhof aufgemacht und bin gen Berlin gefahren.

Mein Plan ſteht feſt: ich will eine Frau ſuchen. Zuerſt in Berlin. Zwar lieb' ich das Berliner Volk nicht, und ſo opponierte auch etwas in mir gegen den Plan, juſt am unliebenswürdigſten Orte von Deutſchland zu beginnen, aber ſchließlich ſagte ich mir, daß es ſich hier nicht um eine liebenswürdige, viel weniger um eine verliebte Sache handle, und daß gerade mein Geſchäft ſich in Ber-

lin vielleicht am ſchnellſten abwickeln könnte, wo man ohnehin zu einer geſchäftsmäßigen Behandlung aller Angelegenheiten des menſchlichen Lebens neigt.

Fuhr alſo nach Berlin.

Ich ließ Kiebitzhof ungern hinter mir. Jetzt, wo es Frühling werden will, iſt es ſchwer, aus der Natur heraus in die Stadt zu gehen. Aber da es geſchehen mußte, geſchah es, und ich brummelte vor mich hin:

Ich reit' auf Abenteuer aus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Einen Rattenſchwanz, den bring' ich nach Haus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Und wär' das Abenteuern dumm,
Treibt es mich doch ins Weite um,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!

Du ſiehſt, ich ſchackte ganz vergnüglich los, mit ſo einem gewiſſen, durchgegerbten Humor: Nur zu, die Sache wird ſchon ſchief gehen.

Und richtig!

Aber das muß ich Dir hübſch im Schritte erzählen.

Alſo: ich hatte mir in den Kopf geſetzt, zuvörderſt mal ſchlecht und modern zu operieren — mit einer Heiratsannonce in der Voſſiſchen Zeitung:

Die Annonce ſah ſo aus!

Ernſthaft.

Ein Vierziger, Dr. phil. und Gutsbeſitzer, wünſcht ſich zu verehelichen. Damen mit gleichem Vorhaben wollen ſich brieflich unter Chiffre P. G. 40 ausſprechen.

Ich hatte die Annonce ſo farblos und ohne jede Andeutung meiner perſönlichen Anforderungen gewählt, weil es mir unzweifelhaft verwehrt worden wäre, auszudrücken, daß ich mich lediglich zwecks Erzeugung von männlicher Nachkommenſchaft zu verehelichen wünſche. Denn ein ſolcher Wunſch, ausgeſprochen, erregt Ärgernis, während er, wie ich glaube, gehegt ſogar von Staatsanwälten und Paſtorstöchtern wird. Das iſt ſo eine der profunden Tatſachen unſeres Moralkodex, über die es gut iſt zu ſchweigen, denn ſobald man ins Reden davon käme, würde man einen Stil ſprechen, der wiederum das Intereſſe des von Staats wegen berufenen Hüters der beſtehenden Inſtitutionen erregen würde. Das iſt die bekannte Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Symbol der Ewigkeit ſagt man. Symbol der Ewigkeit der Dummheit — könnte man ſagen. Ich aber ſage es nicht, ſondern lache inwendig. (Wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß augenblicklich ſehr viel inwendig gelacht wird in Deutſchland, und es gehören zur Sekte der inwendigen Lacher Leute, die auswendig einen geradezu penetranten Ernſt zur Schau tragen, — nicht von Geſchmacks, ſondern von Amts wegen.)

Aber ich will nicht davon zu Dir ſprechen, denn davon ſprichſt Du ſelber wahrſcheinlich manchmal zu Dir, inwendiger Lacher, der Du biſt. Sondern ich will Dir erzählen, was auf meine Annonce in der Voſſiſchen erfolgt iſt.

Eine Sturmflut von Briefen in den bekannten unangenehmen, ſpinnefüßigen, weiblichen Schriftzügen ſturzwellte über mich her. In meiner Briefmappe, in den Schubfächern meines Schreibtiſches, überall, in meinem ganzen Zimmer erhob ſich ein Krieg von hunderterlei Geſtänken, wie ſie in der Damenwelt, die nicht einmal den Mut ihres eigenen Geruches hat, unter den Namen von Parfüms graſſieren. Erſt nachdem ich etwas Jodoform verſtreut hatte, ward ich dieſes widerlichen Mißduftes Herr.

Länger dauerte es, bis ich die fatalen Dünſte aus meinem Gehirn getrieben hatte, die von dem Inhalt jener Briefe in mir erzeugt worden waren. Ich hatte ein Gefühl von Verbreiung meines Zerebralſyſtems, als ich dieſe unglaublichen Briefe geleſen hatte, und ich bekam einen Begriff, wie es im Gehirn eines unſerer weihſeligen Lyriker ausſehen mag, die noch immer nicht aufhören, zu behaupten, daß die Liebe der ſchönſte aller Triebe ſei. Ein paar Kapitel Schopenhauer taten gute Dienſte gegen dieſe zeitweilige Verſeuchung, aber im Grunde danke ich es doch wohl hauptſächlich meiner guten Mannesgehirnskonſtitution, daß ich dieſes Gefühl höchſter Elendigkeit und Kraftloſigkeit verhältnismäßig ſchnell überwunden habe.

Ich würde als ein ſchlechter Freund und auch gegen mich wie ein Flagellant handeln, würde ich Dir hier aus dieſen Briefen einen Gefühlsextrakt geben. Ich habe ſie verbrannt, und ich will ſie zu vergeſſen ſuchen.

Unter der ganzen gräßlichen Menge war ein einziger, der mir ein gewiſſes nicht mit direktem Unwohlſein verbundenes Intereſſe abgewann. Es war in derben, ſteifen Schriftzügen geſchrieben, nicht parfümiert und lautete wie folgt:

Herrn P. G. 40!

Das trifft ſich gut! Sie ſind vierzig, ich fünfunddreißig.

Sie ſind Gutsbeſitzer (den Doktor ſchenk' ich Ihnen), und ich habe das Stadtleben ſatt.

Sie wollen heiraten, ich auch.

Ich zweifle demnach nicht, daß wir harmonieren werden.

Wenn es Ihnen recht iſt, ſprechen wir uns einmal perſönlich aus.

Ich werde morgen abend 7 Uhr im Reſtaurant Pſchorr, Ecke Friedrich- und Behrenſtraße, an dem Tiſch in der Ecke,

gerade gegenüber der Eingangstür von der Friedrichstraße her, sitzen.

Sollte der Tisch besetzt sein, was aber um diese Zeit nicht anzunehmen ist, so werd' ich mich dem Speisebüfett gegenübersetzen und die Kreuzzeitung lesen.

Ich warte bis 8 Uhr.

K. K.

Dieser Brief gewann nicht allein dadurch, daß er sich von der allgemeinen Limonade der übrigen scharf abhob, er hatte auch für sich allein genommen etwas, das mir, ich will nicht sagen imponierte, aber doch einen gewissen vertrauenerweckenden Eindruck machte.

Da er von einer Person jenes Geschlechtes kam, deren Äußerungen man gut tut, stets auf Bakterien genau zu untersuchen, sah ich ihn mir sehr genau an. Ich kam dabei zu folgendem Resultate:

1. Keine Anrede.

Das läßt sich gut und übel auslegen, denn man kann daraus vielleicht auf eine gewisse gerade Wesensart schließen, die an einen Unbekannten auch nicht die üblichen Höflichkeitsfloskeln verschwenden will, vielleicht aber läßt es auch einfach den Schluß auf eine salva venia Rauhbeinigkeit zu, die für mich beim weiblichen Geschlecht nicht eben dekorativ wirkt.

2. Die Antithesen des Eingangs.

Nicht ohne eine gewisse kurzbündige Kraft. Die Frau, dacht' ich mir, häkelt ihre Reden nicht, wie es Weiberart, noch strickt sie gar jene langen Redestrümpfe, in denen der gesunde Verstand erstickt. Sie wird vielleicht eher ein bißchen zu wenig sagen. Aber das ist weitaus das geringere Übel.

3. „Ich zweifle demnach nicht."

Ecce mulier! Da haben wir auch bei der kurzredigen die Schnatterlogik. „Demnach!" Es iſt unerhört! Indeſſen: auf logiſche Gebrechen war ich ja für alle Fälle vorbereitet.

4. „Im Reſtaurant Pſchorr."

Sie alſo gibt mir ein Rendezvous, und zwar ohne weiteres, ohne jeden Vorſchlag irgend welcher weiteren brieflichen Präliminarien.

Und dann: nicht Joſty, nicht Kranzler, ſondern Pſchorr; kein Zuckerbäcker, kein Kaffee, ſondern Bier, und zwar echtes. Das läßt auf eine gewiſſe ſichere und kräftige Art des Entſchließens und des Geſchmackes ſchließen.

Gefällt mir.

5. Genaue Kenntnis der Örtlichkeit und der Beſuchsfrequenz im Pſchorr.

Sollte ſie Stammgaſt ſein?

6. Die Kreuzzeitung.

Die Dame iſt ſchlau, man wird ſich alſo vorſehen müſſen. Sie kalkuliert ſo: Der Mann iſt Gutsbeſitzer, folglich wird er Agrarier ſein, folglich wird er es gerne hören, daß ich die Kreuzzeitung leſe.

Madame, Reſpekt! Aber Sie werden ſich daran gewöhnen müſſen, daß ich Sie durchſchaue.

7. „Ich warte bis 8 Uhr."

Das weiſt wieder auf Entſchiedenheit hin und auf einen gewiſſen Stolz.

Nicht übel.

8. „Den Doktor ſchenk' ich Ihnen."

Eine merkwürdig kühne Parentheſe. So viel pſychologiſchen Spürſinn kann ich der Dame nicht zutrauen, daß ſie aus meiner Annonce die geringe Schätzung hätte erkennen ſollen, mit der ich meinen akademiſchen Grad anſehe. Sie muß alſo wirklich die Doktorei perſönlich gering achten.

A la bonne heure! Das gefällt mir ſehr gut!

Freilich müßte man den Grund dieſer Geringachtung wiſſen.

Vielleicht hat ſie ſchlechte Erfahrungen mit Doktoren gemacht?

Vielleicht auch, daß ſie mit dieſem Ausnahmsſtandpunkt bloß kokettiert.

Denn womit kokettieren Weiber nicht?

Ich denke, Du ſiehſt, daß ich gründlich und ganz gewiß objektiv zu Werke ging. Das ſchließliche Ergebnis meiner Spezialunterſuchung war, daß ich beſchloß, mir das Doppel-K in Perſon anzuſehen.

Mir war nicht ganz wohl zumute, als ich mich auf den Weg machte.

Du weißt, wie ſchwer es mir fällt, mit Weibern zu reden. Dieſes fremde Volk ſpricht eine Sprache, die nur ſcheinbar dieſelbe iſt, die ich beherrſche. Und dann haben ſie alle ſo was verwirrend Mimiſches an ſich, eine ſo vertrakte Art, die Worte mit Blicken, Geſten, Bewegungen zu begleiten, die ganz willkürlich und zuſammenhanglos ſind. Ich möchte ihnen immer in den Arm fallen und fragen: Bitte, warum jetzt der kleine Finger ſo in die Höhe? Oder: Um Gottes willen, warum nun die Blicke auf meine Stiefel? Oder: Gerechter Himmel, was iſt Ihnen, daß Sie ſo madonnenſchmerzlich den Kopf nach rechts neigen?

Es iſt aber nicht Furcht, was mich ſo bange macht, denn ſchüchtern bin ich nicht. Es iſt nur Widerwille. Und dieſen mußt' ich natürlich diesmal unterdrücken.

Ich ging alſo in das Pſchorr. An dem Tiſch gegenüber der Tür ſaß ſie nicht. Der war beſetzt von Studenten.

Alſo nicht Stammgaſt! dacht' ich mir.

Und nun der Blick das Lokal lang hinab zum Speiſenbüfett.

Richtig! Mitten gegenüber eine Dame hinter einem großen Zeitungsblatt. Ich erkannte deutlich das Kreuz und hol' mich der

Kuckuck, mein Herz klopfte, daß ich mich coram publico hätte bemaulſchellen mögen.

Von ihr ſah ich nur ein Toupet ſchwarzer Haare. Gut! dacht' ich mir, ſie hat den Hut abgenommen! Das iſt kein ſchlechtes Zeichen!

Und nun los auf den Tiſch und eine Verbeugung gemacht und: „P. G. 44."

Als Antwort eine ſonore Stimme: K.! K.! (Wirklich: hinter jedem K ein akuſtiſch deutliches Ausrufezeichen.)

Ich: Mein Name iſt Pankrazius Graunzer. Sie geſtatten?

K. K.: Katharina Kolbe. Bitte!

Dabei ſahen mich zwei ſchwarze Augen groß und inquiſitoriſch an. Nur als Soldat, wenn unſer Feldwebel den Anzug prüfte, habe ich ſolche Augen an mir auf- und abwandern ſehen.

Ich fand kaum die nötige Unbefangenheit, gleichfalls zu muſtern; als ich mir aber den nötigen Ruck gegeben hatte, ſah ich folgendes: unterſetzte Figur, ein bißchen zur, ſagen wir Breite, neigend, mit ſtarker Bruſtausladung; das Geſicht ſcharfzügig, im Profil an gewiſſe Bourbonengeſichter erinnernd; die Haare kein Toupet, wie es von weitem erſchien, ſondern in natürlicher üppiger Kräuſelung a la Titus gehalten, — entſchieden zu viel Haarwerk; die Hände von geſunder Farbe, ſehr fleiſchig; das Kleid knapp anliegend, ſchwarz, einfach, ziemlich viel vom ſpeckigen Nacken freilaſſend, um den eine goldene Kette hing. Geſamteindruck: nicht ſehr liebenswürdig, aber auch nicht abſtoßend; wenn man ſich daran gewöhnt haben wird, wird man das Enſemble ganz anſtändig finden.

Sie begann das Geſpräch ſofort, nachdem ich abgelegt und Bier bekommen hatte.

K. K.: Nun alſo, Herr Graunzer, Sie wollen heiraten! Darf ich da erſt 'mal ein paar Fragen an Sie richten? (Ein Blick, der mir wie nichts Gutes in die Seele fuhr. Es war Examinatoren-

ſtrenge darin. Ich fühlte mich beengt, wie wenn ich im Kandidatenfrack ſäße, und unwillkürlich fuhr ich mit dem Finger am inneren Rande meines Hemdkragens entlang.)

Ich: Bitte, Fräulein . . . oder Frau.

K. K. (gebieteriſch): Fräulein!

Ich: Hm!

K. K.: Nun alſo, erſtlich, Herr Graunzer, — ja, apropos: Sie legen doch keinen Wert auf den Doktor?

Ich: Gewiß nicht.

K. K.: Das iſt gut. Ich hätte es für Schwäche gehalten, wenn Sie's täten. Alſo: weshalb wollen Sie heiraten?

Ich: Gut, daß Sie fragen! Ich will heiraten, um einen Sohn zu bekommen.

K. K. (mit zurückgeworfenem Kopfe): Ah!

Ich (in einer Art Erbitterung, denn ich fing an, mich über dieſes weibliche Weſen zu ärgern, das mich hier am Wirtshaustiſche ausfragte und muſterte wie einen Kutſcher, den ſie mieten wollte): Jawohl! Um einen Sohn zu bekommen oder auch mehrere Söhne, aber keine Töchter. Aus dieſem Grunde.

K. K.: Vortrefflich, ganz vortrefflich! Ah!

Ich: Es freut mich, daß Sie meinen Grund, der der einzige iſt, gutheißen. Ich hätte kaum gehofft, daß ſich dieſer Kardinalpunkt ſo überaus ſchnell erledigen würde.

K. K.: Wofür halten Sie mich?

Pauſe.

Ich (der ich das anfangs für eine rhetoriſche Frage gehalten hatte): Für eine Dame alſo . . .

K. K.: Alſo?

Ich: Verzeihen Sie, aber es wird mir etwas ſchwer, Ihnen jetzt, nachdem ich Sie erſt ſeit fünf Minuten etwa kenne, bereits meine Meinungen über die unter dem Namen Dame begriffene

Gattung Menſch vorzutragen. (Ich ſprach wirklich in dieſem Dozentenſtile. Es ging von K. K. etwas ſo Ungewöhnliches aus, daß ich auf Zeiten wirklich das Gefühl hatte, ich befände mich einem Demonſtrationsobjekte und nicht einem lebendigen Menſchen gegenüber. Der Gedanke, daß ich eines jener nach unſeren Geſellſchaftsſatzungen mit ganz beſonderen Fineſſen und Rückſichten zu behandelnden Weſen vor mir hätte, die wir eben „Dame" nennen, kam mir gar nicht.)

K. K.: Warum?! Warum?! Bitte, keine Gêne! Nur das nicht! Ich vertrage alles! Ich bin auch auf alles gefaßt! Ich bin kein Backfiſch mehr! Ich ſehe klar!

Ich: Klar? Sie irren ſich vermutlich. Keine Dame ſieht klar. Nicht einmal ein Weib, das keine Dame iſt, ſieht klar.

K. K.: Hm! Sie denken alſo gering von uns? Wie?

Ich: So iſt es. Ja. Im allgemeinen und bis jetzt auch im beſonderen.

K. K.: Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Sie ſind mein Mann!

Ich: Noch nicht! Aber ich muß geſtehen, daß ich ſchon wieder erſtaunt bin, Sie ſo ſchnell auf meine Intentionen eingehen zu ſehen.

K. K.: Inwiefern iſt das erſtaunlich? Warum ſollte ſich eine Frau nicht zu derſelben Seelen- und Geiſtesſtärke aufſchwingen wie ein Mann? Warum ſollte ich nicht begreifen, daß ein Mann niedrig vom Weibe denkt? Nichts iſt erklärlicher!

Ich: Gewiß! Aber wie ſtellen Sie ſich die Stellung der Frau eines ſolchen Mannes in der Ehe vor? Würden Sie ſich getrauen, eine ſolche Stellung einzunehmen? Das iſt doch nicht ſo einfach!? Da gilt es doch, auf alles mögliche zu verzichten!? Die Liebe z. B.!?

K. K.: Das findet ſich!

Ich: Bitte recht ſehr, das findet ſich nicht! Ganz und gar nicht! Darauf laß ich mich nicht ein! Das eben will ich vermeiden!

K. K.: Gut! Dann vermeidet man's! Man muß ſich nur verſtehen!

Ich: Bitte recht ſehr! Das beanſpruche und erwarte ich nicht! Wozu auch?! Die Ehe iſt doch keine intellektuelle Angelegenheit, ebenſowenig wie ſie eine ſentimentale Angelegenheit iſt. Ich betrachte ſie lediglich als eine Art phyſiologiſchen Kontrakt, eingegangen zur Erzielung einer Nachkommenſchaft.

K. K.: Aber das iſt ja ausgezeichnet! Das iſt ja wundervoll! Das iſt ja das, was ich mir immer vorſtelle! Das iſt 'mal wirklich ein moderner Begriff von Ehe!

Ich: Modern oder nicht: Es iſt mein Begriff!

K. K.: Und meiner auch! (Flammend): Ja, ganz gewiß! Meiner auch!

Ich: Schön, alſo darin ſind wir einig. Es gälte nur noch die einzelnen Punkte des Kontraktes zu formulieren.

K. K. (ein Notizbuch herausziehend, mit hochgezogenen Augenbrauen, höchſt geſpannt und mit einer gewiſſen Buchhalterinnenmiene): Alſo § 1!

Ich: Nicht ſo gerade! Es gilt ja eigentlich nur einen Punkt.

K. K. (einfallend): Das mit dem Sohne!

Ich: Jawohl, das mit dem Sohne.

K. K.: Hm! Wenn nun aber zuerſt ein Mädchen . . .

Ich: Zuerſt oder zuzweit oder zuletzt: Das gibt's nicht! Das wäre Scheidungsgrund!

K. K. (einen Augenblick perplex): Sapperlot! Das iſt ſchwierig.

Ich: Ja, das iſt ſchwierig.

K. K.: Sagen Sie mal . . . aber nein! Ich habe ja ſelbſt darüber geleſen! Gewiß! Man kann es ja ſo einrichten, daß es ein Knabe . . .

Ich: Wie beliebt?

K. K.: Aber Sie wiſſen das ja beſſer, als ich! Die Wiſſen-

ſchaft Phyſiologie (Ich, für mich: ecce Mantegazza!) gibt uns ja die Verhaltungsmaßregeln zur vorherigen Beſtimmung in dem von Ihnen berührten Punkte an die Hand.

Ich: Ich weiß das nicht, Fräulein Kolbe!

K. K.: Gewiß! Gewiß! Ich brauche nur nachzuſchlagen zu Hauſe. Es gibt da was.

Ich (nun ſchon feſt im Sattel und beide Schenkel dicht am Gaul): Wenn dem ſo iſt: famos! Dann wären wir ja im klaren, vorausgeſetzt, daß nicht etwa überhaupt die Konſtellation Kolbe-Graunzer, wenn Sie mir geſtatten, eine ſolche anzunehmen, die Ausſicht auf Nachkommenſchaft vereitelt.

K. K.: Wie meinen Sie das?

Ich: Sie wiſſen, es gehört eine gewiſſe Kongruenz der phyſiologiſchen Bedingungen dazu, um in einer Ehe jenen gewünſchten Effekt (ganz abgeſehen von unſerm noch ſpeziell komplizierten Fall) zu erzeugen.

K. K.: Ach ſo! Ja, das muß ausprobiert werden. Ich für mein Teil bin unbeſorgt. Nur iſt nicht viel Zeit zu verlieren.

Ich: Wie das?

K. K.: Ich meine: Sie ſind vierzig, Herr Graunzer ...

Ich: Gewiß, gewiß. Wenn alles klappt, können wir gleich abſchließen. Eile tut not. Die Phyſiologie läßt nicht mit ſich ſpaßen. Schlimmſten Falles können Sie mal nachſchlagen.

* * *

Peter! Peter!! Peter!!! Was war das für ein Frauenzimmer! Die hätt' ich Tante Ulriken gewünſcht, wenn ſie über die heutige Zeit loszog. Herrgott, Himmel und Paradies: dieſe Spezies hätte nicht mal ich für möglich gehalten. Ein Rattenkönig von Hundsnaſigkeit, Berechnung, Oberflächlichkeit, Eingebildetheit und — gelinde geſagt — Dummheit und Roheit, und ſo 'was renom-

miert mit dem Worte, das Leben und Aufwärtsentwickelung bedeutet: modern!

Du wirſt mir in Deiner unheilbaren Güte ſagen, daß ich nur das Pech gehabt habe, einer jener Karikaturen in die Hände zu fallen, wie ſie von Übergangszeiten gerne geboren werden, — meinetwegen magſt Du recht haben. Ich für meine Perſon werde mich hüten, auch noch den weiblichen Problemen nachzulaufen; ich habe an den weiblichen Tatſachen genug.

Der Tatſache K. K. habe ich meine Meinung ſchließlich nicht verhohlen, und ich wundere mich augenblicklich, daß ich heiler Haut davon gekommen bin. Zum Ende unſerer Disputation klirrten die Armbänder der phyſiologiſchen Experimentierdame bedenklich nahe vor meinem Geſicht hin und her, dann ward es plötzlich ſtille. K. K. war davongerauſcht, und ich hatte noch vier Glas Bier für ſie zu zahlen. Als Lehrgeld immerhin billig.

Dein

Pankraz.

X.

Herr Pankrazius Graunzer faßt Reiſepläne und berichtet darüber ſeinem Freunde Peter Kahle

Berlin, den 15. April.

Mein guter Peter!

Es iſt nichts mit dem öffentlichen Verfahren in Freiersangelegenheiten. Ich ſehe von dem Gedanken ab, auf dem Wege des mit Druckerſchwärze verunreinigten Papieres zu einer Frau zu kommen. Ich werde perſönlich ſuchen.

Aber nicht in Berlin. Ich habe an einer K. K. genug.

Ich werde die Orte aufſuchen, wo ich irgendwelche Beziehungen

habe, die mir Gelegenheit geben könnten, das zu finden, was ich ſuche. Gott verläßt bekanntlich keinen Deutſchen, ich werde mich alſo auf ihn verlaſſen. Hilft er mir nicht, ſo iſt vielleicht auch das Gnade, und ich danke ihm eines Tages auf den Knien. Ich bin etwas reſigniert, wie Du ſiehſt. Hätteſt Du K. K. geſehen, ſo würdeſt Du Dich wundern, daß ich noch den Federhalter halten kann. Ich muß doch eine gute Konſtitution haben.

Zuerſt fahre ich nach Dresden.

Dein

Krazi.

XI.

Einiges aus Herrn Pankrazius Graunzers Reiſetagebuche. Handelt von einer Karoline, von einem Schwimmmädchen und von Dresden

Im Eiſenbahnwagen von Berlin nach Dresden.
16. April.

Ich habe Pech: die Lokomotive meines Zuges heißt Karoline.

Aber: ich bin allein im Kupee.

Zuerſt will ich eine halbe Stunde die Augen zutun; ſind wir außerhalb Berlins, ſo ſollen ſie wieder aufgemacht werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ah! Ah! Felder rechts und links! Felder! Wie ſchön das iſt! Und das junge Grün darauf! Und der unverqualmte blaue Himmel darüber! Und alles, wenn's auch nicht gerade beunruhigend maleriſch iſt, doch ſo anheimelnd naturartig; — jedenfalls nicht mehr Berlin! . . .

Gott ſei getrommelt und gepfiffen!

Mütze hoch, Graunzer, und nu jodel mal!
Ju-hu-hu-hu-huuu! Tria-duliöh-haha!

* * *

Schönchen, ſchönchen, ſchönchen! Ich leſe an den Stationen die Kilometer ab, die wir uns von Berlin entfernen, und entzücke mich daran, wie hurtig mich die wackere Karoline von Berlin wegträgt.

Ein gutes Mädchen, ein liebes, ein dickes, ein ſcharmantes Mädchen!

Hochverehrte Karoline!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Schienenklirrende Maſchine!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Raße, raſe
Deine Straße,
Schnaube Dampf aus deiner Naſe,
Friß dir Feuer in den Wanſt,
Renne, renne was du kannſt.
Sieh, wie ſchön zu beiden Seiten
Feld und Wald ſich drehn und gleiten,
Und die ſtille Heide tanzt.
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!
Den Galopp, den mag ich leiden!
Ah! wie deines Dampfes graue
Fahne, allerliebſte Fraue,
Über unſerm Sauſe weht!
Schön! Schön! Schön! Und ſchneller immer!
Oh, du gutes Frauenzimmer!
Vorwärts! Vorwärts! Fortgedreht!
Ratta-huſchta! Ratta-huſchta!

* * *

Dresden, den 17. April, früh.

Ach, was ich wundervoll geträumt habe dieſe Nacht.

Ich träumte, ich wäre wie vor dreißig Jahren hier in Dresden

im Freimaurerinſtitut. Und ich hatte Sonntags meinen Urlaubszettel und ging in aller Frühe hinaus aus dem Kaſten, bummelte die Weißeritz hinunter, dann über die Brücke und in die Stadt hinein. Überall, wo es Pfannkuchen gab, kauft' ich mir einen, mit Pflaumenmus gefüllt, und mit Aprikoſen, und einen ſogar mit Apfelſinenmarmelade.

Und ich ging, wie ich immer zu gehen pflegte, in den Zwinger.

Erſt die ſchöne Mittelallee hinauf, dann wieder bis zur Mitte zurück und dann links quer durch und die Stufen hinan, da hinauf, wo die Baſſins ſind.

Kein Waſſer darin. Niemand in der Nähe. Ich in das Baſſin hinein.

Da, wie ich drin bin, auf einmal ſchließt ſich über mir das Baſſin, und es iſt eine grüne Kuppel ausgeſpannt, dunkelgrün, und in dieſem Grün ſchwimmen goldene Fiſche, — aber beileibe keine von den gewöhnlichen Goldfiſchen, wie ſie in Mutter Schützens Fiſchglas ſind. Nein, ganz merkwürdige goldene Fiſche, mit langen blauglänzenden Floſſen, die gebogen waren wie die Federn des Paradiesvogels. Aber Augen hatten ſie, ganz, ganz gelbe, richtige Telleraugen, wie große Schilde rechts und links.

Die alſo ſchwammen über mir.

Aber es mußte wohl nicht Waſſer ſein, worin ſie ſchwammen, denn ich ſelber ſtand ja in dem grünen Weben, in dem ſie waren, und was um mich war, das war eine liebe, warme, duftende Luft, die freilich ſichtbarlich in Wellen ging, und die mich auch benetzte, wie wenn ſie etwas wäre, das zwiſchen Luft und Waſſer iſt.

Es war unbeſchreiblich angenehm, und mich genierte es nur, daß ich meinen gräßlichen Freimaurerinſtitutsmantel anhatte, mit den goldenen Knöpfen.

Aber guck mal nur, da kam ein kleines Mädchen auf mich zugeſchwommen, das griff an mir herunter, und mit einem Male

war der entſetzliche Mantel weg, und ich ſtand in einer allerliebſten roſigen Nacktheit da, ein Bübchen von den angenehmſten Konturen, nicht zu mager und nicht zu dick, gerade recht.

Was denn aber nun? dachte ich mir.

Da ſagte das kleine Schwimmädchen, das ganz in meinem Alter zu ſein ſchien und eben ſo hübſch und nackt war, wie ich (was mir unendlich wohlgefiel): „Du, kleiner Graunzer, das iſt aber nett, daß du endlich gekommen biſt! Nun wollen wir aber gehn und Schokolade trinken! Haſt du auch Pfannkuchen mitgebracht?"

„Pfannkuchen? Oh! Mit Apfelſinenmarmelade ſogar! In meinem Mantel ſtecken ſie!"

„Mantel? Was iſt denn das für ein Ding?"

Da überfiel mich ein gräßlicher Schreck. Herrgott, der Mantel! Der Mantel! Mit dem Urlaubszettel! Herrgott, wenn ich den Urlaubszettel heute abend nicht habe!

Und ich fuhr im Baſſin herum und ſuchte und ſuchte, und die grüne Luft fing an zu wirbeln, und Blaſen ſtiegen in ihr auf, und die goldenen Fiſche erſchraken und rannten an mich an mit ihren dicken Köpfen, und ihre gelben Telleraugen wurden ſchwarz vor Schreck. Und auch die Kleine fing an zu zittern und zu zappeln, und ſchließlich, ach Gott, ſchließlich war ſie auch verſchwunden.

Die grüne Kuppel über mir zerging, der blaue Himmel war wieder da, und ich ſtand, um Gottes willen, ich ſtand ganz nackt in dem Baſſin, und rundherum alle meine Lehrer, alle meine Lehrer mit gelben Rohrſtöcken.

„Na wart'! Na wart'! Komm du nur heut abend ins Inſtitut! Das ſind ſchöne Geſchichten! Schöne Geſchichten!"

Vor Schreck wachte ich auf.

Da ſchien die helle Sonne ins Zimmer, und wie ich mich aufrichtete, ſah ich die alte, gute, gelbe Elbe unten ihre Wellen wäl-

zen, nach deren Farbe die Dresdener ſo farbenſicher ihren Milchkaffee zu miſchen wiſſen, und ich mußte laut lachen.

Alſo vierzig Jahre alt und träumen wie ein Bübchen mit zehn!

Gott ſei Dank! Das iſt herrlich! Das freut mich! Alſo iſt meine Seele noch nicht ledern geworden!

Und ich ſtand mit Pfeifen und Singen auf und beſchaute mich lange im Spiegel.

Ganz ſo ſchön bin ich nicht, wie das Bübchen im Baſſin. Nein, wirklich, und wenn ich es mir antun und mich jetzt nudifizieren wollte (ein ſchamhaft Wort), — ich glaube, ich fiele rücklings um und lallte: Schöne Geſchichten! Schöne Geſchichten!

Aber gleichviel: Wenn man nur noch ſo nackt träumen kann! Das iſt die Hauptſache! Die Waden ſind Nebenwerk.

Köſtlich, wie aufgeregt ich war.

Ich wußte, wenn ich da auf den Knopf an der Tür drücke, wird ein ſächſiſcher Kellner kommen und mich fragen, ob ich Gaffeh oder Deeh oder Gaggao will, aber trotz dieſer Wiſſenſchaft meinte ich, es könnte vielleicht doch mal anders geſchehen, und es käme nicht der Schwarzgeſchößte, ſondern die kleine Prinzeſſin Fiſch, die ſo reizende rote Haare hatte.

Wunderlich! Wunderlich! Mein Herz pumperte, und mir war jungenhaft feig, ach, ſo angenehm feig zumute, daß ich mich in die Sonne ſtellte, um in ihr Mut zu faſſen, wenn ſie hereinſchwömme und ich . . .

Graunzer . . . genug! Nachts mögen ſie hingehen, die Allotria, aber bei tagshellen Zeiten bitt' ich mir etwas Vierzigjährigkeit aus.

Und der Kellner kam, und ſeine wehenden Schöße trieben den Reſt des nächtlich angenehmen Spuks hinaus, und ich gab mich nach langer Zeit wieder einmal dem Genuſſe eines Dresdener Dreierbrötchens hin.

Zieh ich den Schluß aus dem Traum und ſeiner Nachſtimmung,

ſo werd' ich ſagen müſſen: Es werden irgendwo Schlingen im Gemüt gelegt. Auf der Hut ſein und in keine Netze tappen! Am wenigſten, wenn ſie aus roten Haaren geflochten ſind. Denn ich weiß wohl, von welchem Bilde aus ſüßer Dummerjungenzeit Prinzeſſin Paradiesfiſch der Reflex war.

Apage diabolina! Adelheid hat ſie geheißen.

* * *

Dresden, 18. April.

Das liebe grünweiße Neſt iſt zu ſchön, als daß man Luſt und Zeit für Geſchäfte fände, wie ich ſie vorhabe.

Geſtern und heute bin ich den ganzen Tag herumgebummelt. Zu Fuße, in einer der ehrwürdigen ortsüblichen Droſchken und ſchließlich zu Schiffe.

Anfangs ſtörte mich die übermelodiſche Ausdrucksweiſe der Eingeborenen etwas, aber ſchließlich ſchwang ich mich zu objektiver Auffaſſung auf mit dem Spruche des Dichters: Singe, wem Geſang gegeben, und ich fand es zuweilen ſogar ganz hübſch, beharrlich angeſungen zu werden.

Dieſes Singen gehört hier wirklich zum Lokalkolorit, und ein Dresden, in dem die viel ſchönere Mundart der Münchener etwa geſprochen würde, wäre für mich etwas ungeheuerlich Stilwidriges. Nein, nochmals: Singe, wem Geſang gegeben! Die langen Vokale und der dünne Kaffee; möge ſich die Hauptſtadt des Königreichs Sachſen niemals dieſe unveräußerlichen Reſervatrechte rauben laſſen!

Schade, daß ſich Dresden ſo moderniſiert. Die Art der ihm innewohnenden, der ſpezifiſch dresdneriſchen Schönheit, erfordert eigentlich ein gewiſſes Altmodiſches. Chaiſenträger z. B. würden ſich hier gut ausnehmen, aber es müßten Rokokochaiſen ſein.

* * *

Von jetzt ab will ich aber doch planmäßig vorgehen und im Auge behalten, wozu ich hier bin. Ich bin doch kein Vergnügungsreiſender! Ach du liebes Gottchen, — nee, nee!

Alſo: morgen zur alten, guten Mutter Schützen! Wird die Augen machen!

XII.

Bei Mutter Schützen. Von Pankrazius Graunzer ſelber aufgezeichnet

Wunderlich, wunderlich, wunderlich!

Ich gehe hier fortwährend wie in einer Wolke ſpazieren. Und dieſe Wolke hat goldene Ränder. Morgenrotsränder. Und ein leiſer Wind, ein lieber Wind, ein luſtiger Wind weht mich an, ſtreichelt mich, liebkoſt mich. Und aus meinem Herzen antwortet ein Gefühl von Zutraulichkeit und reiner, dankender Freude, wie ich es ach wie lange nicht mehr gehabt habe.

Da ſteh' ich z. B. auf der Brühlſchen Terraſſe oben, ſtütze meine Hände aufs Geländer, lege mich ein wenig vor und ſehe hinab auf die Elbe.

Wie das alles köſtlich iſt, ſo mir wohlvertraut, ein Stück von mir. Ich habe es lange mit mir herumgetragen und nicht gewußt; jetzt ſeh' ich's außer mir, und in mir auch wird nun dasſelbe Bild lebendig, nur, daß ich ſelber mit in dem Bilde bin, und zwar als Mittelpunkt.

Ich ſehe mich. Den kleinen Jungen ſeh' ich mit der ſchottiſchen Mütze und der Gürteljoppe, wie er neben dem alten Mann im grauen Schuſterkrauſenbart hergeht und den braunen Kober trägt.

Wohin gehen die beiden? Ei! Zum königlichen Küchenſchiff, das dem König Johann Fourage nach Pillnitz bringt.

Und der alte Mann, der alte Schütze, erzählt mit einem merkwürdigen Stolze, daß des Königs Lieblingsgericht Kartoffelstückchen mit Schöpsenfleisch sei. Und der kleine Junge denkt sich: Wenn ich König wäre, äß' ich was anderes am liebsten.

Was denn z. B.? Na, doch gewiß Mohrenköpfe mit Schlagsahne! Oder, ja, vielleicht auch Rindfleisch mit Rosinensauce. Aber viel Mandeln müssen drin sein. Oder . . .

Aber da ist schon wieder ein anderes Bild.

Da ist das Schloß Pillnitz selber und der erste Schritt auf glattem Parkett, und der Junge fällt hin, und eine schöne, junge Dame in einem rosaseidenen Kleide lacht, und der Junge, erst beschämt, wird jetzt wütend und ballt der Prinzeß die Fäuste. Gräßlich, der alte Schütze kriegt ihn an den Ohren. Jammer, Jammer! Und das Prinzeßchen lacht . . .

Wohin ich nur komme, überall regnet's wie in goldenen Fäden auf mich ein: Erinnerungen . . . Erinnerungen.

Es ist sonderbar, wie sie wach werden.

Da gehe ich an einem Hause vorbei. Ein kleiner Garten davor, grün, buschig; wie ist mir nur? Ein Name will mir auf die Zunge, ein Name . . . Auf einmal ist er da: Nieritz?! Warum gerade hier Nieritz? Habe ich vor diesem Hause vielleicht als Knabe einmal in einem Nieritzschen Buche gelesen? Was ist's? Gleichviel: plötzlich tauchen mir all diese fromm-spannenden Geschichten auf, mit deren Jugendhelden ich mich identifizierte, ohne doch stets mit der Art zufrieden zu sein, wie immer alles in Milchreis mit Zuckerbutter verlief.

Zuweilen ist es, wie wenn Blasen in meiner Seele aufstiegen. Rätselhafte Namen, längst vergessene. Und ich muß mitten auf der Straße stehen bleiben und nachdenken. Da, plötzlich, an der katholischen Kirche, stößt mir das Wort Rammer ins Gehirn.

Rammer! Ja, um Gottes willen, was ist das?

Ich ſuche und ſuche und ſuche. Keine Spur.

Ich taſte meine ganzen Kinderjahre ab, horche in mich hinein, konzentriere mich mit Gewalt auf dies eine Wort ... Es will ſich nicht klären.

Ich laufe um die Kirche herum. Will mich ablenken. Hilft nichts; es rammert weiter.

Und immer um die Kirche herum; ich muß, ich muß. Der Rammer jagt mich. Ja, wer denn, wer denn!

Himmeldonnerwetter, wer iſt dieſer Kerl!?

Da, pardauz, ſehe ich ihn vor mir: ein kleiner, dünner, ſommerſproſſiger, gelbhaariger Burſch, den ich hier vor dem Gruftfenſter der Wettiner kennen gelernt habe.

Es war ein Sommerſonntag, und er beredete mich zu einem Spaziergang in die Oſtraallee.

Jetzt habe ich alles deutlich vor mir: grüne Augen hatte er und ganz merkwürdig feine, durchſichtige Hände. Und es ging etwas Eigentümliches von ihm aus, das mich ganz befangen machte ...

In einem Gebüſch, weitab vom Wege, brachte der liebenswürdige, grünäugige Burſch mir eine Kunſt bei, der ich den Verluſt meines halben Gedächtniſſes verdanke ... Im Inſtitut hab' ich mich dann weiter darin ausgebildet ... Das ganze Inſtitut war eine hohe Schule dieſer Kunſt ...

Beim Himmel, ich ſchwör' es: wenn mir ein Sohn wird, ich werde ihn niemals in ein Inſtitut geben. Nein, er ſoll ſeine Kämpfe mit der Natur wenigſtens ſelber auskämpfen.

Aber bei dem Namen Rammer — was fällt mir da nun nicht alles ein! Vor mir taucht auf jenes Ungetüm mit roten, wie von Blutdünſten verſchleierten Augen, das Ungetüm jener Zeit, in der der Menſch über die fatale Schwelle muß, die zwiſchen der Kindheit und dem Wachſen und Werden des Geſchlechtes liegt. Ich weiß mich noch der Träume zu erinnern, die mich damals quälten.

Ein ſchwammiges, lauliches Weſen mit hunderttauſend Brüſten, die wie Arme nach mir griffen, war nächtlich bei mir. Es kam und wich und wartete und kam wieder, watend wie in Blutbrei; es hob ſich über mir und floß über mich aus in einen klebrigen warmen Regen; es breitete ſich vor mir am Boden aus und rollte ſich zu mir wie eine breite Welle und umſchloß mich und ſtieg an mir empor; und es wurde eine heiße Luft voll dumpfer, ſchwüler Stimmen, und aus dieſer Luft ſpien mich grüne Zungen an, und das heiße Gebrodel fuhr in mich ... Furchtbares Monſtrum, furchtbare Zeit, Pubertät.

Die Natur, ja, ja, — eine grauſame Dame. Singt nur das: „Wie groß iſt des Allmächtigen Güte", meine guten Freunde, die ihr lutherchriſtlich ſeid, aber am ſchönſten werdet ihr es erſt ſingen, wenn ihr den Mut habt, das Geſchlecht von euch zu nehmen. Nur Mut, das Meſſer iſt gelinder als die Sucht! Die Päpſte, oh, dieſe klugen Gottesknechte mit der dreifachen Krone, haben ganz recht: die Kaſtraten ſind die einzig wahren Kirchenſänger. Denn ſiehe, auch die himmliſchen Chöre ſind ohne Geſchlecht.

Im Himmel, im Himmel die Engelein
Nicht Männer und nicht Weiber ſeyn,
Von Leib und Seele ſind ganz rein.
Gloria in excelſis!

* * *

Am höchſten ſtieg die Flut der Erinnerungen in mir, als ich mich auf den Weg zu Mutter Schützen machte, da ward es direkt halluzinatoriſch.

Es iſt kein Wunder, denn alles, was mir hier begegnet, weckt in meinen Sinnen ein Stück der Jugend auf, die in mir begraben liegt und ſehnſüchtig darauf wartet, bis ihr ein guter Zufall das angenehme Poſaunenlied bläſt:

Steh' auf, o Seel', und ſchreite,
Auf ſteht ſperrangelweite
Der Sarg; der Tag iſt da,
Da du auch ſollſt mit Beten
Vor deinen HERREN treten
Und ſingen laut Halleluja!

Sonderbar! Sind wir nicht wandernde Särge? Nein! Ambulante Sargmagazine mit dem beſtaſſortierten Lager von der Welt? In unſerm Gehirn (oder ſonſtwo, meinetwegen in der Zirbeldrüſe) liegt eingebettet alles, alles, alles, was wir je ſelber getan, oder was uns geſchah; alles, alles, alles, das auch nur an uns vorüberging, jeder Käfer, der uns einmal umflog, jeder Floh, der uns einmal biß, jede Dummheit, die wir einmal ſprachen, jede Gemeinheit, die wir einmal dachten, Gutes und Böſes und Gleichgültiges, ob es in uns war und hinausging aus uns, oder ob es außen uns gegenüberſtand und in uns einging — alles liegt in uns, begraben wohl, aber auferſtehlich, und zuweilen gibt es ein Gewimmel in den Zellen und einen Auferſtehungsrumor, ein Joſaphatgedröhne — puh:

Rechts die Schafe, links die Böcke,
Güt'ger Himmel, ſende Pflöcke,
Daß ich das Geſindel binde,
Überblick und Ruhe finde!

Es iſt unerhört, was für ein Ameiſenhaufen heute mein Buſen war (um das gebenedeite Wort der deutſchen Lyra zu brauchen). Ich hätte ſchreien mögen, ſo kribbelte es. Sogar meine zwei erſten Lieben tauchten auf.

Die allererſte in Begleitung einer Maulſchelle, die ich erhielt, weil ich mich zu aktiv gebärdete, und die zweite in Begleitung einer Maulſchelle, die ich austeilte, weil ein Rival unbequem werden wollte.

Dort war es, dort; in dieſer Haustür, auf den ausgeſcheuerten Sandſteinſtufen des Flurs.

Ich muß hineingehen. Richtig: da hinten die Glastür mit dem Blick in den ſchwarzen Hof. Und auch jetzt wird dort Wäſche getrocknet.

Es iſt der ewigen Wäſche Hof,
Der Hof der ewigen Wäſche,
Und wer da durch die Wäſche kriecht,
Kriegt von der Wäſcherin Dreſche.

ſang ich damals, und ſelbſt dieſer Vers wird wieder munter wie ein Gaſſenjunge.

Ob die Frau, die eben die Treppe herunterkommt und mich mißtrauiſch muſtert, jene Berta iſt?

Hinaus Graunzer! Und einmal Auge und Ohr inwendig zugemacht.

Stopp! Kuſcht euch, werte Leichen!

* * *

Mutter Schützen wohnt noch in demſelben Hauſe, im ſelben Stockwerk, auf demſelben Flur, und noch ſteht auf dem großen, grünlackierten Schilde mit weißen, aber nun faſt ganz ſchwarz gewordenen Buchſtaben der alte Name „Gottlieb Schütze, Kgl. Küchenmann", obwohl das alte Großvaterchen längſt ſeinem Könige gefolgt iſt, der die göttliche Komödie überſetzt und Kartoffelſtückchen geliebt hat.

Wie ich vor dem Schilde ſtehe, überläuft mich dasſelbe bangfrohe Gefühl wie damals immer, wenn ich Sonntags auf Urlaub aus dem Inſtitute zu meinen alten ehemaligen Pflegeeltern kam. Ich wußte, es wird allerlei Gutes zu ſchnabulieren geben, aber auch an geſalzenen Leviten wird's nicht fehlen.

Und nun an der Klingel gezogen. Gott, wie dünne die jetzt klingt, und hinterher raſſelt der Draht, wie der Atem nach den leiſen Worten eines Bruſtkranken.

Niemand öffnet. Noch einmal das Klingelſtimmchen und der Raſſeldraht. So . . . Jetzt Schritte, die richtigen Dresdener Filzlatſchenſchritte.

Ich bin geſpannt, wer aufmachen wird.

Na? eine Kinderſtimme? Höchſter Flüſterdiskant: „Wer iſt draußen?"

Ich nenne meinen Namen.

„Gleich!" (faſt geſungen das) und die Schrittchen filzlatſchen zurück.

Lange Pauſe. Türe auf. Zu. Ein Hüſteln. Andere Schritte kommen. Die Flurtür öffnet ſich. Eine junge Frau ſteht im Dunkeln.

„Die Großmutter ſchläft, aber kommen Sie nur 'rein, Herr Doktor."

Sie geht voran.

Ja! Wer iſt denn das?

In der Stube klärt ſich's auf. Das iſt nun ſchon die Enkelin der Alten, mein Patenkind, und die Kleine, die zuerſt gefragt, iſt ihre jüngſte Tochter. Dieſe Generationsperſpektive! Ja, es heiratet ſich was zuſammen auf dieſer Welt.

Großmutter iſt in ihrem Zimmer. Man darf ſie nicht ſchnell wecken.

„Sie kommt aber von ſelber zu ſich, wenn jemand in der Stube iſt."

Gut, ſo gehen wir alſo leiſe hinein!

Die Enkelin mit ihrer Tochter voraus, dann ich. Wir dürfen nicht reden. Ganz ſtill ſetz' ich mich aufs Sofa. Die junge Frau führt das Kind an den Stuhl der Alten, wo es ſich ganz artig

und leis auf die Hütſche ſetzt. Sie ſelbſt bleibt neben dem Stuhle ſtehen.

Ich muß ſagen: es ſieht eigentlich unheimlich aus. Mutter Schützen ſchläft, wie ſie immer tat, mit offenem Munde, und jetzt, da dieſer Mund bei der über Neunzigjährigen gar keine Zähne mehr hat, auch das Rote an den Lippen ganz eingezogen und völlig im Mundinnern verſchwunden iſt, gibt das einen Anblick von Mumienhaftigkeit, der nicht gerade anheimelt. Noch toller wird das dadurch, daß auch die Augen, ganz glaſig und faſt weiß, offen ſtehen.

Mir geht es eiskalt durch und durch, und wenn ich mich, ohne mich zu rühren, nur mit umhergewandten Augen im Zimmer umſehe, fürcht' ich ſchon ein Geräuſch zu machen und all dieſe alten Gegenſtände von ihren Plätzen zu bewegen, dieſe Porzellanfiguren und Bildchen, dieſe Gardinen und Glasvaſen, dieſe Sträuße aus altem Zittergras und Papier und zumal den alten Mahagoniglasſchrank. Ich ſtreife nur alles mit den Augen, und es iſt, als ob Schleier über allem lägen. Und dazu iſt es Dämmerzeit, und dieſes Hinterhauszimmer liegt ganz wie in grauem Aſchenſtaub. Auch wird es zuſehends dunkler, daß ich bald die lilaen Haubenſchleifen von Mutter Schützen nicht mehr ſehen kann.

Da hebt ſie ihre rechte Hand. Mumienhaft. Ich muß wegſehen. Der Zeigefinger iſt ſtarr auf mich gerichtet.

Und mir iſt, als müßte jetzt auch das eben erwachte Leben ihrer Augen auf mich gerichtet ſein.

Aber es iſt ein Irrtum. Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie hat niemand um ſich bemerkt. Sie murmelt nur ſo vor ſich hin: „Überall — überall die Menſchen beieinander. Ja, ja, eener wie der andere, eener wie der andere."

Eine Pauſe. Ich ſehe hin. Jetzt hat ſie die Kleine entdeckt.

„Berta! Biſt du da? Na, ſieh 'mal Mädchen."

Und die Kleine faſt ganz leiſe: „Großmutter, der Herr Doktor aus Berlin iſt da!"

Und die junge Frau ſetzt ebenſo leiſe hinzu: „Der Doktor Graunzer!"

„Der Graunzer!? Jh, ſieh 'mal eener an! Nee, nee, mei' Pumperchen? Na, Pumperchen! Na, ſo komm doch her, Pumperchen! Wo ſteckt er denn?!"

Das mit ganz veränderter Stimme, ziemlich klar und hell, ob auch ſehr dünn; und alles Gefühl von Tod und Unheimlichkeit ſchwand mir. Jn dieſer Stimme war noch Wärme.

Jch ging hin zu ihr, und ſie küßte mich mit ihren kalten Lippen; aber dieſer Kuß war nichtsdeſtoweniger warm, denn es floſſen Tränen über ihn hin, und mir ſelber kam das Schluchzen.

Dazwiſchen die Stimme der Kleinen: „Mutter, warum weint denn der Onkel?"

Und die junge Frau d'rauf: „Komm, Berta, wir wollen 'nüber gehen."

Die beiden gingen.

* * *

Wie wir allein im Zimmer waren, Mutter Schützen und ich, wurde es mir ſo heimlich und ſicher zumute, daß ich mich der Alten zu Füßen auf die Hütſche ſetzte und meine Hände in ihren Schoß legte. Sie liebkoſte mich, wie ſie zu mir als Kind getan hatte, und ſprach ſo lieb und klug und mütterlich zu mir, wie nur je.

Es war eine andere Zeit und eine andere Welt, die zu mir ſprach. Jch hatte nur zu lauſchen und gab mich dieſem eigenen Zauber hin wie ein Kind, das auf Märchen horcht.

Es ward allmählich ganz finſter im Zimmer, erſt Abend, dann Nacht. Mutter Schützen aber hörte nicht auf, mir von mir zu erzählen aus der Zeit, da ſie meine Pflegemutter geweſen war. Wenn

meine Seele jetzt auf eine Weile glatt iſt, ſo hat ſie es getan, ſie hat mir alle Falten und Runzeln herausgeglättet mit leiſen, behutſamen Strichen.

Es war wunderbar ſchön.

Schade, daß die Frauen erſt neunzig Jahre alt werden müſſen, um ſo etwas zu vermögen.

Als ſie ſich aber genug getan hatte an Erinnerung, machte ſie eine kleine Pauſe, und dann begann ſie mich auszufragen.

Du lieber Gott — nun kam meine Beichte.

Es war ein bißchen peinlich, denn ſie ſagte durchaus kein Wort dazu, und ich mußte nur immer berichten, und wenn ich glaubte, fertig zu ſein, kam immer wieder ihr Wort: „So, ſo, nu erzähle nur weiter."

Schließlich, als ich völlig fertig war und geſagt hatte: „Das iſt alles, Mutter Schützen, und nun weiß ich gar nichts mehr," kam erſt eine beſonders lange Pauſe und dann das:

„Aber du erzählſt mir ja gar nichts von deiner Frau, Pumperchen!?"

Ich: Ich habe keine Frau, Mutter Schützen!

Mutter Schützen: Du haſt keine Frau?

Ich: Nein, Mutter Schützen, ich habe keine.

M. Sch.: Ja, Pumperchen, nu hör' aber, nee, nee, du: du biſt nu doch vierzig? Nich?

Ich: Ja, Mutter Schützen, vierzig.

M. Sch.: Vierzig! Närr'ſch! Und keene Frau! Hat dich denn gar keene gewollt?

Ich: Aber, Mutter Schützen, wo denken Sie hin? Ich habe keine gewollt.

M. Sch.: Putz'ges Kerlchen! Pumperchen! Mir kannſte's doch ſagen!

Ich: Nein, wirklich! Wirklich! Ich hab' nicht heiraten wollen.

M. Sch.: Nu ſag' aber bloß: Warum denn nich! Ernähren kannſte doch eene.

Ich: Ja, ja, ſchon, aber wiſſen Sie, Mutter Schützen, ich mag die Frauensleute nicht.

M. Sch.: Pumperchen: du biſt verrückt! Gott nee, der Junge!

Ich: Aber, Mutter Schützen, Sie wiſſen doch ſelber, wie heutzutage die Frauensleute ſind!

M. Sch.: Heitzutage oder nicht heitzutage, ob ſe nu ſo ſin, oder ob ſe ſo ſin; ganz eegal. Heiraten mußte doch, Pumperchen, närr'ſches Sticke!

Ich: Aber warum denn, Mutter Schützen?!

M. Sch.: Warum? Nee ſo e Junge! Warum? Nu ſag' bloß: warum hat denn dei Vater geheirat'? Warum heirat'n denn de Leite überall, wie du ſe ſiehſt? Höre 'mal: vorhin hatt' ich 'n Troom. Da ſah ich über de ganze Erde weg, ſo groß wie ſe is, und ich ſah alle Menſchen, wie viele 's ſin, unzählige viele, Keenige und Kaiſer und arme Leite, und Preißen und Sachſen, und ooch Schwarze waren drunter — aber ſe waren ſich alle gleich, alle gleich. 's war bei allen ganz dasſelbe. Erſcht wurden ſe geboren, und dann kriegten ſe Kinder, und dann ſtarben ſe. Und das ging überall ganz egal. Und wenn ooch der eene oder andre nich wollte: es kam doch überall ſo.

Weeßte, Pumperchen, ich bin ene alte Frau, und wenn ich was treime, is es wahr! Der Troom aber hat ooch ſeine Bedeitung, denn warum hab' ich'n gehabt? Weil du da warſt. Siehſte: der liebe Gott hat'n mir für dich geſchickt. Denn ich ſelber: ich hab' das lange gewußt. Ich habe Kinder gehabt, und meine Kinder haben wieder Kinder gehabt, und die haben wieder Kinder. Wozu ſollen wir denn ſonſt leben? Da drum rum dreht ſich alles. Ohne das ginge alles aus'm Leime.

Und nun rückte ich mit meinen Heiratsgedanken heraus. Es war

ſtockfinſter, wie ich erzählte, was ich vorhätte, und Mutter Schützen ſchenkte mir nichts, ich mußte haarklein meine Pläne auseinanderlegen.

Als ich geendet hatte, erfolgte keine Entgegnung von Mutter Schützen, ſondern ſie rief (genau in der Tonſteigung, die ich vor dreißig Jahren an ihr kennen gelernt habe): Lina!

Die Tür öffnete ſich, ein breiter gelber Lichtſtreifen fiel herein, und die junge Frau fragte: Soll ich Licht bringen, Großmutter?

„Nee, kee Licht, Lina, de weeßt, ich habe genug an der Helligkeet am Tage. In der Nacht kee Licht. Das Duſter is ſo ſcheene, un m'r ſchläft ooch, wenn m'r wach is derbei. (Zu mir): Das ſin ſo Alteweibergrillen, Pumperchen, weeßte! — — Aber Lina, ja, deine Freindin, Schmidts Mariechen, ſage mal: beſtelle die doch morgen abend her!"

„Ja, Großmutter!"

Die Türe zu, der gelbe Lichtſchein weg, Mutter Schützen und ich wieder im Dunkeln.

Mutter Schützen: Weeßte Pumperchen, Schmidts Mariechen, das wär 'ne Frau für dich! Komm morgen abend wieder und ſieh ſe dir an.

Ich: Aber Mutter Schützen, ich . . .

Mutter Schützen: Komm morgen abend wieder, Pumperchen! Und jetzt laß mich ſchlafen. So! Na, geh nu! Komm gut nach Hauſe! Gute Nacht! Du, Pumperchen! Weeßte noch, wie m'r immer geſagt ha'm? Komm nich unter de Dampfſchiffe!

Und das alte Weiblein lachte ganz vergnügt.

* * *

Axiom: Nicht einmal mit alten Frauen ſoll man ſich einlaſſen.

Auf dem Heimwege aber dichtete ich nach berühmtem Muſter ein erhebendes Lied:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt Mariechen mit?
Nadel, Faden und Fingerhut,
D'raus flickt ſie zwei Pantoffeln gut,
Damit ſie ihrem Ehemann
Die Hühneraugen wärmen kann.
Das kriegt Mariechen mit,
Spricht Schwiegervater Schmidt.

Periculoſa res eſt deſperatio, ſagt ein alter Spruch.

XIII.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund den Gymnaſiallehrer Peter Kahle. Handelt, wie der geneigte Leſer ſchon zu erraten die Güte hatte, von Schmidts Mariechen.

Dresden im — Mai ....

Das iſt der Mai!
Aus eins wird zwei
Aus zwei wird mehr,
Ein ganzes Heer.
Flieh' aus dem Mai!
Aus eins wird zwei ...

Du greifſt Dir an den Kopf, Peter? Du ſchüttelſt ihn? Du denkſt an losgegangene Schrauben?

Greife, ſchüttle und denke,— Du haſt recht.

Aber in der Tat: der Holunder blüht, und die Stare pfeifen. Es frühlingt hier in einer Weiſe, daß man ſich wundert, ſelber keine grünen Blätter zu treiben.

Die Welt blüht in Gottſeligkeit,
Der Himmel hängt voll Geigen,
Ich ſuch' einen Fiedelbogen,
Daß ich ſie könne ſtreichen.

Jetzt ſchlägſt Du aber mit der Fauſt auf den Tiſch, nicht wahr? Jetzt wird Peter wild?

Aber ich frage Dich: Iſt es nicht beſſer, die Vögel fliegen zu laſſen, als daß ſie Dir im Hauſe Stuhl und Tiſch beklecksen?

So denk' ich mit den Verſen. Purr! ſind ſie weg, und meine Seele bleibt rein. Sela!

Der Mai iſt und bleibt der eigentliche Kuppelmonat, vielleicht ſchon deshalb, weil er kalt, naß und windig, einen Kuppelpelz wohl vertragen könnte. Es iſt der Mai in uns, der rumort, und wenn er, wie heuer, auch außen ausſchlägt (köſtliches Wort), dann

„Iſt die Wieſe junger Böcklein voll
Und in zertretenen Blumen wälzt ſich wild
Die nackte Sehnſucht, die in Verſen ſchreit."

Hol' mich der und jener! Seit heute morgen verſelt's mich, und der Reimhaber ſticht mich wie einen Obertertianer.

Dieſer verfluchte Frühling! Man kann ſeinen Verſtand nicht behalten. Das heiße Fünfgeſpann muß durchgehen. Denn die Augen werden wild vor eitel Licht und Sonne, und die Naſe (gönne mir das hippiſche Bild) bäumt ſich, da es ſo ſüß in der Luft violt, und das Gehör zittert im Schwalle des jungen Vogelſangs, und die Fingerſpitzen werden ekſtatiſch, da ſie den holden Weidenkätzchenpelz wieder fühlen dürfen. Die Zunge aber ſchnalzt das hohe C, denn ſie wird vom Maiwein kareſſiert.

Aus dieſen Gründen und aus ein paar anderen noch, die ich juſt nicht detaillieren will, bitt' ich Dich, ein Auge oder auch zwei zuzudrücken über meine maipreislichen Anwandlungen.

Daß mich der Kuppeljunker nicht völlig untergekriegt hat, wirſt Du gleich ſehen.

Ein ſchlauer Herr iſt er, das muß man ihm ſchon laſſen. Heut' zeigte er's. Nicht genug, daß er dieſe merkwürdig kühlwarme Frühlingsſonne und all das bekannte Frühlingsrequiſit zur Verfügung hatte, das ſich die Dichter in den Rucksack ſtecken, wenn ſie den Berg Parnaſſos beſteigen wollen, — er hatte ſich auch noch mit Mutter Schützen verbündet. Durchaus wollte er mich diesmal zum Pantoffel-Unter machen.

Eine ganze Garde angenehmer Genien hatte er gegen mich mobiliſiert: häusliche Behaglichkeit, Ordnung, Beſcheidenheit, Untertänigkeit, Milde, Nettigkeit und, nicht zu vergeſſen, den guten Geiſt des Suppentopfes, der eine ſtetige Güte des Mittagstiſches gewährleiſtet. Kurz: er hatte es an nichts fehlen laſſen, und der Inbegriff ſeiner holden Gaben hieß Schmidts Mariechen.

— — — — — — — — — — — — —

Kannſt Du Dir vorſtellen, wie ſich der deutſche Durchſchnittsbackfiſch die deutſche Hausfrau vorſtellt?

Du ſchauderſt.

Nun denn! Glätte deine Gänſehaut, nimm einen Kognak und einen Stonsdorfer, gürte Deine Lenden mit Leder vom Krokodile und hänge daran den beſten Oliven-Bakel, denn ich will Dich zu dieſer deutſchen Hausfrau führen.

Ich höre Dich ſtammeln, und ich vernehme den klaſſiſchen Ruf Deiner Angſt: Heu, heu et iterum heu et proh dolor! Aber, Peter, ich bin hart, und ich ſchleppe Dich hin in das Gehäuſe der ſemmelblonden Vollkommenheit.

Sieh, wie nett ſchon der Fußabſtreicher iſt! Wie ſinnig! Ein Vers ſteht darauf:

Lieber Gaſt, tritt herein,
Streife dir die Stiefel rein!

Du denkſt Dir „wie ſüß!", und die erſte Träne rollt Dir in den Bart. Laß rollen dahin! Es wird die einzige nicht bleiben.

Gottchen, Gottchen, Gottchen, wie ſchön die gute Stube iſt!

Ein Muſeum von Häkeldecken!

Ein Muſterlager von Stickarbeiten!

Eine ſaubere Stätte beſcheidener Muſen!

Da ſteht das Pianino mit dem Kopfe des jungen Mozart, zu dem der eine Engel auf der Sixtiniſchen das Modell war.

Was iſt aufgeſchlagen?

Ignorant! Die Kloſterglocken ſind's!

Und dort der wohlgenährte Kanarienvogel!

Und an der Wand, ach Gott, wie ſüß, aus blonden Haarzöpfen künſtlich gewunden und unter Glas und Rahmen der Spruch:

An Gottes Segen
Iſt alles gelegen!

Weshalb denn auch der Geſangbuchsgoldſchnitt alle Bücher hold überſtrahlt, gerade ſo abgegriffen, wie es recht iſt, um gleichzeitig Frömmigkeit und vorſichtiges Umgehen mit wertvollen Sachen zu dokumentieren.

Welche Bücher außerdem?

Aus welchen Gefilden trotziger Barbarei biſt Du, daß Du fragſt?

Es iſt das Kochbuch, das ſich an den „Beruf der Jungfrau" lehnt, und „Goldelſe" ſchmiegt ſich zaghaft an „Blüten, Perlen und Juwelen deutſchen Sinns und Geiſtes".

Beim gütigen Himmel: es lebe das Kochbuch!

Ich denke: Du biſt im Bilde.

Stell' Dir weiter noch vor: einen ausgeſtopften weißen Pudel mit blauen Glasaugen, einer rotſamtenen Zunge und einem rotſeidenen Halsbande; ein Öldruckbild: „Deutſchlands Stolz" (man ſieht darauf ſämtliche bis zum Jahre 1803 geborenen kaiſer-

lichen Prinzen); zwei Gipsbüſten (grüngolden bronziert), die, wie es ſcheint, den Stumpfſinn einmal in einer männlichen und einmal in einer weiblichen Figur perſonifizieren ſollen (das Mädchen ſieht beſonders ſtupide aus, was nicht ohne Feinheit iſt); einen Vogelbauer mit einem lächerlich gemäſteten Kanarienvogel, der in einer unangenehmen Weiſe aſthmatiſch ſchreit und boshafte Augen hat; einen Photographieſtänder mit unglaublich viel gewöhnlichen Geſichtern, die alleſamt inſipide lächeln („feixen" ſagt der Sachſe ſehr hübſch), — kurz: ſtell' Dir eine „gute Stube" in des Wortſinns furchtbarſter Fülle vor, und Du haſt das Milieu, in das mich heute Mutter Schützen verſetzt hat.

Urſprünglich wollte ſie, daß ich die Dame, die in Züchten den verlockenden Namen Schmidts Mariechen trägt, bei ihr ſehen ſollte, gewiſſermaßen vorgeritten von ihr ſelber, aber heute in aller Frühe wurde ich benachrichtigt, daß es beſſer ſei, ich ginge ſelber „zu Schmidts", und zwar einfach zum Mittageſſen. Es wäre alles in Ordnung. Vater Schmidt und Mutter Schmidtn freuten ſich, Schmidts Mariechen ditto. Punkt zwölf würde gegeſſen. Als Stütze für mich würde Mutter Schützens Enkelin Ida, die ich geſtern kennen gelernt habe, zugegen ſein.

Mutter Schützen war ſtets reſolut, aber das war mir denn doch ein bißchen verwunderlich. Lädt mich einfach bei Leuten ein, die mich abſolut nicht kennen! Und gleich zu Mittag! Ganz ſicherlich hat ſie den unglücklichen Schmidts auch das Menü vorgeſchrieben, dacht' ich mir, und richtig: ich erfuhr, daß ſie mein ſächſiſches Leibgericht, Rindfleiſch mit Roſinenſauce, befohlen hatte.

Ich habe bereits verſucht, Dir das Häkeldeckenheim der würdigen Schmidts in großen Zügen zu ſchildern, wenigſtens ihr Allerheiligſtes, die gute Stube. In dieſe war ich geführt worden, und hier erwartete ich mutvoll und gefaßt des Schickſals Stöße.

Ich hatte neben dem Sofa Poſto gefaßt, deſſen drei nebeneinander gelagerte Bäuche in ihrer fabelhaften Schwellung mir die entſetzliche Phantaſie einflößten, daß im nächſten Augenblick drei junge Sofas geboren werden müßten, ferkelhaft feiſte, und meine Finger verloren ſich ratlos in der kunſtvollen Häkeldecke, die die Korpulenz dieſes hoffnungsvollen Möbels überdeckte. Da tat ſich die Türe auf, und es erſchien das lebendige zweibeinige Gegenſtück des dickbäuchigen Vierfüßlers, es erſchien der zu dieſem Kanapee gehörige Menſch: Herr Schmidt.

Wieviel Bäuche er ſein eigen nennt, vermag ich nicht zu ſagen, da er einen blauen geſteppten Schlafrock um die Fülle ſeiner Leibhaftigkeit geſchwungen hatte. Es mögen aber nicht wenige Bäuche ſein, die unter dem blaugeſteppten wohnen, denn jeder Schritt, den Herr Schmidt tat, erzeugte eine Art ſchütternder Wellenbewegung unter dem geſteppten Blau, und nervöſe Leute könnten bei dieſem Anblick ſeekrank werden. An Stelle des Kopfes trug Herr Schmidt eine roſafarbene Maſſe von zahlreichen glänzenden Wülſten, zwiſchen denen man bei genauerem Zuſehen indes unbezweifelbare, wenn auch auffällig kleine Augen bemerkte. Wenn ich imſtande wäre, die Farbe dieſer Augen mit einem Worte wiederzugeben, würde ich mich für dieſes Wort um ein Patent bewerben. Der ſchüchterne Anſatz zu einer Naſe verſchwand hilflos in dem welligen Fleiſchterrain der Backenmaſſen und der Lippenböſchungen.

Dieſer Herr Schmidt alſo, dieſes Phänomen von Wohlbeleibtheit, rollte ſich auf mich zu (ſchon der Luftdruck, den dieſe Bewegung erzeugte, konnte Beſorgnis erregen), und mein erſter Gedanke vor dieſem Gebilde einer verſchwenderiſch üppigen Natur war der: wenn Herr Schmidt ein Kürbis wäre, würde er auf der Gartenbauausſtellung den erſten Preis kriegen. Schade, daß er bloß ein Rentier iſt.

Aber: was für ein Rentier? Nur drei Möglichkeiten: 1. Bäcker, 2. Fleiſcher, 3. Wirt.

Ich denke: Bäcker. Der Mann hat etwas Teigiges an ſich, was Semmelmildes, Milchbrötiges, — richtig: da ſind auch die Knethände von ehedem mit den breiten Fingerkuppen. Das klaſſiſche Bein-O der Backſtube verbirgt ſich mir unter dem Wogenſpiele der Bäuche unter der Blaugeſteppten.

Herr Schmidt alſo rollte ſich keuchend an mich heran, gab mir beide Hände und ſprach, nicht ohne Mühe, aus der Tiefe ſeines Fettes herauf die Worte: „Meine Frau wird gleich kommen."

Sprach's und ſetzte ſich auf den Mittelbauch des Kanapees, ſo daß die Seitenbäuche des beklagenswerten Möbels gequält aufſuhren und nun wie zwei feiſte Thronpaladine neben des ſitzenden Bauches Majeſtät aufragten.

Mich herameterte es und ich ſprach zu meinem lieben Herzen:

Sieh', in das Kanapee ſank der Leib des würdigen Rentners,
Sage mir, Muſe: Wohin ſank doch die Seele dem Mann?

Eine Minute verging, und durch die Türe trat, nein: ſpießte ſich herein eine unglaublich dürre, ich möchte ſagen: raſchelnd dürre Dame in einem ſchwarzſeidenen Kleide, auf dem Kopfe eine drohende Haube mit violetten Bändern.

Alle Wetter! dacht' ich mir: wenn die Ehe auch im Himmel geſchloſſen worden iſt, wo hat der himmliſche Standesbeamte dann das Prinzip des goldenen Schnittes gelaſſen!

Aber ich hatte nicht lange Zeit zu denken, denn von nun ab befand ich mich in einem Brauſebad, und Madame Schmidt war es, die mich duſchte.

Denke Dir, ohne Interpunktion zwanzig Sätze nach dem Muſter des folgenden hintereinander im ſchnellſten Tempo, aber mit überaus ſicherer Lungenökonomie geſprochen: „Schön willkommen lieber Herr Doktor das iſt aber ſchön daß Sie gekommen ſind und

wir ſind Frau Schützen wirklich ſehr dankbar daß ſie Sie zu uns hergeſchickt hat, denn wir freuen uns immer ſo ſehr mit gebildeten Leuten zuſammenzukommen und da Sie gerade heiraten wollen und unſer Mariechen nun im Auguſt fünfundzwanzig wird und wir keine Herrenbekanntſchaften leiden ach Gott ja und wer käme denn in Betracht wenn man auf Bildung ſieht ach Gott ja es iſt ein rechtes Elend na aber Gott ſei Dank wir haben es nicht nötig den erſten beſten." Ohne Übertreibung, Peter: die Kaskade war etwa zwanzigmal ſo lang, als das Bruchſtück von ihr, das ich hier gegeben habe. Glaub's oder glaub's nicht: es iſt ſo. Dieſe alte dürre Dame, gefeſſelt an den nur mühſelig redenden Fleiſchkloß, dem nächſt dem Gehen ſicher das Sprechen das Unangenehmſte iſt, litt offenbar an einer Art von Schleuſenbruch. Der Schließmuskel am Kiefer funktionierte nicht, oder was weiß ich.

Kurz und gut: ſie übergoß mich dermaßen mit Worten, daß, wenn ich in derſelben Zeit mit einem mäßig ſtarken Strahle Waſſers wirklich geduſcht worden wäre, das Waſſer ſicher längſt die Decke erreicht hätte. Ich wundere mich noch, daß die Wände dieſem Schwalle ſtandgehalten haben und nicht geborſten ſind.

Ich meinerſeits verzichtete, nachdem ich das erſte Drittel zu hören verſucht hatte, darauf, dieſes Wortgeſtäuber auf ſeinen Sinn hin anzuhören und ließ es wie ein Elementarereignis, wie Wolkenbruch mit Schloßen etwa, über mich ergehen und rieb mir nur ab und zu die Stirne, wenn der Schleuſendruck einen zu dicken Strahl auf mich ließ.

Im übrigen behielt ich den Mann zwiſchen den beiden Kanapeebäuchen im Auge und bemerkte, daß ſein Ausdruck immer ergebungsvoller wurde, bis er ſchließlich etwas Fakirhaftes gewann, einen Zug von profundeſter Schnuppigkeit.

Als ſchließlich die unermüdliche Dame aber doch geendigt hatte (ein ſchrilles Gottſeidank war der Schlußſtein, den ſie mit trium-

phierender Kraft vor mich hinſetzte, als wollte ſie ſagen: Ich könnte noch, aber vorderhand mag's genug ſein), da hob ſich aus dem Meere ſeines Fettes die Stimme der Erlöſung: „Nu ja!"

Für mich war die Lage nicht ohne Schwierigkeit. Hätte ich Einſpruch gegen meine Freierſchaft erhoben, ſo würde mich Madame Schmidt unzweifelhaft mit ebenſoviel ſiedenden Worten übergoſſen haben, wie ſie es jetzt mit lauen getan hatte, und ich wäre in der Blüte meiner Mannheit zu Hummerröte verbrüht. Alſo gab ich mich ſchweigend dem preis, was im Reiche Schmidt mit mir geſchehen ſollte.

Hätte ich nicht das himmliſche Untergrundsgefühl gehabt: „Iterum iterumque demonſtratum: das Weib iſt bitter," ich wäre in Bänglichkeit vergangen. Denn nach des Vaters koloſſiſchkeuchendem Schweigen und nach der Mutter knochigem Wortgeraſſel, — was ſtand mir von der Tochter bevor?

Ich wagte kaum hinzuſehen, wie die Tür aufging. Als meine Augen aber Mut bekamen, da ſahen ſie neben Ida ein Mädchen von recht hübſchen Verhältniſſen, guten Bewegungen, nettem Geſichte, und meine Ohren hörten eine ganz ſympathiſche Stimme.

Sie ſprach weder viel noch wenig, ſie hielt die richtige Mitte, aber, mein Lieber —: was ſprach ſie! Ich will mich auf der Stelle mit ihr und mit ihrer Mutter gleichzeitig verheiraten, wenn ein einziges gefühltes, ein einziges gedachtes Wort aus ihrem Munde gekommen iſt.

Nichts, nichts, ſage ich Dir, als die Redensarten, wie ſie den jungen Mädchen beſtimmter Kreiſe, ich weiß nicht von welchem gottverfluchten Katheder der Wohlanſtändigkeit und Schicklichkeit, eingetrichtert werden. Nichts, nichts, nichts als fliegende Spreu, kein einzig Körnchen. Züchtiges Geplapper, kein tüchtiges Geſpräch. Und dieſes ewige Augen auf — Augen zu, bald der bekannte Stiefelblick, dann der obligate Deckenwurf, und das Mündchen

ſpitz gehalten, und die Finger in der Luft herumgeziert und ein Getäte und Getate, — freß mich die Peſt: es iſt unausſtehlich! Ich hätte das Mädchen zuweilen anbrüllen mögen: Natur, zum Donnerwetter, Natur! Wozu haſt du deinen ſchön gebauten, geſunden, lebendigen Leib, wenn du hier ſitzt wie ein gedrechſelter Ölgötz mit ein bißchen Ziehmechanismus zwiſchen den Beinen. Und: red' doch um Himmels willen, wie der Schnabel dir gewachſen iſt. Plappre kein ungedachtes, ungefühltes, langweiliges, ausgedroſchenes, gebildet klingendes und doch ſo bumsdummes Zeug, ſondern red' aus dir ſelber 'raus aus deinen Sinnen, aus deiner Seele, aus deinem Gehirne. Mag's dumm ſein! Meinetwegen! Aber es wird wenigſtens irgendwas ſein. Das da aber, dieſes Gefiſtel, iſt gar nichts, abſolut gar nichts. Froſchquaken und das Gekrächz junger Raben iſt gottlobeſames Gebet dagegen, denn es kommt aus der Natur, ja, eine quitſchende Türangel klingt lieblicher und erquicklicher als dieſes, dein leeres Gehauche. Denn, Mädel, es iſt alles Lüge, was du von dir gibſt, unbewußte Lüge wohl, aber darum nicht weniger fatal. Und wenn es wenigſtens ſchöne Lüge wäre! Die könnte meinetwegen ſogar gefährlich und laſterhaft ſein, denn das Schöne tut man gut, nicht ethiſch anzuſehen. Aber was du redeſt, ſind ja geſprochene Häkeldecken, und es iſt geradezu ſchauderhaft, zu denken, wieviel ſchöne Jugendzeit du damit verbracht haſt, dieſes Lügengehäkele dir anzulernen, das ſo durch und durch unintereſſant und gewöhnlich iſt.

Alles dies hätt' ich wirklich geſagt, wenn ich nur die geringſte Hoffnung hätte haben dürfen, daß es was genutzt hätte. Aber dieſes bedauernswerte Geſchöpf von dick und dünn war unheilbar verſeucht von einem falſchen Ideal, und dieſe Seuche, die bei uns leider epidemiſch iſt, läßt ſich nie wieder vertreiben, wo ſie einmal feſtſitzt.

Ich fraß alſo meine Medizinmannrede in mich hinunter, warf

auch das aufſteigende Mitleid zum Tempel hinaus und betrachtete mir das Trio, dick, dünn und verbildet mit der kalten Objektivität, aus der am häufigſten der Humor blüht.

Ich dachte mir: Wir ſind allzumal Witze der Schöpfung. Selbſt die Größten unter uns ſind mutmaßlich nichts als Geſchöpfe der Einbildungskraft von jenen grauſamen Künſtlern, die wir Götter nennen.

Demnach muß es unter den Göttlichen auch einen Stinde geben, der Leute wie die Familie Schmidt an die Strippe ſeiner Komik hängt.

Urteilen wir milde: die Strippe zuckt, und die Hampelmänner und Hampelweibchen tanzen. Denen, die über den Wolken ſind, und zur Verdauung hinuntergucken auf das Strampeltheater, denen mag es wohl Spaß machen. Uns, die wir auch an der Strippe hängen, mit pathetiſchem Geſtus vielleicht, ſcheint das Rüpelſpiel zumeiſt doch tragiſch.

Ach, wir armen Hampler! So jammervoll ſind wir, daß wir uns an dieſe Elendsſtrippe noch mit Verzweiflung klammern und uns vor dem Augenblick fürchten, da die einzige Mildherzige des göttlichen Theatermobs, Frau Atropos, kommt, ſie mit der Parzenſchere zu durchſchneiden.

Ausgehampelt, ausgehampelt!
Pickelhering liegt im Graſe,
Seine himmelblaue Naſe
Bohrt ſich in das Erdreich ein.
Weh! und Ach! Aus tauſend Schleuſen
Fließen Tränen und begeußen
Das geſtreifte Hampelbein.
Miſerere! Miſerere!
Pickelherings letzte Ehre
Iſt der Poſſe wüſter Schluß,
Und die ſatten Göttergäuche

Halten lachend ſich die Bäuche:
Bravo deus ſtindicus!

* * *

Du ſiehſt, lieber Peter, diesmal iſt mir aus der kalten Objektivität kein rechtſchaffener Humor erblüht.

Die Unnatur macht peſſimiſtiſch. Sie iſt die triſteſte aller Erſcheinungen, und man ſollte eher mit dem leibhaftigen Teufel Brüderſchaft trinken, als ihr auch nur mit der Fingerſpitzennaht des Handſchuhs zu nahe zu kommen.

Darum floh ich denn auch ſo ſchnell, als es die Schicklichkeit nur irgend geſtattete, aus dem Hauſe Schmidt, und ich will es mir ſchenken, Dir zu erzählen, wie dieſer Beſuch weiter zu ſeinem ſchnellen Ende gediehen iſt.

Als ich aus dem Hauſe der gehäkelten Lebensführung heraustrat, holte ich dreimal tief Atem und pumpte aus mir heraus, was an Schmidtſcher Atmoſphäre noch in mir war. An Stelle dieſes Stickſtoffs aber nahm ich den friſchen Atem der Natur in mich, den köſtlichen Maiwind, den beſten Seelenausfeger, den ich weiß.

Ahei! ahei!
Nackt iſt der Mai,
Trägt Kleider nicht am Leibe,
Blumen umblühen ſeine Scham,
Sein Mund der ſingt gottlobeſam:
Treibe, du Leben, treibe!

Dein

Graunzer.

XIV.

Herr Pankrazius Graunzer fährt von Dresden nach Leipzig, steigt in Wurzen aus und berichtet darüber ausführlich in seinem Reisetagebuche

In der Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig. Nachtfahrt.

Ich habe immer noch die Nase voll odeur de Schmidt. Es ist eine Art penetranter Weichlichkeit, was Muffiges, Traniges, Ranziges; sitzt in allen Poren. Die Reise wird's ausrütteln.

Die Reise als eine Art Rüttelbad ist überhaupt noch nicht genug gewürdigt.

Setz' deinen alten Adam ins Kupee, und dieser alte Modertopf kommt rein geschwenkt am Ziele an. Das Äußerliche vielleicht ein bißchen verbeult und rissig, aber inwendig ist es wieder rein, und du kannst die besten Gedankensuppen in ihm kochen. Bei einem richtigen Kochtopf kommt's aufs Exterieur nicht an.

* * *

Ich bin nicht allein; das ist unangenehm. Ich bin mit Musterkoffer-Nomaden zusammen; das ist schlimm.

Man soll keinen Stand schlechthin geringschätzen, gewiß. Alle rekrutieren sich aus Menschen, — o ja. Aber manchmal ist das Rekrutenmaterial doch bedenklich, und mancher Beruf ist schon an sich ein Übel, das alles ruiniert, was unter seine Fuchtel kommt. Furchtbar, diese Heimatlosen unter der Glanzlackleinenflagge. Sie sind unserer fahrigen Zeit unerquicklichste Symptome. Halbbildung, Halbeleganz, Halbwitz, Halbgemütlichkeit. — Alles halb und talmi. Oh, diese infame Zeit! Dieses Commis-voyageur-Zeitalter!

Wehe, wenn nur eine der Handlungsreiſenden-Anekdoten auf die Nachwelt kommt! Wir ſind blamiert vor der Ewigkeit.

Gottlob, meine Nachbarn ſind nicht in der Gebelaune. Sie gehören wohl feindlichen Warenwigwams an. Aber ich fühle, wie ſie mühſam an ſich halten, daß ſie nicht doch plötzlich herausplatzen: „Sie kennen doch den neueſten . . .“

Ob man dann die Notleine ziehen darf?

* * *

Schlafen, — das wird das beſte ſein. Schlafen . . . Vielleicht auch träumen? Von Schmidts Mariechen . . . O Hamlet! O!

* * *

Ich habe wirklich geträumt:

Ich war ein grüner Nix und ſchwamm
Im tiefen, tiefen Meere,
Nährte mich von Auſtern lobeſam
Und mancher Hummernſchere.

Mein Bauch war rot wie der vom Lurch,
Quall-quapplich und geſchwollen,
Quer über ihn ging ein Gefurch
Von Runzeln, warzenvollen.

Ich war ein ſchöner Nix und galt
Sehr viel bei den Kollegen,
Denn mein Talent war mannigfalt,
Ging bis zum Eierlegen.

Mann war und Weib in einem ich,
Das war ſehr auferbaulich,
Ich fraß vor Liebe ſelber mich
Und brütete beſchaulich.

Donnerwetter, was iſt denn los? Wie riecht denn das hier? Da „dichtre" der Teufel weiter!

Richtig! Während ich ſchlief, oder während ich meinen Traum verſifizierte, iſt ein Frauenzimmer eingeſtiegen. Dort in der Ecke ſitzt ſie. Zwölf Augen ſeh' ich an ihrem Körper auf und nieder klettern.

Gräßlich, dieſe männliche Augengymnaſtik; ekelhaft. Das arme Tierchen wagt kaum aufzublicken. Die Kerls bekleckern ſie geradezu mit ihren Blicken.

Wahrhaftig: manchmal iſt das männliche Geſchlecht doch noch ekelhafter als das weibliche.

Wie ihre Lippen ſich wulſten! Dem einen Kerl da beben ſchon die Naſenflügel. Derlei hab' ich nur noch bei der Raubtierfütterung geſehen. Pfui Teufel!

Ich nehm' mir ein Zuſchlagbillett und ſteig' in die erſte Klaſſe.

* * *

Gott ſei Dank! Allein! Manchmal iſt es doch ein ſchwerer Beruf, Mitmenſch zu ſein. Und gar Zeitgenoſſe! Das iſt ſchon der ſchwerſte aller Berufe — zuweilen.

* * *

Wie oft hab' ich dieſe Fahrt als Kind gemacht. Gott, Gott, könnt' ich je wieder ſo fahren wie damals in der vierten Klaſſe, mein Ferienköfferchen unter mir.

Wie ſchön war da die Welt!

Dummheit: wie rein war da mein Auge, wie klar war da mein Herz.

Ich mäkelte nicht. Das war es. Damals regte mich kein Commis voyageur zu ärgerlichen Diatriben auf. Damals nahm ich alles mit ſtillem und doch ſo ſchnellem Herzen hin.

Alles Sein ging in mich ein durch ein bergkriſtallen helles Auge und fiel in eine Kamera, in der kein Staub, kein Fleck, kein Hauch von böſen Dünſten war. Drum gab es Bilder von eitel Helle und Glück.

Jetzt aber! Ich ſehe viel zu ſcharf und hart. Ich zerlege, was ich ſehe, und mein Herz ſcheidet, was in ſeine Kammer fällt. Keine Empfänglichkeit mehr, keine aufnehmende Ruhe mehr, kein Pflanzenglück mehr. Das Nashorn der Moral ſitzt in mir und rennt alles nieder, was in mich will. Ein ewiges, unvertreibliches Krittеln in mir bringt mich um allen Genuß. Es iſt ein infamer Trieb, zu korrigieren, ein rechter Schulmeiſtertrieb.

Ruhig ſchauen, alles harmoniſch begreifen, nichts betaſten: das iſt königlich.

Wer kann das heute?

Wir ſind allzumal Pöbel.

Wären wir ichſtill und ichſtolz, erſt dann könnten wir ſagen, daß es eine Gattung homo ſapiens gibt. Vorderhand ſind wir bloß dekadente Beſtien, entgleiſte Affen.

* * *

Gut gegraunzt, Graunzer! Laß dich bei Peter Squenzen engagieren! Schüttel' die Hobelſpäne, mit denen du dich beklebt haſt, und glaub', es ſei die Mähne des königlichen Löwen!

Puh! Der Graunzer iſt ein Ding, das überwunden werden muß.

* * *

Es iſt ſchön, durch die Nacht zu fahren. Dort, vor dem Wäldchen liegt ein Dorf. Acht Lichter zähl' ich in ihm.

Wie das friedlich iſt — von weitem. Es ſieht idylliſch aus, und um ſo idylliſcher, je weiter wir uns davon entfernen. Wenn ich

die Augen zumache und das Bild in meine Seele projiziere, wird's gar ein Gedicht.

Schlußfolgerung: ſich die Welt von weitem anſehen! Nicht überall mit der Naſe daraufſtoßen! Und vor allem: das Herz dichten laſſen!

Von weitem ſehen ſogar die Weiber erträglich aus. Aber nicht in ihren Dunſtkreis!

Zweihundert Schritt vom Leibe,
Und du ſiehſt Helenen in jedem Weibe.

* * *

Wir nähern uns Wurzen, und vor meinen Augen taucht die Perſonifikation der geblähten Borniertheit auf, unter der ich jahrelang leiden mußte: Bimsſtein-Paſcha, der Konrektor.

Wie ſchade, daß die Jugend keinen Humor hat. Wie leicht hätt' ich ſonſt dieſen Katheder-heuler ertragen, der ohne Frage eine komiſche Figur war, und deſſen Bakelantengehäſſigkeit ich doch ſo tragiſch empfand.

Dieſes leere Stück Menſch, dieſe Klapperhülſe, in der ein paar fremde Körner ſo lärmhaft raſchelten, hat mich um ein paar der ſchönſten Jugendjahre gebracht. Ich hätte gut Luſt, auszuſteigen und ihm heute noch die Fenſter einzuwerfen, wenn er noch da wäre. Solche Unbill vergißt man nie. Raub an der Jugend iſt ein Kapitalverbrechen. Boshafte Schulmeiſter ſind die gefährlichſten aller Biedermänner.

* * *

Ich bin wirklich in Wurzen ausgeſtiegen, und jetzt ſchreib' ich hier im Goldenen Löwen.

Es gab mir einen Ruck, ich mußte heraus. Und ich bereue es nicht. Dieſer Nachtgang durch die Stadt war mir ein Feſt.

Vor einem Hauſe blieb ich wohl eine Viertelſtunde ſtehen.

Ida!

Alſo hier wuchs mir der Baum der Erkenntnis.

Oh, ich weiß es noch, als wär' es geſtern geſchehen. Wie ich den ſchmalen Gang hinuntertappte ... dann die Lattentür auf ... dann die zweite, und nun zum erſtenmal die heißen Wellen über mich.

Schön war es, ſchön! Befreiung und Sieg. Hurra! Jetzt bin ich erſt ein rechter Kerl! Was? Gewiſſensbiſſe? O Herr Profeſſor! Hat die Sonne Gewiſſensbiſſe, weil ſie ſcheint? Unſinn! Hurra! Das Leben beginnt!

Und nun jeden Abend den Gang hinunter, und jeden Abend das heiße Wellenbad. Oh, wüßtet ihr, wie's wohlig iſt dem Fiſchlein in der Flut!

Damals ſtiegen die erſten Raketen aus meinem Herzen, und es waren Verſe, die nicht bloß einen Teufel im Leibe hatten.

Gott, wenn Bimsſtein-Paſcha davon eine Ahnung gehabt hätte!

Ich wünſchte wohl, ich könnte Ida wiederſehen. Es war ein richtig ſächſiſch Mädel, ſchlank, aber voll, und hatte ſo liebe blaue Augen, und die harten Arbeitshände konnten ſo ſchön ſtreicheln. Wie hat ſie mich bemuttert! Und lieb mich gehabt!

* * *

Wurzen, im Goldenen Löwen, früh.

Da ſteht's, ein Lied:

Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte,
Endlich ſeid ihr wiederkommen,
Wiederkommen in der Wolke
Dort.

Seht, ich wußt' es, daß ihr kämet;
Meine Seele ſagte heute

Früh zu mir: Wach auf, Geſelle,
Deine Jugend will dich grüßen
Hier.

Und ſie nahm von meinen Augen
Alle Schleier meiner Dumpfheit,
Und ſie nahm von meinen Sinnen
Alle Härten, alle Hüllen
Fort.

Darum ſeh' ich, darum fühl' ich
Heut in jeder hellen Wolke
Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte
Hier und dort.

Nun ſeh' 'mal einer an! Schimpfte ich nicht geſtern noch in dieſem ſelben Hefte hier auf Bimsſtein-Paſcha, meiner Jugend greulichen Verkürzer? Und heut':

Düfte aus dem Roſenbuſche
Meiner Jugend, ſüße Düfte ...

Das iſt nun aber ſo: Eine Ida macht hundert Bimsſtein-Paſchas wett ... Schade, daß ich nicht mehr für die Idas bin.

Wirklich, es iſt ſchade. Die ſogenannte Liebe iſt wirklich ein gut Narkotikum. Unter Umſtänden, wie man ſieht, vertreibt ſie ſogar die Wanzen

„und rufet die Muſen, die Muſen herbei".

* * *

Wieder im Eiſenbahnwagen.

Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum.
Meine Seele iſt gerade, die Welt iſt krumm,
Das iſt ein Ding zum Lachen,
Doch als ich ein junger Knabe war,
Da wollt' ich, ach, wie dumm ich war,

Das Krumme grade machen.
Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum,
Das iſt ein Ding zum Lachen.

Und nun, komm her, Bimsſtein-Paſcha meiner Seele: hiermit küſſ' ich den krummen Buckel deiner Borniertheit mit dem ſaftigen Kuſſe des Humors. Ich will dich nimmer ſchelten.

* * *

Auch Schmidts Mariechen habe ich verziehen. Ich bin in der Abſolutionslaune heute.

Abſolvo te,
Nun, Schäfchen, geh
Im Wieſengrund ſpazieren.
Die Welt iſt bunt,
Es lacht mein Mund,
Wohltut das Abſolvieren.

* * *

Übrigens: es fängt nachgerade an, bedenklich zu werden, wie's wieder bei mir verſelt.

Aber auch mich ſelber will ich heute nicht ſchlecht behandeln, gratia Idae.

Hei, der Verſehaber ſticht,
Leben iſt ein ſchön Gedicht,
Wer's verſteht zu reimen.
Fröhlichkeit, Leidſchleimigkeit,
Läßt mir Verſeſeimigkeit
Sich zuſammenleimen,

Es hält aber nicht immer.

XV.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Handelt vom Stammtiſch zum Ring in der Weſtentaſche

Leipzig, Ende Mai.

Mein Peter!

Kennſt Du die alte Bauernregel:

Der Mai iſt ſelten ſo gut,
Er bringt dem Zaunpfahl noch einen Hut?

Und, wenn Du ſie kennſt, verſtehſt Du ſie auch, Mann in der ſteinernen Stadt?

Was für einen Hut bringt der Mai dem Zaunpfahle?

Hier in dieſem ſchauderhaften Rußneſte, über dem aber noch immer die Glorie des jungen Goethe ſchwebt, ſeh' ich's nicht, aber ich ſehe im Geiſte meinen lieben Kiebitzhof und den alten Zaun um den Kohlgarten, und da ſtehen gravitätiſch die angemooſten Zaunpfähle, und jeder hat ſeinen Schneehut auf, dieſen Kotillonhut, den der Winter dem Frühling zum Andenken ſchenkt. Aber die nächſte Morgenſonne kommt und leckt ihn weg.

Nichtsdeſtoweniger fühl' ich mich ein wenig blamiert mit meinem Ahei!-Liede vom nackten Mai. Wenn ich recht damit hatte, — wie muß der Ärmſte jetzt frieren.

Es ſchneit ganz derbe. Zwar, es ſind die großen Matſchflocken, denen es an der richtigen, grimmigen Konzentrationskraft fehlt, ſie haben (jetzt fall' mir nicht um, Philologe) was Schmetterlingliches an ſich, wie ſie ſo breit und behutſam niederwehen, — aber jedennoch: es iſt Schnee.

Indeſſen, die Sachſen ſagen: „Das is doch Ihr Ernſt nich?" Und: „I nee doche!" antwortet der Alte, greift noch 'mal in

den Sack, ſchmeißt noch eine Hampfel rund um ſich herum, und nun trollt er ſich und ſappt ab.

Warum dieſe Einleitung vom Wetter?

Weiß ſelber nicht.

Vielleicht iſt ein bißchen Schadenfreude meines unlyriſchen Ichs dabei, das meinem lyriſchen Ich die Hohnrübe ſchabt und grinſt: „Ätſch! Das iſt nun Euer Hochwohlgeboren berühmter Mai. Mich dünkt: es ſchneit. Wollt Ihr nicht ein Gedicht verzapfen?"

Aber das lyriſche Nebenſeelchen ärgert ſich nicht im geringſten über Bruder Rauhbein, und es zwitſchert:

Schnei', Himmel, ſchnei'!
Es iſt doch Mai;
Der Schnee will nichts bedeuten.
Er liegt nur dünn,
Und unter ihm hin
Hör' ich den Frühling läuten.

Du wirſt Dich wundern, daß ich jetzt ſo ungeniert drauflos tanze mit allerhand Versfüßen, und ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt einige Beängſtigung darüber empfinde, aber es iſt nun 'mal ſo, und ich kann's nicht ändern: ſeit einiger Zeit ſkandiere ich nicht unbeträchtlich.

Ich habe alles mögliche dagegen verſucht.

Zuerſt einfache phyſiſche Mittel: ich kniff mich zornig ins Bein, wenn mich's dichterte. Reſultat: meine ſchwache Seele fühlte ſich Märtyrerin und dichtete glutvoll weiter.

Dann das Mittel der Ertötung des Geiſtes nach dem Rezepte der asketiſchen Heuſchreckeneſſer (z. B.: „der heutige Effektenmarkt zeigte dasſelbe Geſicht wie geſtern, nicht ſauer und nicht ſüß"), wenn's über mich kam; aber es ging mir nicht beſſer, als den guten Asketen: Die Teufelinne erzeigte ſich nur noch lockender.

Schließlich verfiel mein antilyriſches Ich darauf, das lyriſche

zu parodieren. Aber dieſes war charakterlos genug, ſich darüber zu amüſieren und unentwegt weiter zu harfen.

Kurz und gut: es hilft nichts. Nur die Zeit kann hier heilen. Sie wird ihre Schuldigkeit tun. Fieber wollen ausgeſchwitzt ſein. Punktum.

Aber das iſt es eigentlich nicht, wovon ich Dir ſchreiben wollte.

Wovon ich Dir ſchreiben will, das iſt der Stammtiſch zum Ring in der Weſtentaſche.

Unſer guter Stilpe hat mich dieſer Tafelrunde des Gottes Momus zugeführt. Er durfte es um ſo mehr, als ein gutes Drittel dieſer Tafelrunde Korpsbrüder von uns ſind. Ich bin ihm auch recht dankbar dafür, denn der Ring in der Weſtentaſche hat mich mancherlei gelehrt, was wertvoll zu wiſſen iſt für einen, der auszog, zu freien, ohne damit ſeine Freiheit verlieren zu wollen.

Ich laſſe alles Unweſentliche weg und gebe Dir nur den Extrakt des Abends an dieſem momiſchen Tiſche.

Stilpe, in ſeiner alten, hyperboliſchen Art, die wir ſchon an ihm beſtaunten, als er ſeine Gabe hauptſächlich an Menſurdetails und Tingeltangeleuſen-Intimitäten übte, gab mir zuvörderſt eine Erklärung dieſes Tiſches.

„Wiſſe," ſprach er, „es iſt gut, daß der Mann zuweilen einen nackten Goldfinger habe. Zu dieſem Behufe beſitzt er eine Weſtentaſche, die nämlich auf der linken Seite über der Urtaſche. Niemand hat noch den Zweck dieſer von allen Schneidern der ziviliſierten Welt wie infolge eines Meiſtereides unfehlbar und ausnahmslos angebrachten Taſche ergründet, bis unſer kleiner Piepgras, der ſchon zur Zeit ſeiner Aktivität ein ſcharfſinniger und problemwälzeriſcher Kopf geweſen iſt, dahinterkam: Dieſe Taſche iſt dazu da, daß man zuweilen den Ehering in ihr verſchwinden laſſe. Kaum, daß er dies dem Gehege ſeiner Zähne (du weißt, es iſt etwas lattenſchief) entlaſſen hatte, umgrunzte ihn eine Ovation, in

der jedes Wort ein Lorbeerkranz, jedes Ausrufezeichen ein Ehrenſäbel war."

Ich: Bitte, wer brachte Piepgraſ'n dieſe Ovation dar?

Stilpe: Na, wir doch! Wir!

Ich: Bitte, wer wir!?

Stilpe: Na, die geſamte Alte-Herrei, was hier ein Bein hat, und noch ein paar andere Staatsbürger von derſelben Obſervanz. Heißen Doktoren, Magiſter gar! Auch Richter und des Staates Prokuratoren! Kurz und gut: lauter Wohlbeſtallte und Ehrenfeſte, Vielgelehrte und Eingeeichte. Dein Auge wird ſich ſenken vor dem Schimmer ihrer Glatzen, und deine Naſe wird es ein üppig Bad heißen, ihren Atem zu ſaugen.

Ich: Stilpe! Haſt du noch immer dieſe Grammatik am Leibe?

Stilpe: Mehr denn je ſpreche ich die Sprache derer, die mit Frucht in den Büchern der Alten geleſen haben, denn es iſt genug, daß ich die ſchwarze Livree dieſer graugreulichen Zeit am Leibe tragen muß. Proh pudor, daß ich auch mauluniformiert wäre!

Schließlich ſprach er aber doch ernſthaft über dies alles, und ich brauchte nicht erſt angeſtrengt zu lauſchen, um ein innerliches Unbehagen herauszuhören: „Gott ja, es hat was Fatales, das Leben ohne Perſpektive nach außen oder nach innen. Wir ackern faſt alle fremdes Land. Da iſt der Würz. Arzt iſt er, aber er paßt dazu wie der Igel zum . . . Du weißt ſchon. Er wäre ein tüchtiger Landwirt. Dann der Burgkmayr. Amtsrichter. Du lieber Gott! Was iſt ihm Juſtitia? Er hatte Luſt und Zeug zum Offizier. Prellerhahn! Ich bitte dich: der Mann iſt Staatsanwalt! Mit ſeiner inwendigen Güte, mit ſeinem aufs Äſthetiſche gerichteten Sinn! Ein feiner Kunſtgelehrter wäre aus ihm geworden. Das ſind die Perſönlichkeiten, und die ſind eigentlich bedauernswert.

Die übrigen . . . na ja: „Proſit, die Blume" und „Fangen

wir einen Lachs!" Gerade, wie damals, als noch der Bierzipfel baumelte.

Ich: Aber sie sind doch alle verheiratet?

Stilpe: Das will ich meinen! Gründlich! Voll und ganz! Aber das ist ja eben der Kitt des Stammtisches.

Ich: So, so!? Dann bin ich allerdings gespannt.

Stilpe: Wieso das?

Ich: Weil ich nämlich auch heiraten will.

Stilpe: Mann! Mann!! . . . Lern' schleunigst unser Lied vom Korps Suovia:

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei.

Ich: Ich versteh' dich nicht.

Stilpe: Du wirst schon.

Und ich habe.

Peter, es war traurig.

Ich will nicht viele Worte machen. Es widersteht mir, die alten Kameraden zu kritisieren. Aber ich kann mir nicht helfen, einen Ausruf muß ich wenigstens von mir geben: Was hat das Leben aus diesen Korpsburschen gemacht! Sie sind so kümmerlich geworden, so, ich weiß nicht, so stier vor sich hin, ohne Zuck und Ruck, so mit der Nase nach der Erde, so gräßlich anspruchslos hinsichtlich ihrer selbst.

Vielleicht sag' ich am kürzesten: so philisterhaft, so spießerlich. Und doch war auch ihnen das Leben einmal bunt wie ein Kartenspiel, und die Mütze saß ihnen im Nacken, und sie schlugen mit der Faust auf den Tisch, wenn es hieß: Frei ist der Bursch! Daß Gott erbarm', wie hat sich das geändert.

Alt geworden,
Kalt geworden,

Schmer geworden,
Leer geworden.

Da ſitzen ſie nun allwöchentlich an dieſem Stammtiſche und tragen ihren Ehering in der Weſtentaſche und reißen Zoten, daß ein Unteroffizier erröten könnte.

Freilich, ſie ſind ſonſt um ſo würdiger und gemeſſener, und der Abend ohne den Ring, das iſt nur ſo das Ventil, das 'mal aufgemacht wird, damit die gefährlichen Dünſte aus dem Keſſel können.

Gewiß, gewiß: Ein Zötlein in Ehren ſoll niemand wehren. Aber ... aber ... Nein! Das iſt eine blamable Art, unanſtändig zu ſein. Und, wenn wenigſtens herzhaftes Vergnügen dabei wäre. Aber Prinz Sauertopf ſitzt auf dem Präſidentſtuhl. Als ſie jung waren, und wir ſangen im Chore:

Auf der Lüneburger Heide ging ich auf und ging ich unter,
Bruder, pump' mir deine Liebſte, denn die meine iſt nicht munter.
Valleri, vallera,
Schatz, du weißt es ja.

worauf ich heute bloß „et caetera" reimen will, da lag Kern und Geſundheit in der lockeren Art. Aber heute, während die „Frau Gemahlin" ſich daheim im ſtaatlich geſegneten Bette dehnt?

Was geht's mich an! Sehe jeder, wie er's treibe.

Aber, nicht wahr, die Frage wird mir doch wohl geſtattet ſein: wo bleibt der ſittigende Einfluß der Frau? Ich hörte, irr' ich nicht, doch immer ſagen: „Laßt nur den Moſt ſteigen und ſchäumen! Es wird die Frau kommen und mit dem Schaumlöffel der Weiblichkeit den ſchmutzigen Giſcht wegſchöpfen." Die guten Damen haben wohl gerührt, ſtatt zu ſchöpfen.*)

*) Peter Kahle bemerkt am Rande zu dieſer Stelle: Der gute Graunzer hat wieder einmal die ſchwarze Brille auf. Ich werde ſie ihm ein wenig putzen müſſen. Was fällt ihm doch ein, hier ſo en gros ſpitzig zu werden. Er iſt wert, daß ſeine Zukünftige den Schaumlöffel zuerſt an ihm probiert.

Den Gipfelpunkt erreichte mein Ärger an dieſem Abende, als der Stammtiſch zum Ring in der Weſtentaſche ganz unvermittelt anfing, moraliſch zu werden, wie es denn eine Eigentümlichkeit der Deutſchen überhaupt zu ſein ſcheint, daß unter der Sauglocke geſittepredigt wird, — vermutlich zur Stärkung der unruhigen Gewiſſen.

Prellerhahn begann nämlich aus heiterem Himmel von moderner Kunſt und Literatur zu reden, und nun erhob ſich ein Hin und Her der Meinungen, ein Auseinanderfalten und Ausklopfen alter, uralter äſthetiſcher Schlafröcke, daß ich förmlich den Moder roch.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem würdigen Stammtiſche zu ſagen: „Früher war't ihr für dies Thema überhaupt nicht zu haben. Das war bös. Jetzt aber bequatſcht ihr es, meine Freunde, — das iſt gräßlich. Denkt an das heilige Schweigen eurer Jugend und redet nicht von Dingen, für die euch der Sinn fehlt."

Prellerhahn lächelte ſein ſauerſtes Lächeln. „Mein guter Graunzer," ſagte er, „wir behandeln dies Thema in dem Stile, wie er uns geläufig iſt. Wir ſind deutſche Patrioten und kennen unſre Pflicht. Es war ein Mann, der lebte in Weimar, hieß Goethe und übte das Geſchäft des Dichtens aus. Der hat uns unſern Weg gezeigt:

Wenn Werke ſich zeigen,
Erſt tödliches Schweigen;
Dann hämiſches Kritteln,
Mit üblichen Mitteln;
Dann Naſenrümpfen
Und weidlich ſchimpfen;
Endlich darf nicht fehlen
Heimlich beſtehlen.“*)

*) Anmerkung Peter Kahles: Der Vers iſt dem Sinne und den Redewendungen nach allerdings von Goethe. In Verſe hat die böſe Sentenz aber Wilhelm Weigand gebracht, was ein Bibliothekar a. D. wiſſen ſollte.

Sprach's und trank, und an der Tafelrunde war ein Staunen.

Was hatte er denn, der Prellerhahn? Sprach er nicht eben in Verſen? Und war er nicht auf dem Umwege über Goethe etwas grob?

Stilpe war es wieder einmal, dem das Wort der Rettung kam. Er erhob ſich und ſprach: „Mein lieber Bruder z. R. i. W.! Ein guter Freund von uns hat es ſoeben gewagt, unſer heiligſtes Recht anzutaſten, das Recht aufs Quatſchen. (Wahr! Wahr! Leider!) Ein Genoſſe unſeres engeren Kreiſes und, was den Fall noch kraſſer macht, ein Staatsanwalt ſogar, hat dieſe Rechtsbeleidigung geradezu ſanktioniert, indem er ſich unqualifizierbarer Verſäußerungen eines Mannes bedient hat, der durch ſeinen lockeren Lebenswandel ebenſo hiſtoriſch geworden iſt wie durch ſeine nicht viel würdigere Poeſie. Dies Unterfangen, das des Freundes und das des Bruders, iſt einfach unmoraliſch. Machtmittel dagegen haben wir nicht, aber wir haben ein Mittel, den üblen Eindruck dieſes Attentates wegzuſchwemmen durch den Geiſt des R. i. W.! Auf, meine Brüder, laßt uns ſingen das Lied vom Korps Suovia!

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei!

Und feierlich brauſte der Jubelgeſang . . .

* * *

Ich ging mit Prellerhahn und Stilpe zuſammen nach Hauſe. „Gott ja," ſagte Stilpe, „wenn man einen Stein in einen Sumpf wirft, gibt's bloß kleine Ringe."

„Und um den Stein iſt's dabei ſchade," meinte Prellerhahn dazu.

* * *

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatt' ich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder moralischen Katzenjammer für andere Leute.

Heute noch reis' ich weiter. Nach Altenburg. Find' ich dort keine Frau, so bin ich doch sicher, den besten Ziegenkäse der Welt zu essen.

Dein

Pankrazius.

XVI.

Herr Pankrazius Graunzer macht eine Reise ins Altenburgsche, wo er nach dem Prinzip der Zuchtwahlauslese eine mit besonders schätzbaren Vererbungsfaktoren ausgestattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren ist, meldet er seinem Freund, dem Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn, in verschiedentlichen Briefen

---

Erster Brief an Dagobert

Altenburg, im Juni.

Staatsanwalt meiner Seele!

Lebst Du noch oder hat Dich der Ring in der Westentasche in die Pleiße geworfen für Deine Frivolität, in goethischen Zungen zu reden?

Armer, lieber Dagobert! Warum hängst Du nicht den Talar des Staatsanwalts an den Nagel und wirst ein Anwalt des deutschen Geistes?

Staatsanwälte, so will es mir scheinen, haben wir ausreichend, Geistesanwälte viel zu wenig, wenn sich auch jeder Leitartikelaus-

walzer dafür hält. Und dabei wird der deutſche Geiſt in dieſen Zeiten beleidigt, beſudelt und verunſtaltet, daß es ein Jammer iſt.

Du hätteſt das Zeug dazu, die Sünder wider dieſen heiligen Geiſt mores zu lehren. Aber ſtatt daß Du ihnen, die gewürdet und gewappelt und die lauteſten Mäuler im Tempel der herrſchenden Gottheit ſind, den Prozeß machſt, mußt Du allerhand kleinen armen Teufeln das Fell lauſen und mußt ein wichtig Geſichte noch gratis dazu machen. Bei der klappernden Wage der Gerechtigkeit:

Wunderlich am hohen Himmel
Durch der Sternchauſſee Gewimmel
Lenkt das Fatum ſein Karriol . . .

Fatum fatalitatum! Im Grunde ſind wir alle bloß Steineklopfer am Straßenrande, und die Karoſſen des ſchaffenden Lebens raſen an uns vorbei.

Sollen wir mit unſeren Steinen nach ihnen werfen?

Das iſt bedenklich, und uns Heutige dilettiert's juſt nicht, den Vorhang der Revolution aufzuziehen.

So ſollen wir alſo krummrückig und mit klammer Hand die Straße flicken?

Das wollen wir eben nun auch nicht. Dazu ſind wir nun doch zu wähleriſch geworden, wir hinaufgekommenen Mittelſtändler.

Revolution ſowohl wie Fronde überlaſſen wir dem Bruder Proletarier, dem wir übrigens bloß im Geiſte die Hand drücken.

Offen geſtanden: die Situation iſt nicht ſehr edel, und zu unſerer Entſchuldigung haben wir das Wort Dekadenz erfunden. Lieber krank, als verkommen. Das iſt der Reſt unſeres Ehrgefühls.

Was mich perſönlich betrifft, ſo hab' ich auch in dieſem Punkte das Vergnügen, zwei Seelen zu beſitzen, die ſich nicht ohne Leidenſchaft in den Haaren liegen. Manchmal begehrt die eine auf und ſchreit nach Barrikaden, aber die andere dreht ſich müde um

im warmen Bette und brummelt: „Laß mir mei' Ruh'! I mag net!"

„Vorwärts!" ſchreit die eine. — „Quieta von movere!" bismarckt die andere. Worauf die eine ſich folgenden Vers gemacht hat:

Was ruhig filzt, das ſtöre nicht,
Laß ruhig weiter filzen,
Es iſt durchaus nicht förderlich
Die Reinlichkeit den Pilzen.

Und jede von beiden führt gewichtige Gründe ins Feld, zwiſchen denen zu entſcheiden keine leichte Aufgabe meines innerſten Ichs iſt, von dem ich durchaus nicht genau weiß, wo ſeine Sympathien liegen. Faſt glaub' ich, es iſt mehr für den konſervativen Part, denn ſchließlich: Barrikaden hab' ich noch keine gebaut, aber dafür wirft mein Quietismus Bollwerk nach Bollwerk auf, ſich abzuſchließen vom Lärm des Werdens.

Möglich, daß hinter ihnen der Streit in mir erſt recht entbrennen wird, und ſoviel iſt ſicher: ich bilde mir wenigſtens ein, daß ich ein inwendiger Evolutioniſt bin:

Tragt Stein auf Stein zum Bau der Zeit:
Ich bau' mich;
Türmt Türme für die Ewigkeit:
Ich bau' mich;
Schleift ſpiegelblank die Menſchheit glatt:
Ich bau' mich;
Ich bin der blauen Pläne ſatt:
Ich bau' mich.

Was für ein Bau das wird? Wozu ſind die Götter da! Ich glaube kaum, daß ich ſelber den Turm daraufſetzen werde. Vielleicht gelingt das dem, dem ich jetzt die Mutter ſuche.

Du kennſt ja den Zweck meines kombinierten Rundreiſebilletts,

und, wie Du darüber nicht lachſt, wirſt Du auch nicht über den Spezialgrund dieſes altenburgiſchen Abſtechers lachen.

Höre: eine Stunde ſüdlich von der Stadt Altenburg hat mir der zuweilen gütige Himmel einen Freund beſchieden, der ein veritabler Baron iſt. Denke!

Dieſer Freund und Baron nun weiß gleichfalls von meinem Plane, und ſeine Freundſchaft hat beſchloſſen, mir bei ſeiner Vollführung behilflich zu ſein. Er ſchrieb mir nach Leipzig in einem Briefe folgendes:

„Vielleicht, daß ich das mir Angenehme mit dem Dir Nützlichen verbinden kann, wenn ich Dich einlade, mich hier zu beſuchen. Nicht nur, daß ich Dir wahrſcheinlich einige landwirtſchaftliche Ratſchläge werde geben können, deren Du ſicherlich bedarfſt (denn man ſattelt nicht ſo leicht vom Schreibtiſchſeſſel auf den Ackergaul um), ſondern ich hoffe auch, Dir vielleicht dazu verhelfen zu können, wonach Du augenblicklich aus biſt. In meiner Nachbarſchaft nämlich iſt eine Frau v. Z. anſäſſig, die eine Tochter von jetzt fünfundzwanzig Jahren hat, von der man ſich in den Kreiſen meiner Bekanntſchaft nur Gutes zu erzählen weiß, ſo daß ich mich wundere, daß ſie noch nicht unter der Haube iſt. Der Grund liegt vielleicht darin, daß ihr verſtorbener Vater aus einem beſtimmten Grunde, den ich Dir perſönlich mitteilen werde, ſehr unbeliebt war. So was bleibt manchmal lange hängen. Hierzu kommt, daß beide Damen durchaus zurückgezogen leben. Ich ſelbſt habe auch keinen eigentlichen Verkehr mit ihnen, aber ich könnte es leicht arrangieren, daß wir einmal bei ihnen einfielen.

Jedenfalls: komm! Ich bilde mir ganz beſtimmt ein, daß ich mir hier den Kuppelpelz verdienen werde. Komm!“

Du wirſt den Gedanken vermutlich etwas phantaſtiſch finden und meinen guten Baron für eine Art altenburgiſchen Don

Quijote halten. Ich muß geſtehen, daß mir die Sache ſelber ein bißchen nebulos vorkommt. Aber dieſe merkwürdige Beſtimmtheit ſeiner Zuverſicht frappiert mich, und dann iſt mir dieſe ganze Idee überhaupt ſehr ſympathiſch.

Und nun kommt der Punkt, bei deſſen Traktierung ich mich Deines Ernſtes verſichern möchte, weshalb ich denn vorhin ſchon meine Zuverſicht ausſprach, daß Du nicht darüber lachen wirſt.

Nämlich: der Gedanke, eine Adlige zu heiraten, beſticht mich.

Es iſt heraus: wenn mir morgen früh um die Zeit Deiner Morgenpoſt die Ohren klingen, weiß ich, woran ich bin, und Dein Gelächter hat Dich um meine Freundſchaft gebracht.

Das glaubſt Du nun freilich nicht. Aber höre! Ich kalkuliere ſo: es iſt, was auch die Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit-Leute dagegen ſagen mögen, kein ſchlechtes Ding um die gute Abſtammung. Gewiß, es läuft manch zweibeiniges Argument gegen dieſe Behauptung herum, und es fehlt unter Leuten von unzweifelhaft guter Abſtammung und tadelloſer Kinderſtube nicht an unzweifelhaften Hundsföttern und Schafsköpfen. Aber im ganzen wäre es ſinnlos, zu leugnen, daß die Vorteile einer beſſeren Ausleſe doch beim Adel ſind. Mag auch hier und da ein Kutſcher oder ſonſt was lendenſtramm Untertäniges mit eingeſtreut ſein in die Ahnenreihe: das andauernd gute Milieu, die höhere Freiheit, das gewiſſe Maß von Herrſchaftsbefugnis, die Übung der Waffen, dann auch das engere Zuſammengehörigkeitsgefühl mit einem Stück eigener Erde, das höhere Bauerngefühl alſo, — all das muß, ſo mein' ich, wenn nicht überwiegende Gegenmächte, wie das Bedientenleben bei Hofe, das Klettern an der ſchlüpfrigen Protektionsſtange, die Einbreiung in den Bureaukratismus, die allzu große Verleitung zum Äußerlichen und zu leerer Dünkelhaftigkeit, ſchädigend eingewirkt haben, doch einen gewiſſen Fonds guter Gaben in einem adeligen Geſchlechte anſammeln.

Auch der Geiſt darf im ganzen als wenigſtens nicht unter pari fundiert angeſehen werden, denn wenn auch der heutige Adel im allgemeinen mehr die Waden, als das Gehirn kultiviert, ſo war das doch nicht immer ſo, und wir haben Zeiten gehabt, in denen die Ariſtokratie wenigſtens im zweiten Treffen der geiſtigen Kämpfer ſtand.

Gut alſo. Dies angenommen (und ich muß nochmals ſagen: mir ſcheint dieſe Annahme durchaus berechtigt zu ſein, ſo ſchwer es uns auch fällt, uns aus dem Banne der ſozialdemokratiſchen Lyrik: „Alle Menſchen, gleich geboren, ſind ein adelig Geſchlecht" loszumachen), alſo: dies angenommen, wirſt Du mir recht geben, wenn ich ſage: verſuchen wir's wenigſtens 'mal mit dem Von. Führt's zu nichts, ſchadt's auch nichts. Sehen wir uns das Burgfräulein 'mal an!

Und in dieſem Sinne bin ich denn hierhergefahren.

Zunächſt in die Haupt- und Reſidenzſtadt, die ich ſchon von früher her kenne, und die mir ſehr wohl gefällt. Es ſteckt Hiſtorie drin, und Reichtum iſt um ſie herum, und es fehlt auch nicht an Schönheit der Natur, wenn es auch mehr eine nahrhafte Schönheit iſt, will ſagen eine ſolche, die den Hauptton auf das Futtertüchtige legt und eigentlich maleriſche Extravaganzen verſchmäht.

Vorderhand ſeh' ich mir die Stadt von allen Seiten, am liebſten aber von oben, vom Schloßberg, an und warte nur auf meinen Baron, der mich im Wagen hier abholen wird.

Ich werde Dir weiter berichten, was mir im Lande Altenburg geſchieht.

Heilige Felicitas, bitt' für mich!

Dein

Pankraz.

Erſtes Zwiſchenſtück, aus welchem der Leſer einiges von dem erfährt, was der Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn über Herrn Pankrazens zuchtwähleriſche Pläne denkt

Leipzig, den 6. Juni.

Meinen beſten Dank, lieber Pankraz, für Deine gute Meinung, aber Deine ſchmeichelhaften Bemerkungen können mich nicht davon abhalten, Dir zuzurufen: Pankraz, Du biſt im Begriff, auf einen Leim zu kriechen, der zwar parfümiert, aber darum nicht weniger aus alten Knochen gemacht iſt, wie jeder andere.

Auf das Sumpfgefrorene Deiner Vererbungstheorie will ich Dir nicht folgen.

Ich ſage Dir bloß das eine: entweder iſt das altenburgiſche Fräulein aus der Melange, d. h. aus dem Adel, der aus irgendwelchen Gründen ſchon teilweiſe verbürgerlicht iſt, und dann iſt es ſchon beſſer, Du ſuchſt Dir eine richtige Bürgerliche, oder aber: ſie iſt aus dem ſtarren Adel, und dann rat' ich Dir: nimm die Beine untern Arm und flieh.

Mit dieſen Leuten ſich verſchwägern, heißt auswandern. Das iſt eine andere Welt. Andere Gefühle, andere Sprache, ander Blut. Sie können ſich noch ſo ſehr anſtellen, als wären ſie unſersgleichen, aber es iſt nur Maske. Die Einbildung der Kaſte iſt der Kern ihres Weſens, um den wir ſie nicht beneiden wollen, der aber ihr Stolz iſt und bleibt.

Ohne ihn wären ſie auch nichts oder wenigſtens nicht viel, mit ihm ſind ſie was, — aber das Was iſt unſer Feind.

Geh mir doch mit ſolchen Plänen! Das iſt ataviſtiſches Zeug und, nimm mir's nicht übel, auf dem Miſthaufen gewachſen. In der Stadt fliegt einem derlei kaum mehr an, und das iſt ein Vor-

teil der Stadt. Wir haben die Herren hier aus der Nähe kennen gelernt und geſehen, daß ihre Adelsſchilde heutzutage von eitel Pappe ſind. Und die Geſcheiteren unter ihnen wiſſen das und ſtellten das Pappenwerk in die Ecke.

Dein

Dagobert.

Der zweite Brief an Dagobert

Birkicht im Altenburgſchen,
am 8. Juni.

Aber Dagobert!

Was iſt Dir in die Bürgerkrone gefahren?

Ein Staatsanwalt, der wider den chriſtlichen Adel deutſcher Nation den flammenden Federhalter zückt — ecce miraculum.

Jetzt glaub' ich wirklich an Zeichen und Wunder.

Aber recht haſt du trotzdem nicht.

Ich will Dir nicht langſchürig erzählen, warum Du nicht recht haſt, denn da Du von Berufs wegen an Repliken gewöhnt biſt, würden wir nie fertig werden. Ich ſage nur ſoviel: was auf dem Miſte, d. h. auf dem Lande, wächſt, iſt beſſer, als was auf den Steinen, d. h. in der Stadt wächſt, — das Miſtwachſene iſt mir lieber, als das Mißwachſene. Und: wenn der Adel, wie nicht geleugnet werden ſoll, zum ſehr großen Teile nicht mehr die Blüte am Baume der Menſchheit darſtellt, ſo iſt juſt der Umſtand ſchuld daran, daß er vielleicht entbauert, d. h. entwurzelt iſt. Die Leute, von denen Du ſprichſt und über die ich nicht viel anders denke, wie Du, das ſind die Parallelerſcheinungen zu dem Ackerknecht, der in die Stadt zieht und Dienſtmann wird. Draußen ein freier, herrlicher Schlag, drinnen verkümmertes Zeug.

Hier mein Baron Birkicht, das iſt ein Edelmann nach meinem Sinne. Landjunker, amtlos, frei und herrlich — ein adeliger Menſch.

Mit Mutter Kunſt ſteht er auf demſelben guten Fuße, wie mit Mutter Erde. Sie geben ihm beide das Beſte, was ſie haben. Sein Korn iſt ſo gut, wie ſeine Thoma's, und ſeine Bibliothek kann ſich gerade ſo ſehen laſſen, wie ſein Kuhſtall.

Sein Leib lebt nach der alten brav probaten Landadelregel:

Säe Körner Ägidi,
Haber, Gerſte Benedikti;
Säe Flachs und Hanf Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani,
Viti Kraut,
Erbſen Gregori,
Linſen Philippi Jakobi;
Grab Rüben Vincula Petri;
Schneid Kraut Simonis und Judä;
Fang Wachteln Bartholomäi;
Bleib Stuben Kalixti;
Trag Sperber Sixti;
Heiz warm Natali domini;
Iß Lammsbraten Blaſii;
Guten Hering Oculi mei;
Heb an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

Daneben aber hat er auch einen Kalender für ſeine kunſtfröhliche Seele, und Sanktus Apollo Muſagetes hat bei ihm verſchiedene Altäre, — nur daß er, gottlob, nicht ſelber in ſchlechten Verſen oder üblen Bildern opfert.

Wirſt Du glauben, daß dieſer Junker alljährlich nach München

fährt, Bilder zu kaufen, und daß er allvierteljährlich große Buchhändlerrechnungen zu begleichen hat?

Du machſt ſchon den Mund auf zur Replik. Mach ihn nur wieder zu. Laß mir meine Freude an dieſer einen Schwalbe, wenn ſie auch noch keinen Sommer macht.

Morgen fahren wir nach Praxhauſen zu den Z.ſchen Damen.

Dein

Graunzer.

Zweites Zwiſchenſtück, in dem der merkwürdige Staatsanwalt Prellerhahn wiederum am Adel kein gutes Haar läßt

Leipzig, am 9. Juni.

Jetzt wird mir's zu bunt, Krazi! Alſo auch in dieſe Schlinge gehſt Du? Der Adel, der ſich für Kunſt „intereſſiert"! Na, ich danke!

Weißt Du, Deinen altenburgſchen Junker will ich Dir nicht nehmen, ich will mich nicht lächerlich machen und beſtreiten, daß auch hier Ausnahmen möglich ſind.

Im allgemeinen aber ſage ich Dir das: Der deutſche Adel heutiger Zeit hat zur Kunſt überhaupt kein Verhältnis, höchſtens das minervaverfluchte des Dilettanten.

Möglich iſt nur das eine, daß er wieder 'mal eine Rolle ſpielen will auf Koſten der Kunſt. Er kann nichts weiter, als begönnern, aber auch das nur in einem ſchwächlichen Sinne. Auch iſt ſeine Gunſt nichts mehr wert, denn er hat keine Macht. Und das iſt gut. Denn eine adelbegönnerte Kunſt, eine von dieſem Adel begönnerte Kunſt, wäre eine Kunſt für höhere Hausknechte, eine Kunſt zwiſchen Trennſeilen, eine flügelbeſchnittene Kunſt für den Salonkäfig.

Weißt Du, wie der Kammerherr von Seckendorff am 12. April

1776 über die Weimarer Dichter an seinen Bruder schrieb, damals, als unsere große Literatur im Werden war? „Ces messieurs paraissent s'augmenter chaque jour" — „Diese Herren", — darin liegt's: Die da, die Eindringlinge!

Ach, geh mir mit dem Interesse unserer Adeligen für Kunst. Das hätte nur Wert, wenn unsere Adeligen Potenzen wären. Es ist, wenn es einmal in die Erscheinung tritt, nur die angeborene Dreistigkeit, überall mittun zu wollen. Vielleicht langweilt's den einen oder andern einmal, Rekruten zu kommandieren, und so wollen sie's mit Dichtern, Künstlern versuchen. Ich finde das impertinent, denn dieses Unterfangen steht zu den Fähigkeiten dieser Leute in einem zu großen Gegensatze.

Ja, wenn sie bescheiden wären, wie es sich für sie gebührt, wenn sie sagten: Seht, wir können zwar nichts, aber wir haben Geld, Namen, Ansehen und wollen damit der Kunst dienen, ohne ihr befehlen zu wollen, — a la bonheur! Dann seien sie willkommen, wie jeder Kunstfreund, auch wenn er bloß Lehmann heißt; aber mit ihren unverschämten Aspirationen soll man sie zum Tempel hinausjagen auf ihre Exerzierplätze, in ihre Landratsstuben, wo ihrer Aufgaben harren, denen sie gewachsen sind.

So, da hast Du meine Meinung über Deinen kunstfördernden Adel, vor dem alle neun Musen unsre Kunst in Gnaden schützen mögen.

Ich bin Dein

Dagobert.

Der dritte Brief an Dagobert

Birkicht, den 10. Juni.

Mein lieber Dagobert!

Nun höre, mein Freund, die Geschichte,
Wie ich sie dir treulich berichte,

Die Mär vom Beſuche bei Frau v. Z.
Und was für ein End' er genommen hätt'.

Alſo . . . aber nein: Zuerſt ein Hymnus auf Birkichts Frühſtückstiſch. Freilich, ich kann nur lallen:

Göttlicher Kaffee, himmliſcher Sahne
Selig gepaart,
Goldener Honig auf blond-weicher Semmel,
Schmelzend und zart,

und nun, weil die Verſe 'mal laufen, gleich weiter im Text:

Leis in der Linde
Harfen die Winde,
Über die Gräſer ſtreichelt ein Wehn,
Waldvogelrufe,
Scharrende Hufe,
Heute, mein Herz, will ich freien gehn!

Nimm das als Ouvertüre. Ich hätt' es auch in Proſa ſagen können, aber wenn mir die Dinge gar ſo liebenswürdig um den Bart gehen, wie geſtern früh (ſolche Sahne gibt's überhaupt nur im Altenburgſchen!), dann kann ich mir nicht helfen, dann muß ich mit geprägten Worten zahlen. Es iſt mein Pech, wenn die Prägung zu wünſchen übrig läßt.

Du meinſt, es wär' Dein's, weil ich Dir das Geprägte in die Hand drücke?

Ih, ſo ſchmeiß' es doch weg, aber ſchimpf' nicht!

Aber nun ungeprägt und ruhig im Trabe auf Schuſters proſaiſchen Rappen: wirklich himmliſch war die Fahrt durch Birkichts Reich. Der wachſende Segen rechts und links machte uns fröhlich, und wir ſangen ſogar, — ein ſchönes Lied:

Huhjahuh!
Die Pferde laufen immerzu,
Huhjahuh!

Sie laufen immerzu.
Der Gottlieb auf dem Bocke
Bläht ſich in ſeinem Rocke,
Der Rock, der iſt ihm viel zu groß,
Im Winde flappt der rechte Schoß.
Huhjahuh,
Er flattert immerzu.

Gottlieb fühlte ſich etwas geniert durch dieſen anzüglichen Geſang in ſeinem Rücken, aber richtig war's doch: Sein rechter Rockſchoß flog im Winde, und da er rot gefüttert war, nahmen wir das als ein gutes Omen.

„Du wirſt ſehen, Pankrazi, ich bringe dich heute unter die Haube. An einem ſolchen Tage gelingt ſo was immer," ſagte Birkicht.

„Nee, nee, du, ich finde, das Wetter iſt zu ſchön für ſo 'was. Da liegt kein Stil drin. Es müßte Packſtrippen regnen, dann hätt' ich Mum dazu. Aber ſo: das iſt die reine Suggeſtion von oben: Gehet hin und mehret euch. Es fehlte bloß, daß heute der Tag der heiligen Felicitas wäre."

„Was für 'ne Dame iſt denn das wieder?"

„Das iſt die heilige Fürbitterin für Leute, die einen Sohn haben wollen. Alſo meine eigentlichſte Patronin."

„Heute brauchſt du ſie nicht. Heute geht's auch ſo."

„Nee, nee. Aber na ja: wenn's heute ſein ſoll: gut! Sag' 'mal, du kennſt alſo Fräulein von Zurwenken nicht perſönlich?"

„Paar 'mal geſehen. Ich ſage dir ja: Zwei Einſiedelweiber. Ihr Gut iſt ihre Welt."

„Hm. Alſo wohl ſo 'n bißchen ſehr duſter? Du verſtehſt mich: nicht gerade übermäßig geſcheit?"

„Was fällt dir ein! Beſte Erziehung! Damenſtift. Da fehlt nichts! Auch nicht etwa ungeſellig, unangenehm! Gar nicht! Bloß ... na, ich will dir's erzählen."

„Das iſt wohl was Grausliches?"

„I nein doch! Alſo: der alte Zurwenken hat es, ein richtiges Original, wie er war, verſtanden, ſich mit aller Welt in Unfrieden zu ſetzen. War ein wunderlicher Kauz, Prozeßhengſt, laudator temporis acti. Die Welt war ihm nicht mehr recht, die Nachbarn erſt recht nicht. Und furchtbar adelſtolz war er. ‚Nur nicht das Blut verdünnen!' war ſein Wort."

„Und in ſo 'ne Familie führſt du einen pp. Graunzer als Freiersmann? Ich bin ja die Verdünnung in Perſon."

„Du ſollſt ja auch nicht den ſeligen Herrn Vater heiraten. Dem hätteſt du allerdings nicht genügt, ſelbſt wenn du mit einem tadelloſen Von behaftet wärſt. Für ihn gab es nur etwa drei Familien im Altenburgſchen, die er für zweifelsohne hielt. In allen übrigen war nach ſeiner Meinung, die er leider auch ausſprach, ‚Verdünnung von unten'. Und das iſt der Grund geweſen, weshalb er ſich mit aller Welt verfeindete.

Der gute Gneomar — Gneomar hieß er! — wußte nämlich von jedem Hauſe was. Dort war im ſiebzehnten Jahrhundert 'mal was mit einem Kutſcher geweſen, da hatte um die Mitte des ſechzehnten ein Stallknecht verdünnend gewirkt, und wieder wo anders war ein Komödiant nachweisbar als derjenige welcher."

„Na: hatte Gneomar denn recht?"

„Hier und da wohl, aber meiſtens waren es doch bloß alte, unbeweisbare Geſchichten.

Es war geradezu ſein Sport, ſolche zu ſammeln. Und hatte er eine, ſo ſorgte er ſchleunigſt dafür, daß man ſie erfuhr. Und zwar auf draſtiſche Weiſe."

„Schieß los!"

„Z. B.: Er trifft einen Herrn von X. Zufällig. In der Reſidenz vielleicht. Auf dem Markte.

Fünf Schritte vor ihm bleibt er in ſeiner ganzen Länge ſtehen,

zieht ſein Stiellorgnon, hebt's langſam an die Augen, nimmt's wieder ab, ſchüttelt den Kopf und ſagt nichts als: ‚Merk—würdig!'

Der andere natürlich auf ihn los. ‚Was iſt merkwürdig!'

Gneomar nimmt wieder die Stielbrille hoch, ſieht ſich den Mann wieder an, ſchüttelt wieder den Kopf und ſagt wiederum: ‚Merk—würdig!'

Nun der andere, ſchon ſehr wütend, nochmals: ‚Was, wenn's beliebt! Was!?'

D'rauf Gneomar: ‚Die Hände! Dieſe Hände! Oh! Oh! Sind das adelige Hände?'

Nun der X. wieder: ‚Was unterſtehen Sie ſich! Wollen Sie wohl belieben, deutlicher zu ſein?'

Und nun Gneomar aufs gelaſſenſte: ‚Das ſind Kutſcherhände, mein Herr, rote, dicke, ungeſchlachte Kutſcherhände in der fünften Generation.'

‚Sie ſind verrückt!'

‚Nein, ich bin unterrichtet!'

‚Zum Teufel, wovon ſind Sie unterrichtet!'

‚Daß Ihr Urgroßvater ein Kutſcher war und Leberecht Lampe hieß.'"

„Gottvoll! Gottvoll!" Ich mußte lachen.

„Jawohl, gottvoll, aber das Ende war natürlich ein Hin- und Hergeſchieße und ſpäter die völlige In-die-Acht-Erklärung Gneomars. Mein Vater war zuletzt der einzige, der noch mit ihm verkehrte, und auch der tat es nur, weil er den Alten für übergeſchnappt hielt."

„Und ſo ging's bis ans Ende Gneomars?"

„Bis ans Ende. Und bis über ſein Ende hinaus. Denn auch die Witwe und die Tochter ſind wie in Geſellſchaftsacht. Der Alte hat zu viele beleidigt."

„Hm. Und du meinſt nun aber, daß Frau und Fräulein v. Z. nicht denken, wie der Alte gedacht hat?“

„Ja, das mein' ich. Und ich meine weiter noch, daß ſie ſehr froh ſein werden, wenn ein Freier kommt. Eben, weil keine Hoffnung beſteht, daß von hier einer kommt.“

„Danke beſtens. Prankraz als faute de mieux. Du biſt doch ein Baron!“

„Du!! Aber du verſtehſt mich ja doch! Du ſollſt ja auch nur 'mal hineinſehen. Kein Menſch zwingt dich, auch nur einen Ton von deinen Plänen zu reden. Ich denke einfach: ſo ein Mädchen aus alter Grundbeſitzers Familie müßte nicht übel als Frau für einen ſein, der ein bißchen zu wenig Bauernblut in ſich hat, und der doch ein Bauer werden will.“

„Du haſt recht. Das beſtärkt mich ja in dem Plane, und es wäre mir ſogar ganz recht, wenn das Fräulein ein bißchen die Siebenzinkige fühlte. Ich verlange gar nicht allzuviel Annäherungstrieb. Du weißt ſchon. Wir wollen getrennt Hof halten. Und gerade auch das wird eine Adelige eher verſtehen, denn das iſt ja ein Vorzug der Ariſtokraten, daß ſie weniger an Sentimentalität, am Bedürfnis nach Gefühlen leiden, als wir von der Bourgeoiſie, die wir juſt darum ſowohl gegen oben wie gegen unten im Nachteil ſind. Die gewiſſe Gefühlsbreiigkeit, die das deutſche Bürgertum auszeichnet, das iſt ſeine Hauptſchwäche.“

„Du möchteſt einen Leitartikel reden, Alter, aber es wird dir nicht gelingen. Dort, das alte Dach mit der Moosdecke, da, hinter den ſchönen Buchen, das iſt das Zurwenkenſche Haus. Wir werden gleich am Parktor ſein.“

* * *

Ich habe meiner alten Gewohnheit, zu tagebücheln, ein bißchen arg gefrönt, indem ich Dir das ganze Geſpräch hier wiedergegeben

habe; ich tat es, weil ich Dir damit am beſten auf Deinen Brief zu antworten glaubte, und weil es mir als eine ſehr heilſame Manier erſcheint, ſich den hinabgerollten Tag noch einmal im Worte feſt zu halten. Ob ich's in einem Brief tue, oder in einem Tagebuche, das bleibt ſich gleich. Das Bild ſteigt noch 'mal auf, Du überblickſt es ruhig und kritiſch (was Du der Wirklichkeit gegenüber faſt nie kannſt), und nun weht es langſam fort von Dir, wird kleiner und kleiner, jetzt in den Konturen verwaſchen, dann auch in der Farbe ſchleirig, und nun iſt es weg.

Ich werde meinem Sohn das Tagebücheln angewöhnen. Es iſt eine Haus- und Kammerkunſt, feiner und wertvoller als Laubſägen und Holzbrandmalerei — ſogar dem Klavierſpielen iſt es vorzuziehen.

* * *

Und nun zu unſerem eigentlichen Beſuche im Hauſe der beiden Damen von Zurwenken.

Das Parktor (ein altes ſchönes ſchwiedeeiſernes Tor mit einem ſehr feinen Lilienornamente, hoch vornehm, reich) war verſchloſſen. Der Glockenzug war abgeriſſen. Gottlieb klatſchte daher gebieteriſch mit der Peitſche.

Nach einer guten Weile erſt kam ein alter Diener in ſehr abgetragener, ganz altfränkiſcher Livree und in Kanonenſtiefeln (!) den Buchengang herunter auf das Tor zu, blieb zehn Schritt vor dem Tor ſtehen und rief unwirſch aus: „Wer iſt da? Wer will hier was?"

Gottlieb antwortete darauf mit Würde: „Der Herr Baron von Birkicht iſt da mit dem Herrn Dr. Graunzer aus Berlin!"

Darauf der Alte in den Kanonenſtiefeln kehrt und langſam den Buchengang hinauf. Langſam!

Wir ſahen uns an und lachten, Gottlieb huſtete vor Empörung und murmelte was vor ſich hin.

Nach wieder einer guten Weile kamen die Kanonenſtiefel das zweitemal auf das Tor zu. Diesmal kamen ſie bis an das Tor heran, und der kleine Alte, den ſie, ſo ſchien es, vermöge eines ſinnreichen Mechanismus vorwärtsbewegten, zielte mit einem alten großen Schlüſſel auf das Schlüſſelloch.

Kein leichtes Ding das, hat man den Tatterich! Und der Alte hatte ihn.

Fünfmal zielte er vergeblich, das ſechſtemal traf er ins Loch. Aber, wenn damit die Partie gewonnen geweſen wäre! Nun galt es den Schlüſſel zu drehen.

Der Altfränkiſche gab ſich redliche Mühe. Erſt mit der rechten Hand allein, dann unter Zuhilfenahme der linken, ſchließlich hing er ſeine ganze Leiblichkeit, inkluſive der Kanonenſtiefel, an den Schlüſſel. Vergeblich.

„Gottlieb, hilf!" ſagte Baron Birkicht, und Gottlieb kletterte vom Bock. Nachdem es gelungen war, den Schlüſſel wieder herauszuziehen, galt es, ihn herauszureichen. Pech! Sein Bart war zu dick, das Gitter zu eng. Der Altfränkiſche mußte ihn übers Tor werfen. O ja, das iſt leicht geſagt, aber, mein Lieber, das Ding war ſchwer, und das Tor war hoch. Der unſelige Lakai ſprang und nahm Anlauf, was weiß ich, kurz, es gelang nicht.

Da, eine ſchrille Stimme aus dem Hintergrunde: „Leberecht!"

„Gottegotte, Gotte nee!" keuchte der Alte, „die Gnädige ruft! Jh, der verfluchte Schlüſſel! Jh, das verdammte Tor! Jh, du Luder, du!"

„Leberecht!"

Es war, als gäbe dieſe Stimme dem Alten übernatürliche Kräfte. Er ſchwang zweimal den rechten Arm, der Schlüſſel flog hoch und richtig: er blieb oben an der oberſten Lilie hängen.

„Gottegottegottegotte," jammerte der Alte, machte kehrt und ließ ſich von ſeinen wildgewordenen Kanonenſtiefeln den Gang hinauftragen.

Da aber riß unſerm Gottlieb der durchgeſcheuerte Faden der Geduld. Er fluchte, grunzte, zog ſeinen Rotgefütterten aus, ſpuckte in die Hand und begann, an den ſchmiedeeiſernen Lilien emporzuklettern.

Es wirkte beluſtigend und ſymboliſch auf mich. So kletterte, ein philologiſcher Lakai, unſer Konrektor einſt am hohen Gebäude einer Sophokleiſchen Tragödie empor.

Er, nämlich Gottlieb, war juſt oben angelangt, da rauſchte was Seidenes den Gang herunter, und es erſchien eine lange, dürre Dame in einem geblümten Seidenkleide. Spitz den Zeigefinger auf Gottlieb gerichtet, die Augen aber auf Birkicht, rief ſie: „Was macht der Lümmel da?"

Birkicht entſchuldigte ſich, Gottlieb erreichte glücklich das Schlüſſelmonſtrum, aber nun war auch ſeine Kontenance zum Teufel, er ließ ſich los und rutſchte mit ſeiner ganzen Vorderſeite (ein ſchmerzlicher Anblick) die ſchmiedeeiſernen Lilien herunter. Ein Glück, daß nur ein paar Knöpfe platzten, es hätte auch ſeine Naſe draufgehen können. Indeſſen: den Schlüſſel hatte er, und nun war etwas immerhin gewonnen.

Gottlieb ſchloß auf, wir ſchritten durchs Tor.

Frau von Zurwenken (denn das war die Seidene) zeigte ſich gnädiger, als wir nach ihrem Entree erwartet hatten.

Dem Baron gab ſie ſogar die Hand.

Der erzählte nun eine Geſchichte, daß ich über ſeine Erfindungsgabe ſtaunte. Ich hörte mit Verwunderung, daß ich ein berühmter Hiſtoriker ſei, der augenblicklich Altenburg bereiſte, um Spezialforſchungen anzuſtellen, und er, Birkicht, hätte mich hier einführen wollen, weil im Familienarchiv derer von Zurwenken wichtige Dokumente auch von allgemeinem Intereſſe ſein möchten.

Die Gnädige ſchüttelt das Haupt: „Unſere Dokumente, lieber Baron, können nicht eingeſehen werden. Die Geſchichte unſerer

Familie iſt die Geſchichte unſerer Familie, und nur unſere Familie ſoll dieſe Geſchichte leſen!"

Alberne Schachtel! dachte ich, und ich ſah in Birkichts Augen, daß er dasſelbe dachte.

In Worten aber drückte ſich dieſer Gedanke bei ihm ſo aus: „Oh, oh, wie ſchade, gnädigſte Frau. Aber natürlich: die Anſchauungen Ihrer Familie gehen vor. Ich bitte vielmals um Verzeihung, daß wir ſoviel Störung verurſacht haben, wie wollen . ."

„Aber, lieber Baron, ich bitte ſehr! Sie ſtehen auf unſerm Grund und Boden! So ſchnell dürfen Sie nicht fort, Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar. Nein! Nein! Wenn wir auch leider nicht in der Lage ſind, Ihrem gelehrten Freunde unſer Archiv zu öffnen, ſo wollen wir doch nicht ermangeln, Sie und ihn freundlichſt in unſerm Hauſe zu bewillkommnen."

Iſt denn keine Verſenkung hier, dachte ich bei mir ſelber; iſt denn keine Flucht möglich? Soll ich bei lebendigem Leibe aufgeredet werden?

Und Birkicht dachte dasſelbe, aber er ſprach wie folgt: „Zu gnädig, gnädigſte Frau, wir fürchten indeſſen, läſtig . . ."

„Nicht doch, nicht doch. Sie wiſſen, meine Tochter und ich ſind ſtets erfreut und werden ſtets erfreut ſein, wenn Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar, unſer Haus beſuchen, und mit Ihnen jeder, der ſich Ihrer Freundſchaft erfreut und dadurch auch unſerer freundlichen Geſinnungen ſtets ſicher ſein kann."

„Leberecht!"

Die Kanonenſtiefeln galoppierten herbei.

„Geh dem da zur Hand!"

„Der da" war Gottlieb.

„Klothilde wird ſich herzlich freuen, lieber Baron, wenn ſie ſieht, wen ich bringe. Sie malt eben."

Es war, wie wenn eine eiſerne Hand plötzlich aus den Rieſenwipfeln herabführe und mir eine ſchallende Ohrfeige verſetzte.

Sie malt! Klothilde malt! Hörſt du, Birkicht! Klothilde malt! Und in dieſen Abgrund haſt du mich gelockt! An dieſem herrlichen Tage! Pfui! ſchäme dich, Birkicht!

Schließlich ſchlägt ſie noch die Harfe und ſingt dazu Hausmacherballaden!

Oooo!

Birkicht mußte mir meine Verzweiflung anſehen, denn er beeilte ſich, mir zu zeigen, wie völlig unbekannt er mit dieſer künſtleriſchen Neigung Klothildens ſei, indem er im Tone des höchſten Erſtaunens ſprach: „Wie, ſie malt? Mir völlig neu! Oh, ich bin geſpannt."

Ich auch! grunzte meine Seele.

Na, mein Lieber, wir ſahen, was ſie malte!

Die Gnädige führte uns geradewegs in das jungfräuliche Atelier, und wir hatten die Ehre und das Vergnügen, Fräulein Klothilde zu erblicken, noch ehe ſie ſelbſt unſerer Gegenwart gewahr geworden war.

Wir ſahen alſo zuvörderſt eine lange (ſehr lange), ſchmale (ſehr ſchmale) Rückſeite eines weiblichen Weſens, das in verſchoſſen blauen Samt gekleidet war und ſich eines lang hinabwallenden Haupthaares erfreute, wie weiland Abſalom, der Königsſohn.

Aber während jener Prinz, ſchätz' ich, hebräiſchſchwarzhaarig geweſen iſt, war Fräulein Klothilde eine von jenen Blondinen, für deren Haarfarbe man das Prädikat „impertinent-blond" geprägt hat.

Weißt Du, ſo ein roſtiges Rot, das man ſich fürchtet anzugreifen, weil man bangt, es könnte elektriſche Schläge austeilen.

Ich will nichts gegen dieſes Rot ſagen. Es kann eine ſchöne Sache ſein. Unzweifelhaft. Aber auf dem verſchoſſenen blauen Samt ſah es himmelſchreiend aus. Wie eine Milchſtraße von Sommer-

ſproſſen auf einem blaugeſottenen Aal. Und dabei ſchaute es her, wie wenn es vom Theaterfriſeur bezogen wäre.

Es führte mir ſogleich die Aſſoziation zu: Klothilde hat auch vorn Sommerſproſſen. Und richtig! Wie ſie ſich umwendete, war das erſte, was ich ſah, daß ihre Haare gewiſſermaßen durchgefärbt hatten, durch den ganzen Kopf durch, bis vorn auf Stirn und Backen.

Sie wandte ſich alſo um. Die Gnädige hatte die Glastür, durch die wir das Farbenduell Verſchoſſenblau kontra Roſtrot geſehen hatten, aufgeklinkt, und dieſer Ton hatte Fräulein Klothilde einen Ruck gegeben.

Alle Wetter, was machte das Malmädchen für ein paar wütende Augen. Ich wollte gewettet haben, daß ſie etwas Unliebenswürdiges ſagen wollte, aber, wie ſie neben der Gnädigen uns zwei ſah, verſüßte ſich das geſprenkelte Antlitz, und es floſſen die allerholdeſten Worte von den Lippen, die eben noch das Sprungbrett für ärgerliche Töne ſein ſollten.

Daß ich es nun mit einem Worte ſage, welchen Eindruck Fräulein Klothilde auf uns machte: Sauer.

Wäre ihr Wappen nicht alt genug, ich gäbe ihr einen Holzapfel hinein. Vielleicht einen kandierten Holzapfel, denn ſie gebärdete ſich ſüß genug. Aber man merkte zu ſchnell, daß das bloß Überzug, Zukkerbäckerarbeit, nicht Natur war.

Übrigens: ſchlechte Zuckerbäckerarbeit war auch ihre Malerei. Alle guten Geiſter! Eine Ritterdame mit einem Falken hatte ſie hingeſtrichelt, daß man hätte um Gnade flehen mögen.

Siehſt Du, Alter, wie ich das ſah, da ſagte ich mir: Das gute Dresdener Gänschen mit ihren Häkelgreulichkeiten und dieſes federnarme Wappenpfauweibchen mit ſeinen Pinſelgreueln, das iſt im Grunde dieſelbe unvornehme Spezies moderner Weiblichkeit; oder: Beide ſind gleichwertige Nuancen auf dem fatalen Bilde deſſen, was man heute Weib nennt.

All das Gemächte, was ſie hervorbringen, hat den gemeinſamen Zug des abſolut Gewöhnlichen. Dort der Sumpf der Gemütlichkeit, hier ein Gänſegeſchnatter in Farben.

Und mit ſo was ſoll ich das glorreiche Geſchlecht der Graunzer fortzeugen?

Eher Eunuch!

Jetzt wirſt Du wohl befriedigt ſein, Staatsanwalt mit dem Bürgerſtolze.

Aber es war wirklich keine Gefahr vorhanden, daß die Häuſer Graunzer und Zurwenken ſich vereinigten. Denn ſobald Dame Klothilde vernommen hatte, daß ich vonlos war, ward ich für ſie weſenlos.

Es war, als wenn jede einzelne ihrer Sommerſproſſen mir entgegenflammte: Geh' Er in die Geſindeſtube!

Nicht ſo, daß man mich unartig behandelt hätte, — gewiß nicht. Aber im Tone der Worte, im Lächeln der Lippen, in den Bewegungen des Kopfes war mir gegenüber ein gewiſſes Etwas von Abſchätzigkeit, das nur ein Dickhäuter nicht hätte fühlen können.

Dem guten Birkicht war das ſichtlich fatal, denn er hatte wohl eine Weile die Empfindung, ich möchte mich darüber ärgern, aber ſchließlich genoß er wie ich nur den Humor davon.

Freilich! es gibt beſſere Humore. Dieſer da war halt auch — ſauer, und das ſoll der Humor nicht ſein. Es war ihm zu viel Mitleid beigemengt.

Mein Gott, dacht' ich mir, Eſſig ſtatt Blut in den Adern zu haben, muß doch recht unangenehm ſein, und ſei es immerhin — blauer Eſſig.

Ärgerlich war mir nur, daß wir den ſchönen Frühlingstag ſo ſchnöde verloren hatten.

Als wir heimfuhren, ſangen wir nicht mehr Hu — ja — juh,

ſondern redeten tiefſinnig und nicht ohne Melancholie von dem Thema Adelsmenſch.

Als ich aber einmal geſagt hatte „Das Adelsmenſch", da bat ich den herrlichen Baron doch um Verzeihung und machte mir ſelber Vorwürfe darüber, daß, wie ich nun merkte, wirklich der Bürgerliche in mir ſich hatte beleidigt fühlen können, während ich doch anſtändigerweiſe immer bloß Menſch hätte bleiben und als ſolcher lächeln und verzeihen ſollen.

Die armen Zweie!

Es hat mich maulhenkoliſch gemacht.

Dein

Graunzer.

Übrigens! Du biſt ja der leibhaftige Feuerſpeier wider den chriſtlichen Adel deutſcher Nation. Dir muß 'mal ein ganz infamer Burſche mit einem Pappewagen über den Weg gelaufen ſein, denn, weißt Du, ſehr objektiv klingt Dein Gezeter nicht. Da grollt irgendein böſes Erlebnis heraus, das noch nicht in Humor mariniert iſt.

Staatsanwalt! Menſch! Philoſoph! Wie kann man ſo ungerecht ſein! So kleinlich ungerecht! Geh, laß den Burſchen laufen, der Dich geärgert hat. Lach' hinter ihm her und ſchimpf' nicht auf alle, die ſeines Standes ſind.

Ich hab' 'mal einen „Rat an einen Rieſen" geleſen, der hieß ſo:

Sie machen die Luft dir dumpf und ſchwer,
Die zeternden Zwerge?
Lach' ihnen Abſchied! Fahr' über das Meer,
Steig' über die Berge!
Doch ehe du gehſt, nimm einen am Ohr
Und ſchüttel' ihn leiſe.
Weh, Rieſe, der den Humor verlor!
Glück auf die Reiſe!

Beutel' den, der Dich ärgert, aber ſei gerecht!

P. G.

XVII.

Ein Stück aus Herrn Graunzers Reiſetagebuche, wunderlich überſchrieben: Pas de deux getanzt von meinen verehrlichen beiden Seelen.

Die eine: Unſer guter Graunzer macht ein übel Geſicht die letzte Zeit her. Was fehlt ihm wohl?

Die andere: Äh, — du machſt ihm Kopfweh!

Die eine: Alſo ich! Sehr ſchön! Ich! Wäre der Mann nicht ſo unklar, ich würd' ihn fragen, wer von uns beiden ihm beſchwerlicher fällt: ich, die Wünſcherin, oder du, der Sandſack, du, der Geiſt der Schwere, du mit dem ewigen Leierliede: Laſſen wir's beim alten!

Die andere: Sagten Sie was? Bitte: Schimpfen Sie ruhig weiter! Ich weiß, was ich weiß; ich weiß, was ich ſoll; ich weiß, was ich will; ich tu', was ich muß!

Die eine: Und das wäre?

Die andere: Ich weiß, daß Graunzer ein Sitzfleiſchmenſch iſt; ich weiß, daß ich ihn am Herumgehupf hindern ſoll, wozu Sie ihn gern verleiten möchten; ich weiß, daß ich deshalb ſeinen höchſtehrenwerten Trieb nach dem Kanapee kräftigen will; ich tu', was mir dies Wiſſen, Sollen und Wollen gebietet.

Die eine: Und ich werde mein möglichſtes tun, Euch entgegenzuwirken, Verehrteſte, und wenn ich Raketen abbrennen ſollte unter dem pp. Graunzeriſchen Sitzfleiſch. Springen ſoll er, wie ein blutluſtiger Floh, der Brave, und ſeien Sie ſicher, ich werde für Stecknadeln in dem Kanapee ſorgen, auf das er ſich etwa niederlaſſen ſollte. Ich!

Die andere: Hähä! Mir gehört er, der Pankraz! Und wenn er erſt eine Frau hat, wird er noch mehr mir gehören.

Die eine: Aber er wird keine Frau haben!

Die andere: Wetten?

Die eine: Ich wette bloß mit anſtändigen Leuten.

Die andere: Das nehmen Sie zurück!

Die eine: Fällt mir nicht ein!

Die andere: Sie ſind ein . . .

Die eine: Was bin ich?

(Sie geraten ſich in die Haare und walken einander. Aus dem Unterbewußtſein dröhnt ein gewaltiges Quos ego! Pankrazius begibt ſich in eine Weinſtube und ertränkt ſeine beiden Seelen in drei Flaſchen Burgunder Nuits.)

* * *

Regiebemerkung zu dieſem Ballett: So darf nicht weiter getanzt werden! Bei dieſer Kampelei geht alles in die Brüche. Man muß eine neue Prima Ballerina anſtellen. Das Weibsvolk hat keine Zucht mehr.

* * *

Nein, auch ohne Bild geſprochen, ſo geht's nicht weiter! Dieſe unſelige Idee mit dem Heiraten hat mich aus Rand und Band gebracht.

Das beſte wäre, ich geb' ihr den Abſchied. Es iſt ja ein Unſinn! Ich finde ja doch nicht, was ich ſuche.

Und, zum Teufel, braucht man zu einem Sohne denn eine kopulierte Frau? Tut's nicht auch eine andere?

Pfui, Graunzer! Du biſt doch ein Gutsbeſitzer! Wie kann man ſo wenig Stilgefühl haben! Eine wilde Ehe, ein bloßes Multiplicaminiverhältnis, das geht in der Stadt, bei Literaten, Künſtlern und anderen Anarchiſten, aber auf dem Lande, nein, da geht's nicht, — wenigſtens doch nicht ſo offiziell coram Hansjörg und Chriſtiane! Abgelehnt! Wir bleiben bei der Stange der Moral.

Ha, wie das wohltut! Ja, ja, gute Taten wirken belebend wie Magenbitter!

Alſo nun weiter herumgefahren in der Welt und eine Frau geſucht?

Scheußlich! Scheußlich!

In was für ſchmierige Töpfe werd' ich noch greifen müſſen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie wär's, wenn ich bloß führe und nicht ſuchte?

Vielleicht fänd' ich gerade dann?

Sehr ſchön geſagt, Pankrazi! Sehr ſchön geſagt und leidlich paradox!

Alle Achtung!

Aber es bleibt bei der neuen Prima Ballerina?

Es bleibt dabei . . .

Hol's der Teufel!

XVIII.

Herr Pankrazius Graunzer reiſt nach Nürnberg, badet ſich in Deutſchtum, lernt eine ſeelenfeſte Witwe kennen und berichtet über all dies ſeinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen

---

Der erſte Brief aus Nürnberg

Mein vielgeliebter Peter!

Du biſt ſchwarz-weiß-rot, und ich bin ſchwarz-weiß-rot, und wenn uns beide jemand Reichsfeind nennt, ſo bismarcken wir ihm eins, daß er ſich's künftig überlegt, einem teutoniſchen Teufel auf den Schwanz zu treten.

Denn, nicht wahr, wir waren beide fünfzehn Jahre alt, wie der große Rummel losging, zu dem der glorreiche Junker die Pauke ſchlug, und wir haben es als Fühlende miterlebt, wie der Sturm die deutſchen Völker zuſammenfegte, und ſo was bleibt in der Seele ſitzen.

Alſo: wir lieben das Reich, und wir wollen nicht von ihm laſſen.

Aber, wenn wir uns recht auf Herz und Nieren prüfen, ich glaube, wir müſſen uns dann geſtehen, daß ein recht dicker Bodenſatz von Nichtbehagen am Grunde dieſer Liebe liegt.

Du lieber Gott, bei feſtlichen Gelegenheiten, wenn die Flaggen wimpeln, da ſieht es ja recht luſtig aus, das Reichsgebäude, aber wenn die Fahnen eingezogen ſind, hol' mich der Teufel: wie nüchtern und riſſig dann die Faſſade herſchaut. Schießſcharten ſind ihr hauptſächlicher Schmuck, und die Bedeutung des Bajonetts als Ornament wird uns recht blitzend ad oculos demonſtriert. Aber eigentlich deutſch ſieht mir das nicht aus.

Ich möchte wiſſen, was Goethe ſagen würde, ſähe er dieſe Unteroffiziersarchitektur. Und wenn er gar hinter die Faſſade ſähe...

Gott behüte mich vor Nörgelei, aber mein Deutſchgefühl kommt nicht ganz auf ſeine Koſten in dieſem Deutſchen Reiche.

Mir kommt das alles ſo ohne deutſche Seele vor, es iſt alles ſo über einen Leiſten geſchlagen, alles ſo abgerichtet und nach der Paradelinie gezogen, ich ſehe zu wenig perſönliche Kanten, zu viele Uniformen und zu wenig Menſchen.

Sieh Dir 'mal, bitte, Berlin an. Ein Allerweltsneſt, aber keine Hauptſtadt des Deutſchtums.

Und unſre Kunſt, zumal die angewandte, die Kunſt im Leben, und unſre Literatur (ich fürchte mich, Dichtung zu ſagen), ſoweit ſie in irgendeinem Grade populär iſt, unſer Theater, — Gott ſteh' mir bei: iſt das nicht alles eine Karikatur der deutſchen Art?

Nein, wer heute Deutſchtum genießen will, muß aus der Gegenwart und möglichſt weit von Berlin weg fliehen.

In alten Städten, wo deutſches Weſen einmal reich lebendig geweſen iſt, ſehen wir mit Staunen, was für Kerls unſere Vorfahren geweſen ſind, und was für einen Abrutſch wir gemacht haben, wir, die wir mehr als die Deutſchen irgendeiner anderen Zeit das Wort deutſch im Munde führen. Mauldeutſch ſind wir, nicht herzdeutſch.

Nirgends aber wird uns der nationale Abtutſch ſo deutlich, wie in Nürnberg, nirgends anderswo weitet ſich ſo Dein Herz im Stolzgefühle, einer großen Nation, wenn auch nur als verkrüppelter Enkel, anzugehören, wie hier. Aber die Scham iſt der Schatten, den dieſer Stolz wirft, und ein Schubbejack wäre, wer in dieſem Schatten ruhen wollte.

Darum hat ein Aufenthalt in dieſer alten, herrlichen Burgſtadt deutſcher Großart etwas Aufpeitſchendes, ſo angenehm er uns auch mit Träumen umgibt, und ſo wohl er es uns in dieſem Träumen ſein läßt.

Wir müſſen wieder auf eine ſolche Volkshöhe, wie es die war, auf der eine ſolche Kunſt, ein ſolches Leben, eine ſolche Stärke, Echtheit und Klarheit gedieh.

Das war deutſche Kultur, das war Wohnen in deutſchem Geiſte, das war deutſches Leben.

Dieſe Leute, die das hinterlaſſen haben, waren nicht ſchneidig, die waren mannhaft, aber fein dabei, ganze, freie, ſchaffende Menſchen, ihrer ſelbſt bewußt, Herren aus eigener Art, Herren auf eigenen Wegen, Kerls mit Geſichtern, nicht Puppen mit Larven.

Jeder Erkerſäulenknauf hier ſpricht, wo im Neudeutſchen ganze Straßen nur eine geſchwollene Phraſe ſind.

Ich glaube, jeder Schuſter, auch wenn er nicht Hans Sachs

hieß, fühlte zu jener Zeit hier mehr deutſche Kunſt, als heute ein, ſagen wir 'mal, um uns nicht zu vergaloppieren, Geheimrat.

Wird's beſſer? Es gibt gläubige Seelen, die's behaupten, und ich habe von ferne allerlei Kunde vernommen, als rege es ſich in der jüngeren Generation, nachdem ſie durch mancherlei Sümpfe, deren Namen immer auf -ismus endigen, geſchritten iſt, wieder zu einem ſchaffenden Leben im Heiligen Geiſte der alten deutſchen Kunſtkraft, die die Welt verſtand, aber ſich ſelbſt nie vergaß.

Wenn dem ſo iſt, dann Heil dieſen Jungen!

Es wäre herrlich, wenn unſern alten Tagen eine neue Wiedergeburt, eine deutſche Renaiſſance modernen Gepräges beſchieden wäre.

* * *

So. Da hätt' ich mein alt' Steckenpferd wieder 'mal galoppen laſſen.

Sei mir nicht böſe drum!

Zuweilen muß ich mir Luft machen, und wenn ich Dürer ſehe, möcht' ich am liebſten ſchreien und vor Freuden um mich ſchlagen.

Schreiben aber wollt' ich Dir eigentlich von was anderem. Nämlich ...

Ja, nämlich!

Höre!

Ich glaube, ich habe ſie!

Du fragſt doch hoffentlich nicht: Wen?

Es wäre über die Maßen ſcheußlich von Dir, wenn Du ſo zu fragen vermöchteſt.

Wenn ich „ſie" ſage, ſo meine ich jetzt ſtets meine Zukünftige, genauer geſagt, die Mutter meiner zukünftigen Kinder. (Gott, Du, wenn das mütterlicherſeits Nürnberger, quaſi Dürerſche Kinder wären, — es wäre herrlich! Ein bißchen krank' ich doch noch

am Glauben an die Vererbungstheorie, die mich in die Nähe der roſtrot Säuerlichen geführt hat, von der ich Dir kurz berichtet habe.)

* * *

Ich war natürlich nicht nach Nürnberg gefahren, um hier eine Frau zu ſuchen.

Im Gegenteil, ich wollte mich auf ein paar Tage von dieſer ſchrecklichen fixen Idee befreien, die mich furchtbarerweiſe in Klau' und Krallen hat.

Und ich dachte auch richtig an nichts Schlimmes die ganze Zeit, war vielmehr rechtſchaffen glücklich im Anſchauen dieſer altjungen deutſchen Herrlichkeiten, die ſich um ſo köſtlicher ausnehmen, da der Frühling ſie umwoben und in grünen Banden hat.

Mit jungem Grün ſchmückt ſich der Mai;
Das blickt ſo zag
In den hellen Tag,
Als ob es fremd auf dieſer Erde ſei.

Nun iſt es freilich ſchon Juni, aber wenn es mir recht frühlinglich zumute iſt, mai't mich's. Das muß ein lyriſcher Atavismus ſein, und ich empfehle es ſtrebſamen jungen Literarhiſtorikern als ergiebiges Thema, nachzuforſchen, worauf ſich die Maiwut der deutſchen Dichter und Lyrikdilettanten zurückführt.

Übrigens hinderte mich mein Maigefühl nicht, mit beſonderer Freude zu beobachten, wie aus einem Fenſter der alten Kaiſerburg ein ſalva venia Nachttopf in den Wallgraben entleert wurde, mich mutete dieſer ſonnenbeſtrahlte Guß vielmehr angenehm charakteriſtiſch, mittelalterlich ungeniert an, geradeſo, wie es mir ein kräftiges Bild der Vergangenheit gab, als ich auf einem Teile der alten Burgmauer die königlich bayriſchen Artilleriepferde das Gras abrupfen ſah, das aus den alten Mauerritzen herausgrünt. Die gu-

ten bayriſchen Jungen in ihren Drillichjacken ſahen zwar weder wie Ritter noch wie Knappen aus, aber doch gut deutſch derbe, und, je nun, ich tat dazu, was fehlte, und freute mich des Bildchens.

Das iſt überhaupt ſo köſtlich hier, daß das Leben ſchöne Bilder gibt.

Wie wunderbar ſich der alte Turmwächter auf der Burg machte, der, ſeine Pfeife ſchief im Mundwinkel, durch ſeine Luke herunterſah auf die giebelige Stadt.

Er winkte mir.

Ich ſoll hinauf und auch mit auf die Dächer gucken? Aber natürlich! Warum denn nicht?

Und nun eine halbe Stunde oben durch die Luken geſchaut.

Wie das alles ſchön iſt, da unten. Das Rot der Giebel, das Grün des Frühlings, die ſchönen Formen der reicheren unter den alten Gebäuden, das Turmwerk da und dort, dann ein Blick in die wimmelnden Gaſſen, — nah und ferne ſchönes Bild an ſchönem Bilde.

Nur eins ſtörte mich: auf einem Giebel eine wunderlich unſchöne, ſchwarz berußte Statue. Alſo auch unſere Altvorderen waren nicht ganz frei von jenem ruppigen Naturalismus, der es nicht verſteht zuſammenzufügen, der bloß zu kopieren, nicht zu ſchaffen weiß ... Wie ich näher hinſah, war's ein lebendiger Eſſenkehrer, der nur eben ſtille ſtand. Mir fiel, wie ich dieſen Irrtum gewahrte und mich freute, daß der Kerl lebendig und kein ſchlechtes Stück Kunſt war, einiges über Naturalismus ein, dieſe Stimmwechſelperiode der Kunſt, die mit den Rüpeljahren zuſammenfällt. Meine Gedanken verdichteten ſich in einem kleinen Spruch, deſſen Mitteilung ich in Hulden hinzunehmen bitte:

Ein jeder Mann hat ſeine Rüpeljahr':
Der wird kein ganzer Kerl, der nie ein Rüpel war.
Nur freilich, daß es geht, ſo wie man's treibt:
Mancher ſein Lebtag bloß ein Rüpel bleibt.

Wie ich den Turm wieder hinunter und dann hinab in die Stadt ging, hatt' ich mich ſo in die Einbildung des alten Nürnberg hineingelebt, daß ich mich ſchier wunderte, einen Spazierſtock und nicht einen Spieß in der Hand zu tragen:

Mit meinen Speeren
Will ich dich ehren,
Mit meinen Schwerten
Will ich dich werten,
Mit Stechen und Hauen
Will ich dir trauen,
Herr Feind!

Ein guter Zufall wollt' es, daß ich in der Senſenſchmiedgaſſe an einem kleinen alten Hauſe vorüberkam, in deſſen Erdgeſchoßſtube ſich zwei junge Jongleure übten. Sie hatten abgeſchabte Trikots an und machten erſtaunlich ernſte Geſichter, während ſie ſich die Meſſingkugeln zuwarfen.

Da hatt' ich nun auch fahrende Leute zu meinem Bilde.

Ich wurde unglaublich vergnügt, ich fühlte mich ſo herzhaft fröhlich deutſch, und ich ging ins Bratwurſtglöckle und trank mit Dürer und Hans Sachs Brüderſchaft.

Was wunderbar Heimliches hat die Schenke, die ſich an die Kirche anſchmiegt. Sie klebt an dem großen Gebäu, wie die Balgtreterſtube an der Orgel, und wenn ich das Glas an den Mund ſetzte, tat ich's mit Bälgetreterwichtigkeit.

* * *

Hm, ja: Mit dem Glauben fängt's an windig zu werden im Reiche, aber der Durſt iſt der alte geblieben.

Stimme aus dem Kruge: Das macht, weil ihn kein Geiſtlicher reformieren hat woll'n.

Hm, ja: Wenn mit dem Glauben nur nicht auch die Kunſt flöten gegangen wäre.

Stimme aus dem Kruge: Hat eine Religion die andere mitgehen heißen.

Hm, ja: Vielleicht müſſen wir aufs neue glauben, um aufs neue eine richtige Kunſt aus dem Grunde wieder zu bekommen?

Stimme aus dem Kruge: Mathematik tut's freilich nicht.

Hm, ja: Ob es dazumal, als das deutſche Weſen blühte, in Deutſchland wohl auch das gab, was man heute vergeblich ſucht: Weiber, die wirklich Weiber ſind, Weiber aus dem Grunde, bloß Weiber und ganz und gar nichts anderes als Weiber?

Stimme aus dem Kruge: Man möcht's wohl glauben, wenn man „Das große Glück" des großen Albrecht ſieht. Aber ſicher iſt: es gab Männer dazumal, wirkliche Männer.

Hm, ja: So ſind denn alſo auch wir in der Dekadenz, wir Deutſchen . . .?

Stimme aus dem Kruge: Mumpitz! Neuraſtheniſch ſeid ihr, aber Pfarrer Kneipps Gießkanne wird euch wieder auf den Damm bringen, ſie und ein bißchen Willensſtämmigkeit. Die Dekadenz iſt bloß ein literariſcher Trick. Übrigens keiner von den unamüſanten. Er mußte kommen, nachdem euch der Naturalismus abgelaufen hatte.

Hm, ja: Ich dächte, wir gingen hinüber ins Poſthörnlein, zum Wein?

Stimme aus dem Kruge: Das woll'n wir. Hoho! Auf und an! Willensſtämmig!

* * *

Ja, mein lieber Peter, das ſind ſo Balgtreterſtubengeſpräche. Ich hätte ſie im Poſthörnlein, dieſer uralten und urgemütlichen Weinſtube, ſicherlich fortgeſetzt, maßen der Rapport zwiſchen mir

und dem Mann im Kruge ganz außergewöhnlich gut war, aber ich traf dort, ganz wider Erwarten, meinen alten Institutskameraden Paul Posser, der in dieser schönen Stadt das schöne Gewerbe eines Pinselbilettanten betreibt, und mit diesem mir sehr lieben Manne hatt' ich vielzuviel zu erzählen und zu berichten, als daß ich fürder mit dem Krügler hätte Zwiesprach pflegen können.

Da das Gespräch mit Posser für meine augenblicklichen Pläne ganz besonders wichtig geworden ist, möcht' ich Dir gerne sogleich darüber berichten, zumal, da Du wahrscheinlich begierig bist, den Kommentar zu meinem „Ich glaube, ich habe sie" zu erfahren; aber dieser Brief ist bereits so über alle Maßen in die Breite gegangen, daß ich ihn billig schließen muß, denn meine Finger sehnen sich vom Federhalter weg

Zum Kruge, dem blanken,
Dem Bauch voll Gedanken.

Und was für eine schöne Nacht heut über dem alten Nürnberg liegt! Ich muß zur Burg hinauf, mir anzusehen, was der Mond zu Nürnberg sagt, und dann ins Posthörnlein wiederum hinab, zu lauschen, was der im Kruge zu meinen letzten Erlebnissen meint.

Über diese selbst morgen.

Ich bin Dein fröhlicher

Kraz.

Der zweite Brief aus Nürnberg

Also nun, mein lieber Peter, das Eigentliche! Du mußt mir die lange Einleitung dazu im vorigen Briefe schon nachsehen. Wer käme hier nicht ins Schwärmen!

Heute will ich aber nach Möglichkeit an mich halten und bloß

zur Sache, will ſagen: zur Frau verwitweten Matthäi, geb. Frankebeil reden.

Das iſt nämlich ſie.

Ah, eine Witwe! Ich ſehe Dich grinſen, mein Beſter, aber laß nur, es iſt nichts Grinſerliches an dieſer Witib.

Mein guter Freund Poſſer alſo hat das Verdienſt, mich auf dieſe vortreffliche Witfrau aufmerkſam gemacht zu haben.

Ich hatte ihm natürlich erzählt, aus welchem Grunde ich augenblicklich die Welt befahre, und ſo kam es, daß er plötzlich mit der flachen Hand auf den Tiſch ſchlug, mich mit den bekannten Augen, die was offenbaren wollen, anſah und dann ſchier feierlich ſagte: „Mannmenſch, den Pelz verdien' ich mir!"

„Was für einen Pelz, wenn ich bitten darf?" erwiderte ich.

„Den Kuppelpelz," ſagte er.

Darauf wiederum ich: „Paul, die Sache iſt penetrant ernſthaft! Es könnte ſein, daß ich ſehr grob würde, wenn du in dieſer Angelegenheit ein Späßchen mit mir machen wollteſt!"

Nun aber Poſſer ganz feierlich: „Menſch und Mann, ich ſchwöre dir, ich bin ernſter als ein Marabu in dieſem Augenblicke. Ich habe wirklich was am Bändel, das ich dir an den Bettpfoſten binden kann." (Mein guter Paul hat eine etwas wunderliche Redeweiſe, wie Du ſiehſt. Ich fühle mich aber nicht berechtigt, ſeine Art, ſich auszudrücken, zu korrigieren. Ich liebe die Querſchnäbel.)

Du kannſt Dir denken, wie ich ihm nun aufs Fell rückte.

Er ließ ſich auch keineswegs lange bitten, ſondern erzählte mir ſogleich ausführlich wer, wie und wo.

Alſo eine Witwe. Dreißig Jahre alt. Keine Kinder. Etwas Vermögen. Etwas „Bildung". Haupteigenſchaft: gute Hausfrau.

Alles in allem alſo wohl: eine Biederfrau.

Das war nach der Schilderung mein erſter Gedanke.

Aber: „erſt 'mal ſehen!"

Das war nicht ſchwer, denn Witib Matthäi iſt die Beſitzerin des Hauſes, in dem Poſſer wohnt. Außer ihm und ihr wohnt niemand weiter dort. Sie hat das Erdgeſchoß und den erſten Stock, er den zweiten inne.

Es iſt ein hübſches altes Haus hinter der Stadtmauer. Oder beſſer: Häuschen. Recht ſchmal und, ich möchte ſagen, eingemiedert wie eine dünne Dame ſteht es da, rechts und links flankiert von robuſteren Nachbarshäuſern.

Aber es iſt entzückend ſchön, wenn man eintritt. Alles blitzeblank, trotz des Alters. Man fühlt ſich gleich heimiſch. Ein bißchen winkelig, ja; aber es iſt kein Schmutz in den Winkeln, und für Luft wird wohl geſorgt. Nichts Muffiges.

Ich ſchloß ſofort auf die Witib und ſagte ſtill für mich: ſie iſt geſund und hat helle Augen, ſie ſchlurft nicht auf Pantoffeln, ſondern hat einen guten, hurtigen geſtiefelten Gang.

Da hörten wir ſie auch ſchon. Klapp-klapp-klapp, — ein gutes Tempo. Und dann die Stimme: „Chriſtel! Dem Herrn Poſſer den Kaffee!"

Chriſtel kam. Sauber, rotbackig, den Kopf hoch, die Augen lebendig. Natürlich ſchloß ich wieder auf die Witib, und jetzt kriegte ſie was Streng-Mildes, und ich dachte mir: gut Regiment!

Poſſer ließ uns anmelden. Er ſtellte ihr alle ſeine Gäſte vor. Alſo hatte es nichts Auffälliges.

Wir ſtiegen hinunter.

Angeklopft; drin ein reſolutes „Herein"; Türe auf — ah: Famos! Die richtige deutſche Frau; mittelgroß, mittelſtark, ſchlicht geſcheiteltes blondes Haar; eine gerade Naſe; zwei helle, blaue Augen; geſundfarbenes volles Geſicht; die Kleidung einfach, aber ſo, daß der Gedanke an Ärmlichkeit nicht aufkommen kann.

Sie kam uns freundlich entgegen, ſicher im Auftreten, ohne viel Gick und Gack und Geknix. Alles gut bürgerlich mit einem unaus-

geſprochenen Selbſtbewußtſein: wie ich gewachſen bin, ſo bin ich; ich hab' mich nicht gemacht, aber ich bin zufrieden, wie ich gemacht bin.

Natürlich zuvörderſt die üblichen Verlegenheitsgeſpräche: ob's dem Herrn in Nürnberg gefällt, woran ſich dann das übliche Lob der Stadt knüpfte.

Aber all das hatte doch einen mehr perſönlichen Ton, als er ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten aufgewandt wird. Und je mehr wir ins Geſpräch kamen, um ſo friſcher und bewegter ward die Atmoſphäre.

Sie konnte gut erzählen und hatte eine hübſche Art, von ihrer Vaterſtadt zu reden. Man fühlte Heimatston heraus, und der klingt immer gut.

Alſo: ſie iſt ein richtiges Nürnberger Kind. Ihre Familie iſt nürnbergiſch, ſoweit man von ihr weiß. Alles, was Nürnberg heißt, iſt ihr innerlich bekannt. Nur das Modernwerden an der Stadt iſt ihr was Fremdes. Sie nennt es — Preußiſchwerden.

Das gefiel mir nun eigentlich beſonders gut, denn es beweiſt Inſtinkt.

Kurz: als wir gingen, ſagte ich mir: Dieſe Witib iſt nicht ungeeignet.

Beſonders angenehm war mir dabei, daß ich abſolut kühl blieb, und daß auch nicht eine Spur von eigentlichem Gefühl dabei flackerte.

Das könnte eine wirkliche Verſtandesheirat werden! Alles, was nach „Liebe" ausſieht, hübſch beiſeit', aber Reſpekt und Wohlgefallen.

Das erſte, was Poſſer ſagte, als wir oben bei ihm wieder angekommen waren, war: „Na?!" Du weißt, dieſes „Na?!" der großen Sicherheit, die ſich in die Bruſt wirft und den Dankeshändedruck in würdiger Stellung erwartet.

Das Kompliment dazu pflegt ein ausdrucksvolles „Hm!" zu ſein, ein „Hm!", das ſagen will: „Jawohl, jawohl, du biſt ein

Teufelskerl und haſt wieder 'mal den Nagel auf den Kopf getroffen, aber, daß ich eine Hymne ſingen ſoll, erwarteſt du wohl gefälligſt ſelber nicht!"

Dieſes vielſagenden Hms bediente auch ich mich, und das genügte vollkommen, Poſſern in ein Gefühl behaglicher Zufriedenheit zu verſetzen.

Von nun an war er aber auch ganz Befliſſenheit und Kuppler.

Ich wollte, ſein Pinſel könnte ſo malen, wie es ſeine Worte taten. Er wurde ſo eifrig in der Beſingung der Witib, daß ich einen Augenblick ſchier glaubte, eigentlich ſei er ſelber maßlos in ſie verliebt, aber als ich eine Bemerkung in dieſer Richtung fallen ließ, wurde er grob.

Ob ich ihn für einen Debaucheur hielte?

Ob ich glaubte, er ſei ein Viech?

Wenn er verliebt wäre, ſo würde er doch nicht bei der Witib wohnen?!

Er ſei doch, wenigſtens in dieſem Punkte, ein anſtändiger Menſch!

Ich aber ſei ein Berliner, ganz einfach: ein Berliner! und leide an Moral inſanity, wie alle Einwohner dieſer infamen Stadt.

Hier aber, in Nürnberg, herrſchten, gottlob! noch die alten deutſchen Sitten! . . .

Er war ſo wütend, daß er „teutſch" ſagte, und ich hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder gut zu machen.

„Nein," ſagte er beſänftigt, „ich denke an ſo was nicht. Ich habe das hinter mir. Ich — male jetzt."

„Wie? Du biſt alſo gewiſſermaßen ein Pinſelcoelibatair, dem die Malerei die Liebe erſetzt?"

„Sehr richtig bemerkt. Ich habe in der Liebe meinen Knacks weg und benutze die Kunſtliebhaberei als Surrogat."

Eigentlich ſchämt' ich mich. Der Mann war doch weiter als ich.

„Aber die Nachkommenſchaft?"

„Es iſt mir ganz ſchnuppe, wer meine Bilder erbt."

„Und du haſt gar keinen Trieb, Kinder zu kriegen."

„Komiſch! Ein Mann kriegt nie Kinder."

„Dummheiten! Sagen wir: zeugen."

Da grinſte er: „Das Zeugen iſt ein Gebiet für ſich, und auf dem kann man wildern."

„Ah, das ſind alſo deine teutſchen Sitten, mein biederer Paul? Pfui! Schlecht und modern, Sardanapal!"

Darauf er: „Ich will dir was ſagen, mein Junge: Der Deutſche iſt kein Mönch, ſondern vielmehr ein Mann. Die Liebe zwar, die richtige, die einweibige, die mit dem Ring am Finger, die iſt ihm heilig, — aber wenn er die nicht haben kann, dann geht er noch lange nicht hin zum Bader und ſucht ſich das Meſſer, welches am ſchärfſten iſt, ſondern vielmehr, er geht zu einem gefälligen Fräulein und macht vor der Natur ſeine Verbeugung."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Werde mir einer aus den Deutſchen klug!" hat der Herrgott geſagt, als er ſich einmal eingehender mit ihnen beſchäftigte. „Selbſt der Teufel kann aus dieſen Burſchen nicht klug werden. Sie ſind halt — ausbündig."

Aber zurück zu unſerer Witib.

Da Du meine Meinung über das Weibtum kennſt, da Du weißt, daß ich im ganzen mehr Geſchick dazu habe, an einer Frau das Unangenehme zu ſehen, als jene Eigenſchaften zu entdecken, mit deren profeſſioneller Verzimtung das Gros der Lyriker ſeine Tage ausfüllt, ſo kannſt Du Dir ohne weiteres vorſtellen, daß Witwe Matthäi kein ganz gewöhnliches Weib ſein kann, wie ſie augenblicklich gang und gäbe ſind.

Nein: ſie hat wirklich was Düreriſches an ſich, was Unzeitgemäßes, was —, ich bin ums richtige, ums eigentliche Prädikat verlegen. Es iſt das, was die Frauenlobſeriche „echt weiblich" nen-

nen, aber ich kann mich mit dem beſten Willen nicht dazu entſchließen, dieſe Melodie mitzuſingen, denn die Weiber zeigen das, was dieſe glorreiche Witwe auszeichnet, juſt am wenigſten. Das iſt freilich richtig: um das Prädikat zu verdienen, nach dem ich ſuche, muß man ein Weib ſein — aber ein Weib, das den übrigen möglichſt wenig ähnlich iſt.

Doch gleichviel, wie ich's nennen ſoll: es iſt was Treffliches, Tüchtiges.

Nun denn alſo, daß ich es Dir bekenne: ich habe mich entſchloſſen, hier das Wagnis zu begehen.

Poſſer iſt Feuer und Flamme und unerſchöpflich darin, mir auszumalen, wie wundervoll ſich alles entwickeln wird.

Ich habe natürlich meine Einwände.

Ad 1 beſtehe ich ſelbſtverſtändlich auf der abſoluten Reinheit von jeglicher Liebesſentimentalität und konſtatiere damit:

Ad 2 die Schwierigkeit, die Witwe geneigt zu machen.

Denn, ſo fürchte ich: wenn Witwe Matthäi auch ein Weib iſt, für die es im Lexikon der Weiblichkeit an dem richtigen Prädikate gebricht, ſo wird ſie doch nicht gänzlich frei ſein von dem weiblichen Untergrundsverlangen nach Schnäbelei in Worten und Werken, worauf ich mich durchaus nicht einlaſſen kann.

Sie wird um ſo weniger frei davon ſein, als dieſes Verlangen in ihrer erſten Ehe unbefriedigt geblieben iſt.

Dieſe erſte Ehe nämlich iſt ein mehr als kaltes Kontraktverhältnis geweſen. Der Mann, viel älter als ſie, ihr in ſehr jungen Jahren durch die Eltern aufgenötigt, kränklich, grämlich, dabei aufbrauſend eiferſüchtig und argwöhniſch. Und nach zwei Jahren dieſer kinderlos gebliebenen Ehe die Witwenſchaft. In ihr, ſo ſcheint es, hat ſie ſich erſt zu dem entwickelt, was ſie jetzt iſt. Sie hat ſich ſelbſt gebaut, ſie iſt in harten Erfahrungen das geworden, was ſie iſt, das ausgeglichene, ruhige, bewußte Weſen.

Vielleicht kann ich gerade darum hoffen, daß ſie auch in puncto puncti reif geworden iſt und nun jenſeits jenes Verlangens ſteht, das meinen Plänen hinderlich ſein müßte.

Ihre großen blauen Augen, die mich ſo unintereſſiert anſahen, deuten darauf hin. Dieſe Augen, das ſah ich, gehörten nicht zu den wollenden, ſondern zu den beim weiblichen Geſchlechte überaus ſeltenen, die unbegehrlich ſchauen.

Aber, du lieber Gott, was liegt nicht alles hinter Weiberaugen. Wer darauf traut, kann mit derſelben Sicherheit auf Sumpfwieſen reiten wollen.

Dieſe Ungewißheit iſt gräßlich. Und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis ich Klarheit habe. Wir müſſen uns an unſer Ziel heranſchleichen, wie Indianer. Ich ſelbſt würde ja einen richtigen Artillerieangriff vorziehen, aber Poſſer, der die Witwe kennt, rät durchaus davon ab.

Es iſt eine infame Situation, und heute nacht hatt' ich glücklich den Traum wieder, den ich immer habe, wenn meine innerſte Seele ängſtlich iſt.

Ein gräßlicher Traum! Ich ſitze dann wieder auf der engen Gymnaſiumsbank, bin ſchlecht präpariert und zittere vor den Kalbsaugen des Konrektors, der mich plötzlich anbrüllt: Höh, mein Lübber, welche Verba regiern den Genitiv? Und ich erhebe mich in entſetztem Schreck und ſehe mich flehentlich um, ob mir's niemand einblaſen wird, aber ich ſehe nichts als ſchadenfrohe Geſichter, kleine Bübchen mit dicken Köpfen und großen Brillen, die alle, alle wiſſen, welche Verba den Genitiv regieren, während ich allein, ich, der alte Graunzer mit dem Dickbauche und den vierzig Jahren, jammervoll daſtehe und kein Wort hervorzubringen vermag. Und der Konrektor bläht ſich in pädagogiſchem Triumphe ochſenfroſchartig, daß er mich wieder erwiſcht und als phänomenalen Dummkopf öffentlich nachgewieſen hat, und er ſtreicht ſich den Schnurr-

bart, daß die Haare krachen, und er glotzt mich höhniſch an, bis die Augen, zwei waſſerblaue, gräßliche Kugeln, aus den Höhlen treten und langſam, ſcheußlich langſam auf mich zurollen, immer größer werdend, immer größer, zwei greuliche, feuchte Monde. In Schweiß gebadet wach' ich auf ...

Daß ich dieſen furchtbaren Traum wieder geträumt habe, beweiſt mir, wie verängſtigt ich innerlich bin.

Hab Mitleid, Peter, mit

Deinem

Pankrazio.

Der dritte Brief aus Nürnberg

Mein lieber Peter, die Sache macht ſich.

Poſſer iſt ein unglaublich geſchickter Kundſchafter auf dem Kriegspfade wider die Witib.

Wir ſind ſchon gute Freunde, ſie und ich.

Teufel nein: ich und ſie; denn ſo weit ſind wir denn doch noch nicht, daß ich die galante Alfanzerei mitmachte und irgendein Weib mir voranſetzte. Mit dieſen verdammten Höflichkeiten haben wir die Weiberherrſchaft bisher ungebührlich gefördert. In ſo gefährlichen Dingen muß man auch auf Kleinigkeiten achten.

Aber wirklich: die Witib iſt ein tüchtiger Kerl. Das iſt eigentlich ein Wort, das nur Männern zukommt, aber dieſe geborene Frankebeil verdient es, daß man ſie mit einem Männernamen ehrt.

Wir trinken jetzt jeden Nachmittag den Kaffee bei ihr.

Als Vorwand dient ihre Eigenſchaft als eingeborene Nürnbergerin, als welche ſie mir, ſo will's unſere Kriegsliſt, allerlei Intereſſantes aus dem Nürnberger Bürgerleben erzählen ſoll, denn ich bin ihr gegenüber als — Kulturhiſtoriker hier anweſend.

Auf dieſe Weiſe nähern wir uns wirklich ganz nett. Sie erzählt gern von Nürnberg und ich höre ihr gern zu. Freilich: dem eigentlichen Ziele nähern wir uns nicht eben, und es wird mir ſchließlich doch bloß die große Kanonade übrig bleiben. Aber C'eſt le premier coup de feu qui coute. Aufgeprotzt hab' ich ſchon ein paarmal, aber zum Schießen komm' ich nicht.

Kanonenfieber?

Man möcht's faſt glauben. Mir iſt zumute, wie vor der erſten Menſur. Sehr mutige Gebärden, aber unter ihnen eine gewiſſe Bänglichkeit.

Es iſt eigentlich ſehr blamabel. Nicht?

Ich halt's auch nicht mehr lange aus ſo. Poſſer rät unausgeſetzt zum Schleichkriege, aber ich werde doch nächſtens die Taktik ändern.

Denn: ſchließlich verlieb' ich mich noch, und dann iſt es natürlich zu allen guten Dingen zu ſpät.

Was ſchrieb ich eben? „Verlieb' ich mich?" Ich flehe Dich an, Peter, nimm das für einen Witz! Und für einen ſehr ſchlechten! Es wäre beleidigend, wollteſt Du es anders nehmen.

Nein: davon kann gar keine Rede ſein. Ich bin zwar ängſtlich, wie ein liebesfeiger Verliebter, aber meine Angſt hat keine Hitze, ſondern ſie iſt ganz kalt, — ſchlotterkalt.

Morgen, wenn ſchönes Wetter iſt, wollen wir drei einen — Ausflug machen. Nach Schmauſenbuck. Der Name hat was angenehm Kompaktes, und wenn der Ort halbwegs ſo tüchtig wie der Name iſt, ſo werd' ich der Witib wohl endlich krupp'ſch kommen.

Schmauſenbuck — das Wort iſt ſelber eine Kanonenkugel.

Dein P.

Der vierte und letzte Brief aus Nürnberg

Nun denn! . . .
Hopp! . . .
Will Er wohl? . . .
Na?! . . .
Alſo los! . . .

* * *

Dieſe Zurufe, mein Vielgeliebter, die Dich ein wenig erſtaunen werden, richten ſich nicht an Dich, ſondern an mich.

Ich hatte ſie nötig, denn es fiel mir nicht leicht, dieſen Brief zu beginnen, und die Götter wiſſen, ob es mir leicht werden wird, ihn zu beendigen.

Nämlich . . .

Aber nein, ich will den „Kelch" nicht umſtürzen, ſondern ihn Dir langſam zutrinken, bis auf die Nagelprobe leer, und wenn ich früher bei ſotanen feſtlichen Taten eine dunkelrote Mütze auf hatte, ſo habe ich diesmal einen roten Kopf auf, ich . . .

Du merkſt, daß ich etwas übler Laune bin?

Ei freilich, Du merkſt recht, mein Guter. Sehr fidel bin ich nicht gerade.

Du weißt doch noch, was die Füchſe für Geſichter machten, wenn ſie auf der Menſur „umgedreht" wurden?

Viel fröhlicher ſeh' ich nicht aus, augenblicklich.

Ich werde wohl von vorne anfangen müſſen, oder, um im Bilde von vorhin zu bleiben: zuerſt vom Ganzen, den ich Dir trinke, kommt die Blume. Die ſchmeckt ſo übel nicht.

Denn es war geſtern ein herrlicher Tag, als wir losfuhren, wir drei.

Nach Mogeldorf ging die Fahrt.

Gott, was war der Junitag ſchön! Ich war in gottlobeſamſter Stimmung und ließ in mir Wort und Weiſe von des alten Hans Haßler, des Kaiſers Rudolfs des Zweiten Kapellmeiſters, ſchönem Liede ſummen:

Nun fanget an ein gut's liedlein zu ſingen,
laſt inſtrument und lauten auch erklingen.
Lieblich zu muſiciren
will ſich jetzund gebüren.
Drum ſchlaget und ſingt
das alles erklingt,
helft unſer feſt auch zieren.

Der Himmel hing wirklich voller Geigen und Baſettl'n, und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, die Frau verwitwete Matthäi, geborene Frankebeil, auf ein paar roſige Hinterpausbacken von unzweifelhaft echten Thoma-Engelsbübchen aufmerkſam zu machen, die, offenbar von Frankfurt her, auf einer Wolke ritten, juſt über einem zartgrünen Birkenhain, der gegen den blauen Himmel ſtand wie ein leibhaftig Bild des ſproſſenden Lebens.

Die Witib war ſehr frühlinglich und hübſch angetan mit einem hellen, ſchönfaltigen Kleide und trug einen breiten, weißen Strohhut von der Art, die wir in unſerer Jugend Florentiner Schwinger nannten.

Eigentlich gehören zu ſolchen Hüten lange, hinten hinunterhängende Bänder aus ſchwarzem Samt, aber die Witib meinte, ſolch Flottierwerk zieme der ſchnellfüßigen Jugend, aber nicht ihr, die ſie, was die Beine anlange, mehr für ein geſetztes Tempo ſei.

Es muß auch geſagt werden, daß ſie en plein air betrachtet und nicht mehr im Schleier des deckenden Interieurlichtes, entſchieden nicht den Eindruck eines jungen Mädchens machte.

Dieſen Satz bitt' ich aber nicht mißzuverſtehen. Ich will mit ihm

nicht geſagt haben, daß die Witwe mir häßlicher erſchienen wäre. Nein. Gar nicht. Ich betrachtete ſie vielmehr mit einem Wohlgefallen, das die Grenzen der Objektivität ſtark überſchritt.

Ich fand: ein bißchen reif zwar, aber — allerliebſt. Rubens und Jordaens hätten ihre Freude daran gehabt.

Und: wie nett ſie ſprach! Kein albernes „ach wie reizend", „Gott wie ſüß", keine Naturbeleidigung durch abgegriffene Phraſen, ſondern ein ruhiges Ausſprechen, vielleicht ein bißchen zu ruhiges Ausſprechen der Freude über die Schönheit, wo ſie eine empfand.

Bloß: ſie baedekerte ein bißchen zuviel. Das kam aber daher, daß ſie glaubte, ſie müſſe auch im Freien fortfahren, den „Kulturhiſtoriker" in mir zu kultivieren.

Ich ließ mir das ruhig gefallen, denn ich hatte mir vorgenommen, plötzlich und mit einem großen Flankenangriff dieſes Geplänkel aufzuheben.

Nur: wann, wo und bei welcher Gelegenheit?

So plötzlich Zieten-aus-dem-Buſch ſpielen, das läßt ſich ja recht hübſch anhören, aber man muß es ſich nicht vornehmen. Es macht ſonſt elend nervös, wenn man immer wieder auf neue lauern muß.

Dieſe Nervoſität, in die ich nach und nach trotz der Schönheit des Junitags geriet, will ich Dir nicht ausmalen. Ich bin nicht für das Nervöſe in der Malerei. Auch könnte es anſtecken. Ich beſaß leider gar nicht den Nervenhumor, dieſen modernſten und ſeltenſten aller Humore, mich darüber hinwegzuſetzen.

Kein Wunder, daß unſere Schmauſenbuckpartie dadurch, wenigſtens für mich, aber auch für Poſſer, einen etwas fatalen Anſtrich kriegte.

Der arme Poſſer, das merkte ich bald, litt geradezu unter meinem Kanonenfieber, und als wir in die Nähe des großen Ausſichtsturmes gelangt waren, duldete ihn die Angſt nicht mehr in unſerer

Nähe, und er entfernte ſich unter dem Vorwande, daß er eine Skizze im Walde machen wollte.

Nun ſagte ich mir, daß es die höchſte Zeit ſei.

Stieß er wieder zu uns, bevor ich losgeſchoſſen hatte, ſo war ich grenzenlos blamiert.

Alſo: hurtig!

Meine Gedanken rannten Wette nach dem Ziele, daß ſie einen Anfang für meine Kanonade fänden.

Und alſo ſprach meine Angſt, die ſich als Mut gebärdete: „Der gute Poſſer hat ſich entfernt wie die Duenna im ſpaniſchen Luſtſpiel. Wär' ich der Don Amoroſo, ſo müßt' ich jetzt in die Knie ſinken und ſagen, Donna ich liebe Euch."

Die Witib: Oh, dabei platzen die Trikots zu leicht. Gottlob, daß Sie kein Don Amoroſo ſind, Herr Doktor.

Ich: Gottlob? Meinen Sie das wegen der imaginären Trikots, Frau Matthäi, oder — wie meinen Sie das?

Die Witib: Aber Herr Doktor! Wir zwei Leute aus dem Mittelalter! Wir und amoroſe Ironien!

Ich: Warum nicht? Wenn nur die Ironie dichte genug iſt. Sie wiſſen doch, die Ironie iſt die Stiefſchweſter des Humors, und alles, was mit dieſem braven Burſchen verwandt iſt, iſt von guten Eltern.

Die Witib: Nur, daß er unmodern iſt, der Humor.

Ich: Um ſo beſſer paßt er für uns Leute aus dem Mittelalter. Alſo, geſetzt: ich riskierte meine Trikots. Was würden Sie ſagen?

Die Witib: Ich? Gott, ich würde ſagen, daß ich nicht Spaniſch verſtehe.

Ich: Wenn ich aber dann deutſch redete?

Die Witib: Das wäre grob!

Ich: Was? Von Liebe? Grob?

Die Witib: Laſſen wir den Humor, Doktor!

(Pauſe.)

Ich: Hm, Frau Matthái; — wenn ich nun in die Knie fiele, ohne von Liebe zu reden?

Die Witib: Das verſteh' ich nicht.

Ich: Ich meine ſo: wenn ich nun ſagte: Keine Angſt, Donna, ich liebe Euch nicht, ganz gewiß nicht, aber — Ihr gefallt mir. Wie wär's, wenn wir uns heirateten?

Die Witib: Sie haben wunderliche Einfälle. Sie ſollten Operettentexte ſchreiben.

(Pauſe.)

Ich: Frau Matthái —: ich falle wirklich in die Knie.

Die Witib (etwas unſicher): Aber Herr Doktor: was iſt denn los mit Ihnen? Ein Kulturhiſtoriker wie Sie?

Ich: Ach was, Kulturhiſtoriker! Ich bin gar kein Kulturhiſtoriker. Ich bin ein Gutsbeſitzer, der eine Frau ſucht.

Die Witib (erſt ſprachlos): Ich weiß wirklich nicht ... Ich glaube, Sie ... Wo bleibt nur Herr Poſſer?

Ich: Wir brauchen Herrn Poſſer nicht. Er iſt tief im Walde und macht Studien. Übrigens iſt er ganz eingeweiht. (Ich wurde wirklich mutig.) All das war bloß Komödie, ja, das war wirklich Operette. Aber jetzt kommt der Ernſt, die Wirklichkeit. Ich ſtelle wirklich die Frage an Sie ...

Die Witib: Alle Heiligen! Doktor! Nein, dieſer Poſſer! Und Sie! Offen geſtanden ...

Ich: Nur nicht böſe werden, Frau Matthái. Hören Sie mich ruhig an ...

Wie ich ſo weit war, waren wir am Ausſichtsturm angelangt. Wir nahmen uns Karten und fingen an, die Wendeltreppe hinaufzuſteigen. Das war eine ganz günſtige Situation für mich, auch

die heiklen Punkte meines Antrags vorzutragen. Denn es war etwas dunkel im Turme, und ich ſtieg voran. Ich ließ das Heikle von der Spule. Hinter mir klang es von allerlei Interjektionen; vornehmlich regiſtrierte ich ſehr lange „Ahhs", auch einmal etwas wie „Unglaublich"!

Als wir oben angelangt waren, hätt' ich mich, offen geſtanden, am liebſten den Turm hinabgeſtürzt, denn es war mir gar unbehaglich zumute. Ich traute mich kaum, die Witib anzuſehen.

Die aber, hochrot von der Anſtrengung des Steigens, hatte ſich auf eine Bank geſetzt, den Schwinger abgenommen und ſah mich ganz ruhig mit ihren klaren Augen an.

Dann ſagte ſie: „Laſſen Sie mich erſt ausſchnaufen, Doktor, dann will ich Ihnen die Umgegend zeigen."

Und richtig: wie wenn ſie ein Fremdenführer wäre, führte ſie mich im Kreiſe herum und erklärte mir das ganze Gebiet der ehemals freien Reichsſtadt Nürnberg, das wir unter uns in aller Frühlingspracht liegen ſahen. Sie vergaß ſogar die verſchiedenen ehemaligen Papiermühlen und ihre Waſſerzeichen nicht.

Dieſe Ruhe machte mich wild.

Wollte das Weib mich zum Narren haben? Mich? Was führt ſie mich da im Kreiſe und redet hiſtoriſche Reden! Zum Teufel! Antwort will ich!

Und ich ſprach, ſehr dezidiv: „Rührend, was Sie alles wiſſen, Frau Matthäi! Aber was ich wiſſen möchte, iſt, ob Sie eine Antwort auf meinen Antrag haben?"

Die Witib: Gewiß! Freilich, Herr Doktor!

Ich: Und?

Die Witib: Ich denke gar nicht daran, Ihren Antrag anzunehmen! Nicht im entfernteſten denk' ich daran!

Ich: So! So! Das iſt klar geredet. Hm! Köſtlich! Ein Korb! Aber Frau Matthäi, warum?

Die Witib: Weil Sie mir leid tun, Herr Doktor. Und heiraten ſoll man nicht aus Mitleid, ſondern aus Liebe.

Ich: Ah, ah, da haben wir's! Die mit Recht ſo beliebte Liebe! Frau Matthäi, — das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet! Ich hatte geglaubt, Sie wären . . .

Die Witib: Bitte, ſagen Sie das lieber nicht, wofür Sie mich zu halten geneigt waren. Es war nichts Gutes.

Ich: Im Gegenteil, das Allerbeſte, ich . . .

Die Witib: Nein, wirklich: ich mag's nicht hören. Ich möchte gerne ganz einfach für eine normale Frau gehalten werden und nicht für 'was Konſtruiertes. Und, ſehen Sie, was eine normale Frau iſt, die ſpintiſiert ſich nicht in die Ehe, ſondern ſie fällt entweder aus Dummheit und Unerfahrenheit, wie ich damals, oder aber aus Liebe hinein. Ob ſie hart oder weich fällt, das iſt ihr Glück oder ihr Unglück, aber daß ſie bloß aus den genannten Gründen hineinfällt und nicht etwa mit jämmerlichem Bedachte hineinſteigt, das iſt ihre Ehre.

Ich machte vor Wut und Bedeppertheit eine Verbeugung und wollte etwas erwidern, aber die Witib fuhr fort: „Das müſſen Sie nun aber nicht für große Worte halten, und Sie müſſen nicht glauben, daß ich etwa beleidigt und ärgerlich bin. Nein, nein. Ein bißchen verſtehe ich Ihre Konſtruktion, und, wie geſagt, Sie tun mir leid deshalb. Herrgott, zu was für merkwürdigen Dingen ein Menſch kommen kann, wenn er anfängt, ſich unnatürlichen Empfindungen hinzugeben. Guter Herr Doktor, ich rate Ihnen: Probieren Sie es doch lieber mit der Liebe. Halten Sie ſich mehr an die jungen Mädels! Da wird ſchon eine ſein, die Ihnen das dumme Zeug wegtaut. Aus lauter Dankbarkeit werden Sie ſie ſchließlich ſogar glücklich machen, — ſo unwahrſcheinlich das auch ausſieht."

Gott ſei Dank, in dieſem Augenblick tauchte Poſſers Kopf in der Wendeltreppenwindung auf.

„Na!" ſagte er, „gut unterhalten?"
„Sehr gut," ſagte die Witib.
Den Reſt des Tages füllten wir wieder mit Kulturhiſtorie aus.
Morgen fahr' ich nach München.
Die Abfuhr genügte aber, — nicht wahr?
O ja, Schmauſenbuck iſt ein Kanonenkugelwort.

Dein rumgedrehter
Pankrazius.

XIX.

Einige Seiten aus Herrn Pankrazius Graunzers Reiſetagebuch, aus denen hervorgeht, daß er philoſophiſche und andere Anwandlungen wunderlichſten Charakters hat

Von † † † Nürnberg nach München.

Wenn wir ganz verkatert waren, wir in den dunkelroten Mützen dazumal, dann ſangen wir das ſchöne Lied:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelſchwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, du biſt ein Engel.

Mancherlei, mancherlei
Dreht ſich hier im Kreiſe,
Manches geht auch gradeaus,
Sprach der alte Weiſe.

Dieſer alte Weiſe war
Klüger, als man dachte;
Dachte ſein Gehirn zu ſchnell,
Sprach er: „Sachte! ſachte!"

Litt der alte Weiſe an
Welthämorrhoiden,

Sucht' und fand bei Hannchen er
Seinen Seelenfrieden.

Hannchen, das war ein Juwel,
Und der alte Weiſe
Kniff ſie, wo ſie dicke war,
Und er ſummte leiſe:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelſchwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, du biſt ein Engel,

Ja, ja, dieſe Philoſophen! Es iſt keine Frage, daß ſie's hinter den Ohren haben. Sein Hannchen hat ein jeder, und er weiß wohl, wo ſie am kniffigſten iſt.

Ob aber ein jeder dieſer Weltweiſen (das iſt eine Doktorfrage) mit ſeinem Hannchen verheiratet iſt?

Pfui, Pankraz, wer wird ſolche Fragen ſtellen?

Was hat die Weltweisheit mit dem Standesamt zu tun?

Das Hannchen in jenem Liede iſt ein Symbol, mein Freund, und honny ſoit, qui mal y penſe! Oder ...? ... Ach! Was gehen mich die Hannchens der Weltweisheit an! Wie komm' ich überhaupt drauf?

Ach ſo: der Katzenjammer, das Katzenjammerlied:

Katerblas, Katerblas, du mein Vergnügen,
Katerblas, Katerblas, du meine Luſt,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kein Vergnügen,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kahaine Luſt!

Das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben, der Teufel Oberſten. Und das Rezept iſt nicht ſo ſchlecht, als man's macht.

Welches beſſere Mittel gibt's gegen das Leben, als ſich totzuſchießen? Und: Was hilft beſſer gegen den Wurm des inneren Ärgers, als die ſanfte Pille philoſophiſchen Stumpfſinns?

Ich kannte einen Mathematiker, der, wenn ihn seine Frau recht ehegespönstisch beliebfraut hatte, sich hinsetzte und mit allen Regeln dieser greulichen Kunst ausrechnete, daß zwei mal zwei sechsundzwanzigundeinhalb sei. Sobald er mit der Rechnung fertig war, war er auch von jeglichem Bodensatz des Ärgers frei.

Schade, daß ich kein Mathematiker bin. Mir bleibt nichts anderes übrig, als Verse zu machen oder zu philosophieren.

Halt, da hab' ich mich: ich bin also ärgerlich?

Wundervoll!

Ad 1. Was ist Ärger?

Ärger ist die Seekrankheit der Seele, Ungleichgewicht, Mangel an festem Boden, Schaukelweh.

Ad 2. Auf welchem Meere hat meine Seele das Gleichgewicht verloren?

Bitte: es war kein Meer, es war ein Tümpel.

Schön, — aber, mein Bester, das ist eine blamable Seele, die auf einem Tümpel seekrank wird.

Ja, aber es war ein besonders gefährlicher Tümpel.

Alle Wetter: ein gefährlicher Tümpel! Das ist ein Wort! Deine Seele saß vermutlich auch in einem höchst gefährlichen Kasten von Schiffe, wie? Und, mein Gott! vielleicht fiel eine Gans ins Wasser, und es gab Wellen auf dem Tümpel!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lassen wir das Tümpelthema!

* * *

Wenn ich mir's recht überlege: die Witib hat vielleicht ganz recht gehabt.

Nicht freilich so, wie sie's meinte!

Das mit der Liebe, du lieber Gott, — den Speck kennen wir Mäuse! Die Jungen, die Schleckrigen, die mögen dran lecken und

immerhin dann zwiſchen den Drähten piepen, daß es von weitem wie Halleluja klingt. Wir alten, klugen, ſchon etwas angegrauten Mäuſeriche aber, wir nicht mehr Speckerigen und Schleckerigen, die wir von dieſer ausgezeichneten Welt keineswegs mehr das ſogenannte Glück, dieſe glänzende, aber ſehr problematiſche Schwarte, verlangen, wir, die wir vielmehr mit dem hausbackenen, harten Brot der Ruhe zufrieden ſind, wir, weder Glücks- noch Liebesritter, ſondern ganz einfach Lebenswanderer oder Lebensbummler, oder, wenn wir den Tick des Feierlichen haben, Lebenspilger —: wir ziehen nicht 'mal die Naſe mehr hoch, wenn wir die Düfte dieſes Lockbratens riechen. Die kluge Witib an der Falle freilich erklärt, nur durch den Speck gelange man zum Heil. Je nun, ſeien wir gelaſſen und verzichten wir auf dieſes Heil.

Laſſen wir die Idee mit der Ehe ſchwimmen, Pankraz.

Poſſer, das iſt der Held! Der hat die Wahrheit intus. Wie wohl fühlt er ſich in ſeiner Ehe mit der Palette!

Wir werden ſchon auch ſo ein Behelfchen finden.

Wie wär's, Pankrazi, wenn wir uns aufs Dichten verlegten? Wir kommen zwar nicht in die beſte Geſellſchaft dadurch, aber beſſer als die einer Frau iſt ſie immer noch. Und wenn die Leute auch über die Kinder lachen, die wir mit Frau Lyrik zeugen, ſo wird das unſern Vaterfreuden ebenſowenig Abbruch tun, wie es den eheväterlichen Freuden Abbruch tut, wenn die Welt die pp. Kinderchens nicht ganz ſo entzückend findet, wie der Herr Papa.

Alſo, topp: ſchlagen wir die Leier!

Unmöglich, Pankrazi, unmöglich! Zu altmodiſch und auf die Dauer degoutant. Die Reimwieſe iſt zu abgegraſt, und die blaue Blume hat jeder Kommis im Knopfloch. Es muß was Exkluſiveres ſein.

Irgendwas ſammeln?

Radierungen, Briefmarken, Zeitungsausſchnitte, Zigarrenabfälle, Exlibris, Korkſtöpſel, Autogramme, Porzellan, Käfer, japa-

niſche Buntdrucke, Pariſer Plakate, alte Theaterzettel, Münzen, Medaillen, Bücher, Petrefakten? — Alles zu gewöhnlich.

Man müßte was Abominables finden: Korſette berühmter Kokotten etwa; aber das paßt ſich wieder nicht für mich.

Alle erſten Hefte von Zeitſchriften, die nach dem erſten Heft eingegangen ſind; — zu umfangreiches Gebiet, unmöglich ohne Staatshilfe.

Wie wär's mit einem Regiſter aller Schlagworte, politiſcher, künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher?

Dazu müßte man einen Verein von Gelehrten gründen.

Wie wär's mit einem Sport? Rollſchuhlaufen oder Spiritismus etwa!

Der letztere wäre nicht ohne, wenn er nicht ſo verteufelt feminini generis wäre.

Halt: die Politik! Reichstagskandidat! Auf den Tiſch hauen, die Lungen vollpumpen, die Backen blähen, die Stirn runzeln, die Augen rollen, und nun los: Meine Herren!

Unzweifelhaft: dieſe Emotion erſetzt vollkommen jede Zimmergymnaſtik.

Aber auf die Dauer?

Und auch hier: die Geſellſchaft, in die man gerät . . .!

Schließlich würde man Anarchiſt aus äſthetiſcher Oppoſition und käme in Ungelegenheiten mit der Polizei.

Das iſt dann auch nicht viel angenehmer als verheiratet ſein.

Ich bin wirklich in einer üblen Lage.

Wenn das die Tante wüßte!

* * *

O ich unglaubliches Schreibetier. Da ſitz' ich hier und ſchmiere unter Rattern und Ruckeln mein Notizbuch voll, und draußen ſauſt der Frühſommer vorbei in allen ſeinen Prächten.

Da: Gärten mit nickenden Roſenbäumen; die Häuſer dahinter umklettert von Grün, und der Himmel drüber hoch aufgewölbt in tiefer, ſatter, ſeliger Bläue.

Es dreht ſich die Schönheit um mich wie ein Reigen von Göttern, und ich ſitze im Mittelpunkte des Kreiſes und kreiſche mich an und bewerfe mich mit Ironien und beſpicke meine Seele mit Selbſtinvektiven.

Warum leb' ich nicht einfach? Warum mach' ich nicht einfach meine Augen auf, weit auf meine Augen und alle meine Sinne und laſſe in mich einſtrömen Gerechtes und Ungerechtes, alles, was da lebt und webt, alles, ohne Kritik, ohne Geſperr und Gezerr!?

Warum ſag' ich immer und immer nein? Warum hab' ich's ewig mit dem Gehirn und nie mit den Sinnen?

Warum verzwittere ich mein bißchen Daſein zu einem Monſtrum, das weder gibt noch nimmt?

Zum Teufel mit dem Spintiſieren und Nörgeln! 'mal losgelebt! Keinen Zweck aufgerichtet! Keine Zukunft aufgepflanzt! Augenblick gefügt an Augenblick und ruhig hineinwachſen in Zeit und Welt!

Da ſtehen Blumen. — Nimm ſie!

Da glänzt ein Licht auf dem ſchießenden Grün des Stroms. — Nimm's, es iſt dein!

Da harft der Wind durch die Telegraphendrähte.

— Horch' dir ſeinen Ton in die Seele, wenn er dir gefällt!

Was dir aber nicht gefällt, laß es ruhig ſein und ſchimpf'es nicht!

Was geht dich deines Nachbars ſchiefe Naſe an? Und der Witib ſpitzige Bemerkungen, — was haben ſie mit dir zu tun? Und all das Weibsvolk, das dir ſo lange fatal war, — was haſt du mit ihm zu ſchaffen?

Freund, ſapere aude! Geh', wenn du nach München kommſt, ins Hofbräuhaus, oder, wenn jetzt der Auguſtiner beſſer iſt, in den Auguſtinerkeller.

Geh' aber nicht hin, um eine Frau zu ſuchen, mein Lieber!

Denn das iſt die Hauptſache: bau' dir keinen Zweck auf! Die Zweckmeſſerei iſt ebenſo dumm wie die Beckmeſſerei.

Was ſagt' ich? Sapere aude! Nicht doch! Vivere aude!

Los! Leben, hurra!

* * *

Sobald ich im Hotel ſein werde, werde ich der Witib folgenden Brief ſchreiben:

Gnädige Frau, Sie haben recht! Die Liebe iſt die Hauptſache. Aber nicht bloß fürs Heiraten, ſondern überhaupt.

Denn die Liebe iſt das Gedankenloſe.

Meinen verbindlichſten Dank, daß Sie mich das gelehrt haben. Ich hätte es eigentlich ſchon wiſſen ſollen aus dem Worte: Dem Gerechten ſchenkt's der Herr im Schlafe.

Ich will mit wachen Augen ſchlafen. Ob mir dabei was geſchenkt wird oder nicht, ſoll mir gleich ſein.

Dankbarſt der Ihrige
Pankrazius Graunzer,
weder Kulturhiſtoriker noch Freiersmann.

XX.

Herr Pankrazius Graunzer trinkt in München Bier, ſieht ſich Bilder an, fühlt ſich wohl und berichtet über all dies ſeinem Freunde Poſſer in Nürnberg

„So du nach München kommſt, Mann aus Berlin, ziehe deine Stiefel aus und wirf ſie hinter dich, denn ſiehe, hier iſt gelobtes Land.

Tu' von dir, was berliniſch iſt, Mann und ſorge dafür, daß deine Seele blau-weiß werde, das iſt: fröhlich.

Du ſollſt nicht auf den Straßen rennen und deine Nachbarn anſtoßen mit ſpitzigen Ellenbogen, ſondern ſollſt fein behäbig deines Weges wandern und keine Eile haben.

Sollſt auch nicht ſchnarren mit deiner Stimme und Quetſchlaute laſſen aus deinem Munde, wie die jungen Leutnants tun, die von der Garde ſind, ſondern ſollſt reden wie ein Menſch, und zwar nicht in der Fiſtel und nicht zu laut und nicht zu viel. Denn ſo du ſprichſt, kannſt du nicht trinken.

Denn alſo ſpricht das Münchener Kindl: Mei Ruah mecht' i!"

Das Heil iſt eingekehrt beim Auguſtiner, mi Poſſere! Kein Zweifel: das beſte Bier trinkt man heuer im Auguſtinerkeller.

Ich würde das nicht mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten, wenn ich nicht die Meinung ganz Münchens auf meiner Seite hätte. In dieſem Punkte darf man ſich auf das Urteil der Menge verlaſſen. Beſonders hier, wo in punkto Bier durch Generationen ein Urteil gezüchtet worden iſt.

Dieſes Bier iſt wert, beſungen zu werden. Es hat richtigen Schmelz. Nur die beſten Verſe Goethes laſſen ſich damit vergleichen. Es gibt keine beſſere Syntheſe von Kraft und Geiſt, als ſie der Auguſtiner-Bräumeiſter hier geleiſtet hat. Reſpekt!

Ich ſitze jeden Abend im buſchigen Auguſtinerkeller und unterhalte mich mit dem Maßkruge. Erſchöpfendere Diskuſſionen ſind nie abgehalten worden. Der Geſchlagene bin aber immer ich. Wenn ich auch anfangs ein bißchen aufmucke, am Ende neige ich mich doch ſtets dem erleuchteteren Geiſte, der aus Malz und Hopfen iſt.

Es iſt der Münchener Geiſt, der daraus ſpricht, der Geiſt der Lebfriſche, der Sinnentüchtigkeit, der Geiſt, der hier ſogar die Philiſter erträglich macht.

Aus dieſen Maßkrügen kann man was lernen, und wenn ich

das nötige Geld dazu hätte, ich gründete Ferienkolonien für die Berliner und ließe einen jeden der wackeren Reichshauptſtadtbürger, vom Tiergartenviertel bis zur äußerſten Müllerſtraße, einen Maßkrugkurſus hier durchmachen. An Schneidigkeit und Schnoddrigkeit (ominöſe Alliteration!) würden ſie freilich einbüßen, aber ſie würden an Liebenswürdigkeit und Lebenskunſt zunehmen.

Lebenskunſt — das iſt's. Wie für alle Künſte, ſo iſt auch für ſie eine gewiſſe innerliche Naivität, ein gewiſſes Naturburſchentum, das aber recht wohl kultiviert ſein kann, die Vorausſetzung. Man muß ſich vor allem ſeiner Natur nicht ſchämen. Man muß den Mut ſeiner ſelbſt und die Luſt an ſich ſelber haben. „So bin ich; ich kann nicht anders; ich werde mir ſchon ſelber helfen! Amen!"

Lebenskünſtler von dieſem etwas groben Schrot und Korn findet man hier mehr als anderswo, und deshalb findet man hier mehr als anderswo Lebensfreude und Lebenskraft. Das iſt der Grund, weshalb es den Fremden hier ſo wohl gefällt. Sogar die Durchſchnittsreiſeengländer bekommen hier etwas Menſchenähnliches.

Dabei iſt es doch nicht eigentlich das ſpezifiſch deutſche Weſen, das einem hier ſo lippenrot entgegenlacht. Davon iſt nur ein Teil hier zu finden. Es iſt ſchon was Südlicheres hier lebendig, was Romaniſches. Aber Romanentum ohne Gezappel, wie es andererſeits Germanentum ohne zuviel innere Schwerfälligkeit iſt. Eine gute Miſchung.

Es iſt ein wahres Glück, daß das die Hauptſtadt der deutſchen Kunſt iſt, — zum mindeſten iſt es ſehr gut, daß Berlin das nicht iſt. Es ſteckt hier ſowohl an Natur wie an Kultur mehr als dort. Selbſt Menzel, wie famos er auch iſt, hat doch was preußiſch Verkrüppeltes, während hier ſelbſt der kleinſte Pinſelmann und das kleinſte Pinſelmädchen was Friſches, gerade Gewachſenes hat. Nur das Intime, die Kunſt des Lauſchens fehlt. Das iſt mehr die Sache des Mitteldeutſchen und des deutſchen Nordrandländers.

Franz Stuck, das iſt der Typus dieſer münchneriſchen, dieſer romaniſch-germaniſchen Kunſt. Italieniſcher Geſchmack und deutſche Tatzigkeit, Sinn fürs Dekorative, aber doch ab und an 'mal eine Priſe von Idee, — nur Innerlichkeit ſucht man vergebens, jenes Inwendige der Kunſt, das ihr Tiefſtes und Höchſtes iſt. Der viel deutſchere Uhde hat das, dieſer unmünchneriſchſte aller Münchner Künſtler, dieſer wunderbare Meiſter des Schlichten, der ohne Illuminationseffekte und ohne ſtiliſtiſche Ateliergymnaſtik groß iſt, aber noch größer wäre, wenn ihn die ſächſiſche Unruhigkeit nicht am Kragen hätte.

Ich komme ins Kunſtgeſchreibe und verleugne die gute Erziehung, die mir der Maßkrug im Auguſtinerkeller gegeben hat. Er wird mich heut' abend ſchön anfahren dafür, aber ich kann mir nicht helfen.

Ich will, wenn ich von Kunſt rede, ja auch nicht nörgeln und will keine Proklamationen erlaſſen. Mir iſt die Kunſt nur Auslöſerin von Empfindungen und Gedanken, wie es alles Gute, Kräftige iſt. Ich erhebe nicht den Anſpruch, daß meine Gedanken die richtigen, daß meine Empfindungen die allein wahren ſind, aber ich finde, daß ich meinen Dank der Kunſt gegenüber nicht beſſer zum Ausdruck bringen kann, als indem ich das von mir gebe, was ſie in mir aufgedeckt hat. Ein ſehr ſpärlicher Dank, — gewiß, aber ein armer Teufel hat bloß ſein „Vergelt's Gott!" Und ein Scheim iſt bekanntlich, wer mehr gibt, als er hat. Es gibt aber ziemlich viel ſolcher Schelme, zumal unter den Kunſtſchreibern.

Der Haupteindruck, den ich hier von der zeitgenöſſiſchen Kunſt habe, iſt der: es wird wieder 'mal was, „es regt ſich was im Odenwald".

Die bildenden Künſtler haben in außerordentlich kurzer Zeit einen außerordentlich weiten Weg zurückgeiegt. Erſtens haben ſie die Kunſt des perſönlichen Sehens wieder gewonnen, dann die Kunſt

des perſönlichen Ausdrucks, und jetzt ſind ſie drauf und dran, unter die Dichter zu gehen, dorthin alſo, wohin jeder wirkliche Künſtler gehört, der nicht bloß Fingerfex iſt.

Und welch ein Reichtum in dieſer Welt der neuen Kunſt, — von Liebermann bis Klinger, von Uhde bis Böcklin . . .

Freund, wär' ich ein Künſtler, ich ſpräche heute mit dem alten Hutten: Die Geiſter werden wach, es iſt eine Luſt zu leben. Ja, ich ſpreche ſogar ſo, obwohl ich kein Künſtler bin. Ich armer, lahmer Schlachtenbummler auf der Walſtatt der Kunſt freue mich doch unbändig, wie luſtig hier gefochten wird, und wie ſich die Siegeszeichen türmen. Auch für uns Nichtkombattanten fällt vieles und Köſtliches ab. Auch unſer Leben gewinnt an Licht und verklärter Bedeutung durch das, was hier gewonnen wird. Auch wir werden, wenn auch nur anſchauend, aus dem Alltag erhoben, denn uns erhebt die Mitfreude, daß Geſchöpfe unſerer Art imſtande ſind, noch einmal Leben, noch einmal Natur zu ſchaffen, ein neues Leben, eine neue Natur, diejenige, in der Menſchen die Herrgötter ſind.

Du ſiehſt, ich bin nicht faul, mir überallher Material zu holen, aus dem ich mir ein Kapellchen der Lebensfreude bauen kann.

Dies aber ſei Dir geſagt: eine Prieſterin, die darin zu zelebrieren hätte, ſuche ich nicht mehr! Ich finde: es iſt hübſcher ſo, mit ſeinen Göttern alleine zu ſein. Es heißt: Taceat mulier in eccleſia. Da es aber den Weibern ſchwer fällt, ſtille zu ſein, laſſen wir ſie lieber draußen.

Grüß mir die Witib!

Ich bin Dein

Pankrazius.

XXI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Handelt von idylliſchen Plänen

Dießen, am Ammerſee, im Roſenmond.

Lieber Peter!

München iſt eine herrliche Stadt, aber es wird zu viel Kunſtſimpelei dort getrieben. Das Kunſtſchaffen iſt ein köſtlich Ding, aber das Kunſtſchwatzen iſt ein greulicher Unfug.

Schlimm iſt es, wenn dieſer Unfug von Künſtlern begangen wird, ſchlimmer, wenn ihn die Philiſter treiben, am ſchlimmſten, wenn ihm Kunſtgelehrte obliegen.

Denn, wie ſagt doch ſchon der göttliche Sterne in Triſtram Shandys drittem Teile? Dort ſteht im zwölften Kapitel alſo geſchrieben: „Von allem Geſchwätze, das in dieſer geſchwätzigen Welt geſchwatzt wird, iſt das Kennerkunſtrichtergeſchwätz das unausſtehlichſte.“ Sei mir geprieſen, Mann aus Clonmel!

Ich hatte das Unglück, mit einem beſonders degoutanten Exemplar dieſer Spezies hier in Berührung zu kommen, mit einem vom jungen Nachwuchs, daß Gott erbarm'! Ein langer, dürrer Kerl mit ſauren Lippen und Augen wie aus ranzigem Öl. Sprach von nichts als von Kunſt, aber in einem Tone, als beklagte er ſich, daß es ihm vom Schickſal beſchieden ſei, über derlei Zeug zu reden.

Ich hätt' ihn immer an den Schultern packen, ſchütteln und ihm ins Geſicht ſchreien mögen: Menſch, warum handeln Sie nicht lieber mit Perleberger Glanzwichſe, wenn Ihnen die Sache doch ſo ſchnuppe iſt?

Thoma war ihm bäuriſch, — und das ſagte er wegwerfend. Uhde „machte ihm zu viel mit Empfindung“, und „bei Böcklin muß man den Fabuliſten vom Maler trennen“.

Kein Bild, das er nicht beſchleimte, kein Maler, den er nicht mit Vergleichen bekleckerte, — die ganze Kunſt war ihm bloß eine Gelegenheit, um prätentiöſe Fadheiten zu ſagen. Nur kein Enthuſiasmus! Nur keine Hingabe! Nur nicht das Land der Schönheit mit der Seele ſuchen!

Haupterfordernis für einen derartigen Kunſtgelehrten iſt, und daran kannſt Du ihn erkennen: ſtets mit halb zugekniffenen Augen ein Bild betrachten und dabei die Mundwinkel fallen laſſen. Nur die geübteren wagen dazu ein unausdeutbares „Hm".

Der meine war einer von den Vorgeſchrittenen. Er operierte mit einem Rieſenapparat von Atelierredensarten, — ich möchte ihn einen Maulmaler nennen.

Apage monſtrum! Der Kerl hat mir die Luſt an München vergällt, ich nahm meinen Rucksack und ſchob ab.

Nach dem Ammerſee.

Du! Der iſt ſchön! Schöner als der Starnberger, fand ich. Der iſt ſchon ein bißchen Baſſin geworden, „umkränzt von Villen". Ich danke für dieſen Kranz.

Der Ammerſee dagegen hat noch viel Natur. Item: es gefällt mir hier.

Ich habe mich in Dießen eingeniſtet. Vorerſt im Kloſter oben, das jetzt ein Gaſthaus iſt. Aber ich bin auf der Suche nach einem Bauernhaus, in dem ich wohnen könnte. Mich gelüſtet's nach Idylle. Ich möchte 'mal ein bißchen Unkultur koſten, 'mal bloß naturbeſchaulich leben, ohne Wollen, ohne Ziel.

Ob's geht?

Retournons a la nature, d. h. auf deutſch: ſehen wir uns 'mal in uns ſelber um.

Dazu kommt man in der Kultur nicht. Die beſteht aus lauter Verhältniſſen und läßt keinen ſich ſelber haben. Da wird man nur gehabt. Es iſt eine ewige ſeeliſche Proſtitution, und das Beſte,

was die Kultur hervorbringt, die Kunſt, iſt aller Proſtitutionen tragiſchſte. Gottlob, daß ich kein Künſtler bin. Es muß etwas Gräßliches ſein, ſich von aller Welt befingern und kennerhaft abtaſten laſſen zu müſſen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich hier lebe? Ganz ſchäferlich. Wandre hin, wandre her und weide meine Schafe.

Ich bin Herr von einer großen Herde,
Und die ganze Welt iſt meine Weide,
Meine Schafe weiden ſelbſt im Himmel.

Es iſt doch kein Kritiker in der Nähe? Wie würde der witzig den Bleiſtift ſpitzen, wenn er läſe, daß ich meine Gedanken und Gefühle Schafe nenne.

Man wird ſo angenehm müde bei dieſer Beſchäftigung, ſo ruhig, ſo abwartend, ſo haßlos. Das Vegetieren iſt die geſündeſte Beſchäftigung.

Nerven? Was iſt das für ein Wort?

Ärger? Wo hab' ich doch dieſes Subſtantivum 'mal gehört?

Die größte Aktualität ſind mir jetzt Roſen.

Wunderbare gibt es davon hier.

Und dann das Bauernblumenzeug, das in den Gärten blüht. Welch eine Pracht!

„Bäuriſch!" würde das wandelnde Pergament ſagen. Fahr' ab, Greuel!

Du ſollteſt einmal hier zu meinem Fenſter hinausblicken können. Grün ringsum, aber in der Weite vorn der blaue See und drüber her der Himmel mit weißen Flaumwolken.

Auch die Menſchen gefallen mir hier im ganzen. Es iſt eine gute Miſchung: Schwabbayern. Beſonders gut gefällt mir die Sprache, dieſes mit Schwäbiſchem durchſetzte Altbayriſch.

Beim Gingalawirt,
Beim Gangalawirt,
Da kehra d' Schwabe ei'
Und trinken 's Gläsle Branntewei'
Und ſchiewe 's Gläsle ei'.

Schwaben und Oberbayern ſtoßen hier hart aneinander, und es iſt, obwohl ſie eigentlich ineinandergefloſſen ſind, immer noch mancher Reſt von früherer Gegnerſchaft vorhanden, jetzt nur in Redensarten und leichten Spöttereien.

Man könnte faſt verſucht ſein, „Studien" zu machen. Aber da ſei Gott vor! Ich fang' mir nur hier und da ein alt Liedel ein und freu' mich d'rüber.

Was ſagſt Du zu dieſem ſchwäbiſchen Schnapphahnlied:

I bin dei un dei,
Und du biſcht mei un mei,
I geh ins Schtädtla nei
Und du in Tenna,
I ſchtiehl a Schtrimpfla mehr
Und du a Henna.

Iſt das nicht wunderhübſch?

Solcher Lieder fliegen hier viele durch die Luft.

Weiß der Himmel, welcher Brandſohlenläufer ſie einmal erfunden hat, aber wenn ich die Wahl hätte, wem ich den Kranz geben ſoll: ihm oder einem der reputierlichen Reimfriſeure von heute, ich würde mich nicht lange beſinnen.

Verliebt iſt aber das Volk hier, — es iſt zum Hinwerden! Ich würde Dir noch eine ganze Reihe von Liedern aufſchreiben, wenn ſie nicht ausſchließlich von der Perſon eingegeben wären, die Fiſchart „Das federlinde Töchterlin" nennt.

Hans und Grete,
Grete und Hans,

Überall derſelbe Tanz.
Immerfort derſelbe Kreis.
Von Adam her im Paradeis
Zielt alles auf denſelben Strich, —
Das Ding iſt unabänderlich.

Dein

Pankraz.

XXII.

Herrn Pankrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt ſeinem Tagebuche eine Hirtengeſchichte

Ich bin Herr von einer großen Herde,
Und die ganze Welt iſt meine Weide,
Meine Schafe weiden ſelbſt im Himmel.

Iſt da eins, ein Bock, ein ſchwarzer, großer,
Mit gewundenen Hörnern, zottelhaarig,
Seine Augen ſind nicht liebenswürdig,
Und er rennt mit ſeinem dicken Schädel
Gern an jeden Baum und jede Mauer.

Dieſer Bock nun, heute, da der Himmel
Voller Geigen hing und Schäfchenwolken,
Sprach zu mir: „Ich möchte oben weiden.“

„Bitte!“ ſprach ich, „tu', was dir genehm iſt,
Schwarzer Bock, doch ſei nicht unmanierlich,
Wenn du oben etwa jenen Alten
Treffen ſollteſt, den du gerne leugneſt.“

„Wen denn?“ ſprach der Bock. „Du wirſt ſchon ſehen,“
Sprach ich, und der Schwarze ſagte „Mäh!“ und
Hopſte fort.

Nach einer langen Weile,
Während ich die weißen meiner Lämmer
Über grüne Wieſen trieb zum Klange

Meiner gelben Schilfrohrflöte, kam er
Wieder.

„Nun, mein ſehr verehrter Schwarzer,
Was iſt dir begegnet, oben, ſage!?“

„Unerhört! Der Alte iſt kein Märchen!
Leibhaft hab' ich ihn geſehn und ſelber
Zwieſprach' habe ich mit ihm gehalten.
Wundergütig iſt er und gelaſſen,
Selbſt mich ſchwarzen Bock, der ihn geleugnet,
Hat er väterlich und gut behandelt.
Nimmermehr, ſolang' ich meine Hörner,
Die gewundenen, trage auf dem Kopfe,
Kommt mir's wieder bei, daß ich ihn leugne.“

„Donnerwetter, Schwarzer meiner Seele,“
Sprach ich, „biſt du etwa fromm geworden?
Einmal nur an Himmelsgänſeblumen
Hat dein Maul gerupft, und apoſtatiſch
Biſt du ſchon? Das iſt ſehr ſchnell gegangen.
Alle meine weißen Lämmer werden
Sehr vergnügt ſein, wenn ſie das erfahren,
Und in Mäh-Chorälen werden laut ſie
Preiſen, daß ein Wunder ſich ereignet.“

„Laß mir,“ ſprach der Schwarze, „bitte, deine
Weißen Lämmer gütigſt aus dem Spiele.
Ihretwegen bloß hab' ich bis heute
Ihn geleugnet, den in Mißkredit ſie
Mit den vielen Mäh-Chorälen bringen.
Nein, ein Lämmerhirte iſt der Alte
Nicht, obwohl er milde und gelaſſen.
Er iſt größer. Oh, er iſt gewaltig.
Schafe ſind und Böcke ſeinem Auge
Gleich, er iſt kein böſer Stallverwalter,
Der dem einen Stroh gibt, jenem Hafer.
Liebe kennt er nicht und Haß nicht, alles
Lebende hat teil an ihm, in meinem

Schwarzen Auge iſt er und im weißen
Wollhaar deiner mähvergnügten Lämmer.“

„Weiter weißt du nichts mir zu berichten?
Dieſer Pantheismus, gutes Böckchen,
Iſt ein angejahrter Wein. Ich kenn' ihn.“

„Nenn' es, wie du Luſt haſt, und datier' es
Meinetwegen bis zu Olims Zeiten,
Aber richtig iſt es doch nicht minder.
Daß ich es erkannt, des bin ich fröhlich,
Und ich will von nun ab darnach leben,
Daß ich es erkannt.“

Er hob die Hörner,
Straffte ſeine Beine noch um etwas
Steifer, als gewöhnlich, und ſtolzierte
Feierlich von dannen.

Lachen mußt' ich
Meines ſchwarzen Pantheiſten. Selig
Mähten meine dicken weißen Lämmer.

XXIII.

Einige Stücke aus Herrn Pankrazius Graunzers Gerſchle-Pepi-Buch. Man wird erfahren, was dies für ein Buch iſt

25. Juni.

Gott verläßt keinen Junggeſellen: ich habe mein Bauernhaus gefunden.

Hier ſitze ich auf meiner Altane zwiſchen hellen Weinblattwänden und blicke über Wieſe und Buſch weg zum See.

Geſegnet ſeiſt du, o Gerſchle-Pepi, die du zwar nicht ſchön biſt

unter den Jungfrauen, aber du haſt mir gegeben, was ich geſucht habe, und dafür preiſt dich meine Dankbarkeit. Dir zum Ruhme ſei dies Buch genannt, in das ich meine einſamen Freuden eintragen will.

Ich fange an, zuzunehmen an jener Weisheit, die zugleich eine Kunſt iſt. Lebensweisheit: Lebenskunſt.

Das iſt die Weisheit, an Gott zu glauben, und die Kunſt, ſich wohl zu fühlen.

In ein Kompendium kann man ſie nicht faſſen, und auf Akademien läßt ſie ſich nicht lehren. Zu ihr wie zu allen Weisheiten und Künſten muß man Talent haben. Auch ſchenkt ſie ſich uns erſt in einem gewiſſen Alter, denn ſie liebt die Strudelköpfe nicht. Es iſt Alte-Leut-Weisheit und Alte-Leut-Kunſt. Drum machen ſich die Jungen bös luſtig über ſie.

Ach, die armen jungen Schnäbel! Solange man noch küſſen will, iſt man dumm; die Weisheit wohnt nicht bei Frau Venus. Daher ſind die Lyriker ihr Leibgeſinde — nämlich der Frau Venus.

Man braucht übrigens deswegen kein Weiberfeind zu ſein. Man muß nur das Weib nicht mehr wollen. Das iſt das Kunſtſtück.

Ich hab's bisher verkehrt angefangen. Ich hab' mich über das Volk geärgert und bin doch drauf angewieſen, mich mit ihm einzulaſſen. Das war die letzte Lockung. Sie wollten mich mit meiner Abneigung ködern, und ich hab' wirklich ein paarmal zugebiſſen.

Aber jetzt bin ich ſicher. Ich haſſe ſie nicht mehr, alſo ſind ſie mir nicht mehr gefährlich.

Ein ſchönes Gefühl das, — es hat was von Frömmigkeit.

Du biſt wieder eine Sünde los, Pankrazi!

* * *

26. Juni.

Wundervoll: ich bin jetzt ſo frei vom Weibe, daß ich ſogar eine Freude an ihm haben kann.

Es iſt alſo wahr: Frömmigkeit hat ihren Lohn.

Früher, wenn ich eine hübſche Larve ſah, war mein nächſter Gedanke: Hüte dich! Laß dich nicht fangen! Das bißchen Schönheit iſt bloß der Speck für Mäuſe, und dahinter lauert der Reinfall.

Und ich machte ein ſchief Geſicht, wie der † † † Kunſtgelehrte vor einem ſchönen Bilde.

Wie anders jetzt! Sah ich da heute ein hübſches Kind im Vorübergehen da unten — richtig: ich kann das Haus von hier aus ſehen, dort war's, hinter den Nußbäumen! — ſah es und — freute mich! Sagte ſogar Grüß Gott! Sie aber wurde rot und ſchoß ins Dunkel der Hausflur zurück.

Ein reizendes Ding! Augen wie, — ja, wie denn? Gleichviel: ſchöne Augen! Und Bewegungen wie eine Eidechſe, ſo, ſo — kurzum: ſchöne Bewegungen!

Beinah' wär' ich umgekehrt, ſie noch einmal zu ſehen. Es war eine Art onkelhaftes Intereſſe. Aber ich ließ es doch bleiben.

Man muß ſeine Freiheit nicht mißbrauchen, und auch ſeine Frömmigkeit nicht.

* * *

27. Juni.

Die Kleine iſt wirklich allerliebſt. Ich habe ſie durch Zufall wiedergeſehen. Im Kloſter oben.

Es war da ſo eine Art Tonleiterkletterübung von einem Geſangverein. Und während die wackeren Mannen baßgründig und tenorverwegen zum Himmel riefen:

„Heil dir, o König, Heil!
Heil, Heil, Heil, Heil, Heil, Heil!"

(mehr iſt mir von dem Texte nicht geblieben), ſtand ſie auf einmal ſchräg vor mir neben einem Fliederbuſch.

Guter Himmel: wie reizend ſah ſie aus!

Ja, ja: Jugend!

Und irgendein Reim-Flügelbubchen mit roſaroten Hinterbäckchen ließ ſich von der blühenden Akazie herab auf meine Schulter und ſkandierte mir ins Ohr:

Ein Mädel, gedrechſelt fein wie ein Figürchen
Auf Rokokotiſchen galanter Marquiſen ...

Nun ſag' mir aber eins: wie kommt ſo was Feines hierher?

Eine Städterin iſt ſie nicht. Geſtern ſah ich ſie ja, wie ſie mit der Wäſche hantierte.

Aber ſchon da fiel es mir auf, wie ihre ganze Art im Gegenſatze war zu ihrer Hantierung.

Und wieder das Reimgottchen:

Prinzeſſin halb, halb Zofe,
Ein reizend Wunderchen ...

Wenn ich ſie nur einmal reden hören könnte. Das Schwäbeln muß ... aber ich will ſchon wieder „allerliebſt" ſchreiben.

Wenn ich jetzt nicht ſo gewiß wüßte, daß ich frei bin, würd' ich denken, ich wäre verliebt.

* * *

28. Juni.

Es regnet.

Wundervoll, dieſes naſſe Geſpinſt vom Himmel zur Erde. Man fühlt ſich ſo ſicher hinter dieſer grauen Gardine.

Ganz leiſe rauſcht ſie, und in ihren Falten ſind friſche Gerüche. Es iſt eine liebliche Muſik zum Träumen.

Was ſteckt alles hinter dem Vorhange?

Du lieber Gott: ich kenne das Theater. Laß ihn unten, Meiſter vom Schnürboden, laß ihn unten! Ich will ihn nicht, den Krawall der Helden und das Liebesgegacker der Heroinen. Die Komödie iſt mir fade geworden. Rüpelſpiel und Tragödie, — ſie wiſſen alle beide nichts weiter, als Hunger und Liebe.

Es wird zuviel gewollt hinter dem Vorhange. Als ob's nicht

genug wäre, da zu ſein. Das Wollen muß man ſich auskaſtrieren laſſen. Das Wollen iſt aller Laſter Anfang.

Ah, wie iſt es köſtlich, mit allen Wünſchen fertig zu ſein!

Das kleine Mädchen da unten mit den braunen luſtigen Augen, — was wäre ſie mir jetzt für ein unbequemes Möbel, wenn ich ſie wollte.

Ewig würde ich mich an ihr ſtoßen, es wäre ein Gezerre an ihr, ein unausgeſetztes Unbehagen.

So aber genieß' ich ſie wie einen ſchönen Vers, eine liebe Melodie, ein Stückchen Morgenhimmelbrand. All derlei lernt man erſt genießen, wenn man die Jugend hinter ſich hat, die im Grunde eine große Kinderkrankheit iſt.

Merkwürdig iſt es, wie mein lächerlicher Wunſch nach einem Sohne von mir abgefallen iſt, wie eine morſche Rinde vom Stamme. Ich denke gar nicht mehr daran. Ich denke nicht einmal an Kiebitzhof.

Wenn das die gute Tante wüßte . . .

Herrgott! Vielleicht aſtralt ſie hinter dem Regenvorhang und guckt mir zu, wie ich hier ſitze und auf alle Nachkommenſchaft pfeife.

Der Windſtoß eben kam ſicher von ihr.

Ich kenne dich, Tante! Möchteſt mich ein bißchen ausſchimpfen?

Wart', ich werde dich wegärgern.

Kannſt du dich auf den „gräßlichen Scheerbart" erinnern? Auf den „Phantaſten"? Auf den „Bureauvorſtand des Verlags deutſcher Phantaſten"? Der aus dem Tee immer Grog machte und dann zu ſchwärmen anfing, daß du ſchrieſt: „Die Milch wird ſauer! Die Milch wird ſauer!"

Dieſer Mann, Tante, den ich nicht umhin kann für einen Dichter zu halten, obwohl von ſeinen Phantaſien nicht allein die Milch, ſondern auch die deutſche Kritik ſauer wird, dieſer Mann hat mir

heute eine große Freude gemacht, indem er mir ein Gedicht (bleib' da, Tante!) geſchickt hat.

Und das ſollſt du hören! Warum haſt du mir das Blumenglas vorhin umgeworfen mit deinem Geblaſe.

Höre! Es heißt „Loſcha" und lautet wie folgt:

„Weitab vom Gefilde der langweiligen, eklen, ſtumpfen Quarkgewalten rauſcht ein dunkelgrünes großes Meer — das dunkelgrüne Meer des ewigen Vergeſſens.

Am Geſtade dieſes Meeres ragen wilde ſchroffe Gebirge hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf.

Und am Fuße dieſer Gebirge lagern weiße Paläſte.

Die Paläſte glänzen, denn ſie ſind aus weißem Milchglaſe gebaut; ſie haben nur glatte Flächen an den Wänden und viele ſcharfe rechtwinklige Kanten — aber nur rechtwinklige Kanten — nicht andere.

Glatt und regelmäßig wie das Durcheinander von vielen großen Treppenſtufen liegen die Paläſte da — — — nur ein paar viereckige Türme mit Burgzinnen ſtreben zwiſchen den Dachterraſſen empor. Die Dachterraſſen ſind auch mit Burgzinnen gekrönt.

Abgeglättete Ruhe ſpiegelt ſich in den weißen Paläſten am Geſtade der dunkelgrünen See, in der alles — alles vergeſſen wird . . .

— — —

Die Märchenengel ſchweben herbei . . . in langen weißen Gewändern — ein langer Zug.

Sie haben kleine Pauken in den Händen — und lange dünne Poſaunen, alte Geigen und alte Flöten.

Und die Sonne geht auf — drüben im grünen Meer.

Eine ſilberne Sonne geht auf.

Silberne zierliche Wolken umkränzen die ſilberne Sonne.

Es ſieht feierlich aus — der Himmel, die See und das Geſtade.

— — —

Und Loſcha, die ſtille Prieſterin, ſitzt jetzt hoch oben auf einem Turm.

Die blanken Burgzinnen glänzen und blenden.

Das dunkelgrüne Meer rauſcht.

Aber unten zwiſchen den Paläſten rauſcht noch ein anderes Waſſer — das ſtrudelt und brandet und gurgelt ſo — denn es kommt vom Gebirge herunter — von den höchſten Bergſpitzen ſtrömt es hernieder . . .

Und dieſes Waſſer iſt dunkelrot, ſo rot wie das Blut wilder Tiere.

Das rote Waſſer umſpült die ſämtlichen weißen Paläſte.

Loſcha ſitzt hoch oben auf ihrem Turm, ſchaut die ſilberne Sonne nachdenklich an, fährt mit der Hand über die Stirn, ſteht auf — berührt einen runden ſilbernen Knopf, der aus dem weißen Milchglaſe der Burgzinne hervorragt, drückt ihn — und horcht . . .

Da klingen in allen Paläſten helle, feine Glocken durcheinander — wie tauſend Spieluhren klingen die Glocken — wunderſame luſtige Lieder hallen in Glockentönen durch die weißen Paläſte.

Loſcha weckt die Tollköpfe — die Tollköpfe, die jetzt weitab vom Gefilde der langweiligen, eklen, ſtumpfen Quarkgewalten ihr Leben verträumen —

Gierige, heiß und haſtig aufſtrebende Menſchen ſind's, die Loſcha weckt — ihnen will ſie zeigen, wie alle wilden, feurigen Wünſche — die blutroten Waſſer — im Meere des Vergeſſens — ſpurlos verſinken. Ob die Wünſche gut oder ſchlecht genannt werden, ganz gleich.

Dieſes ewige Verſinken ſchauen ſich nun die trotzig begehrenden Menſchen an — ſie ſchauen ſich das jeden Tag an — — —

Durch dieſes Anſchauen erzieht die ſtille Loſcha die unbändigen Krallengeiſter zur Ruhe — zur ewigen Ruhe im Glanze der ſilbernen Sonne, die im dunkelblauen Himmel von hochgeſtiegenen Silberwolken umkränzt wie eine alte Weltuhr dahängt.

Alle die guten und böſen Tollköpfe, die's auf Erden gab und gibt, ſtehen nun auf den Dachterraſſen der Milchglaspaläſte, ſtehen da in ihren verſchiedenen Trachten — in guten und ſchlechten Kleidern — mit freundlichen und mit verzerrten Zügen — ſtehen da und ſchauen in die roten Waſſer und in die grünen Waſſer.

Die Glocken klingen nicht mehr.

Aber die Pauken und Poſaunen der Märchenengel tönen jetzt milde herüber — mit Geigen- und Flötenſpiel.

Die Märchenengel fliegen langſam immer um die Paläſte herum, ſo daß alle die heißblütigen Menſchen, die da oben auf den Dachterraſſen ſtehen und ſchauen — auch die feine Märchenmuſik hören — die bald feierlich — bald luſtig klingt . . .

Währenddem kommt Loſchas Page zu ſeiner Herrin und meldet einen Menſchen, der ganz beſonders wild ausſieht, einen ſchäbigen Rock trägt und Loſcha durchaus und durchum zu ſprechen wünſcht.

Longulano heißt der Fremde.

Loſcha, die ſtille Prieſterin, hat nichts dagegen, daß der Fremde näher kommt.

Sie empfängt ihn hoch oben auf ihrem Turm.

Longulano ſtürzt der Loſcha zu Füßen und küßt ihr die Hand.

Sie entzieht ihm ihre Hand.

Er aber begehrt die Loſcha, die ſtille Prieſterin, zum Weibe — ungeſtüm — rauh — ſehnſüchtig.

Sie ſoll kommen mit ihm in die Welt.

Sie ſoll mit ihm zuſammen alle Menſchen in der Welt glücklich machen — alle Menſchen — alle Menſchen.

Doch Loſcha lacht den Schwärmer aus.

Sie ſagt:

‚Du biſt nicht der erſte, biſt auch nicht der letzte, der mich zum Weibe begehrt. Doch ich werde weder dem erſten noch dem letzten noch einem andern die Hand zum Ehebunde reichen. Ich bleibe

hier hoch oben auf meinem Turm. Ich bin ans Geliebtwerden ſchon gewöhnt. Komm'! ſetz' dich ſtill hier neben mich auf meine weiße Bank. Du ſollſt nicht traurig von dannen gehen.'

Longulano gehorcht.

Loſcha fährt fort:

‚Sieh, auch der Wunſch, mich als Eh'frau heimzuführen, ſtrudelt dort unten mitten unter den anderen heißen Wünſchen ganz gemütlich weiter. Er wird auch wie die andern gleich ins grüne Meer ſtürzen und dort ſpurlos verſinken. Du willſt, daß ich mit dir zuſammen alle Menſchen auf der Erde glücklich machen ſoll — aber iſt das nicht auch bloß ein Wunſch, der im roten Strudelwaſſer dahinbrauſt? Du willſt die Menſchen glücklich machen? Mußt nicht ſo viel wollen — du weißt ja gar nicht, ob die Menſchen auch glücklich werden möchten. Die meiſten Menſchen wiſſen gewöhnlich gar nicht, wann ſie glücklich und wann ſie unglücklich ſind. Wenn ſie aber letzteres zu ſein glauben, dann können ſie ja ſtets hierher kommen und von meiner Dachterraſſe aus niederſchauen in die roten Fluten, in denen auch die heißen Wünſche der Unglücklichen weiterſtrömen — dem Meere des ewigen Vergeſſens entgegen — — immerfort. Unaufhaltſam ſtrudelt's da unten — ſieh nur, wie ſchnell die roten Waſſer an den weißen Paläſten vorüberſchäumen —. Longulano, willſt du nun noch, daß ich Ja und Amen zu deinem ſo vergänglichen Wünſchen ſage?'

Longulano erwiderte:

‚Du ſcheinſt nur Freude am Neinſagen zu haben.'

Loſcha, die ſtille Prieſterin, nickt und meint:

‚Ja — Neinſagen zu allem und ſitzen bleiben, wo man gerade ſitzt — das ſcheint mir das beſte zu ſein — — ſo geht's, wenn man alt wird. Sieh! Und hier kann man bei Märchenklang ohne Ärger ſehen, wie auch das Wildeſte, und wie auch das Größte in uns ſpurlos vergeht — ſpurlos!'

Da ruft Longulano:

‚Loſcha, du biſt alt und faul!‘

Und er ſtürmt raſch davon.

Und er verſchwindet unten in der Menge, die jetzt, da die ſilberne Sonne untergeht, auch wieder verſchwindet; die Tatmenſchen tauchen nieder durch große Luken — verſinken da — ſpurlos — ſo wie die heißen roten Wünſche ſpurlos im grünen Meere verſinken.

Die ſtille Loſcha iſt wieder allein, wird nicht mehr von Longulano geſtört.

Longulano hat draußen in der Welt ſchon wieder andere Wünſche.

Die roten Waſſer aber ſtürzen unaufhörlich ins grüne Meer und kümmern ſich nicht darum, ob die Menſchen und Geiſter alt ſind oder jung, faul oder fleißig, gut und ſchlecht . . .

Loſcha ſitzt ruhig hoch oben auf ihrem Turm, den die blutroten Strudel wildſchäumend umrauſchen.“

* * *

Ein Donnerſchlag.

Wie meinſt du, Tante? Die Milch wird ſauer?

Aber recht hat ſie doch, die gute Loſcha. Nur glaub’ ich nicht recht an dieſes milchgläſerne Mädchen, denn der Weiber Art iſt es gar nicht, reſigniert auf einem Turm zu ſitzen und ſtürmiſche Longulanos abzuweiſen.

Die Kleine da unten ſieht ſicherlich nicht danach aus. Donnerwetter, was hat ſie mir geſtern für ein paar braune Blicke zuſpediert!

Beſcher’ ihr Gott einen rechtſchaffenen Longulano!

Ich denke: das iſt onkelhaft und würdig geſprochen.

* * *

Sie hat eine Tante, und dieſe Tante iſt dick. Sie hat einen Bruder, und das iſt ein ungeſchlachter Patron. Sie hat eine jüngere Schweſter, und die iſt paſſabel. Ihr Name aber iſt ſehr hübſch und lautet Brigitte.

Von wem ich das weiß? Von ihr weiß ich es.

Ich habe nämlich mit ihr geſprochen.

Mein Gott, ich bin ein älterer Herr . . .

Es kam aber ſo: Im Kloſter war Schützenball, und ich ſah nicht ein, warum ich nicht einem Schützenball in einem Kloſter beiwohnen ſollte. Es hat das unleugbar was Merkwürdiges. In dem Saal, in dem er abgehalten wurde, haben die Väter Benediktiner ehemals ihr Coenaculum gehabt. Es iſt ein ſchöner, heller Raum mit großen, hohen Fenſtern, die auf den wundervollen Kloſtergarten hinausgehen. Ein italieniſches Gemälde aus der Raffaelzeit, ganz angeſchwärzt von Tabaksqualm, hängt dort. Es ſtellt die Fußwaſchung dar, und Jeſus Chriſtus iſt ſo pompös angezogen, daß man meinen möchte, ſein irdiſcher Vater ſei nicht ein Zimmermann geweſen zu Galiläa, ſondern ein Zollpächter in Jeruſalem. Die mächtigen Wirtstiſche, auf denen derbe Bauern- und Ackerbürgerfäuſte emſig mit Maßkruglupf und anderen nicht eben heiligen Dingen beſchäftigt ſind, ſind noch dieſelben, von denen die Chorherren geſpeiſt haben.

Alſo da ein Schützenball. Ein bißchen zu pſeudohonoratiorenhaft, um wirklich luſtig zu ſein. Aber die kleine Braune, die hatte, was den andern fehlte: Natur und Grazie.

Schon wie ſie hereinkam, verſelte es mich:

Wie ſieht das Mädchen reizend aus
Am großen Tantenbuſen.

Die Tante aber verführte mich zu dem gewagten Bilde einer ſchwitzenden Eule.

In des Mädels Nähe machte ſich ein Jüngling mit verliebten Gebärden und bachſtelzenſchwippigen Bewegungen bemerkbar, der als Hauptzierde einen überaus wohlgerundeten Popo in knapp anliegender Umhoſung förmlich kokett zur Schau trug. Der Herr Apothekerlehrling, wenn ich bitten darf!

Auch die Literatur des Ortes war vertreten: der Buchbindermeiſter und Redakteur des Lokalblattes, ein ſehr ſchüchterner junger Mann, der beſtändig an ſeinem Halskragen rückte, als hege er die Sehnſucht, ihn mit der Schlipsſeite auf den Nacken zu placieren, und ein Rahmkäſegeſicht hatte, — womit ich ihm nicht zu nahe treten will. Ich wüßte aber nicht, wie ich ſeinen Teint beſſer kennzeichnen ſollte.

Dann waren noch eine Anzahl höchſt abſonderlich häßlicher Leute da, wie ich mit phyſiognomiſchem Intereſſe bemerkte, häßliche Geſichter mit vertauſchten Geſchlechtern, vor denen man ſich die Frage ſtellte: Sahſt du je ein ſo häßliches Frauenzimmer wie dieſes Mannsbild, eine ſo wüſte Mannsperſon wie dieſe ausgerutſchte Weiblichkeit?

Aber ich ſtellte dieſe Fragen ohne Bosheit. Es wäre ſchnöde von mir, wollte ich boshaft ſein. Ich fühlte mich ja ſo wohl auf dieſem Schützenball.

Ich habe ſogar getanzt.

Was? Jawohl: mit Brigitten!

Aber richtiger wäre zu ſagen, ſie hat mit mir getanzt. Ich wurde gewiſſermaßen getanzt.

Und, merkwürdig, es machte mir Vergnügen. O himmliſche Ki-Katharina, wie mein Pennaltanzlehrer zu ſeufzen pflegte, wenn ich den Walzer verpolkate. Ihre achtzehn Jahre ſchwangen meine vierzig in dem alten Coenaculo herum, daß es eine Luſt war, und mein verehrter Leichnam fragte meine Seele: Werden wir ſchon vom Teufel geholt? O du törichter Leichnam, wann wirſt du Himmel und Hölle unterſcheiden lernen?

Bei der Gelegenheit erfuhr ich ihren Namen und das übrige. Das Schwäbeln ſteht ihr wirklich gut zu Munde. Wenn ſich's nur wiedergeben ließe.

Eine Friſche geht von dem Dinge aus! Ich habe derlei noch nicht erlebt.

Ein weibliches Weſen, das ganz und gar Natur iſt, — Wunder! Unnatürlich ſcheint mir an ihr nur, daß ſie Spaß daran findet, ſich mit einem angegrieſelten Doktor der Philoſophie abzugeben, wie ich bin, einem Menſchen, der zum Tanzen nicht viel mehr Geſchick hat, als ein Sack voll Mehl, und der wahrhaftig in puncto Schnäbeln von jedem, auch dem melancholiſchſten, Kettenhunde übertroffen wird. Der Apothekerlehrling und der Buchbinder ſind ja gewiß keine Adoniſſe, wenn ſie's auch ſicherlich glauben, aber im Vergleich mit mir ſind ſie einer achtzehnjährigen Brigitte gegenüber doch Potenzen, ſollt' ich meinen.

Es muß das Onkelhafte ſein, das mir ſo gut ſteht.

XXIV.

Herr Pankrazius Graunzer ſitzt zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach und konfrontiert ſich. Ein hochnotpeinliches Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch

Es rumort was in mir. Es iſt irgendwo was nicht richtig.

Ich habe nicht mehr völlig die Ruhe des Onkeltums.

Es wäre Unſinn, es zu leugnen.

Wenn überhaupt noch Rettung möglich iſt, ſo nur dadurch, daß ich klar erkenne und handle, d. h. ausreiße, ganz ſchnell, auf der Stelle, weit weg.

Köſtlich!

Ich! Ich! Der Pankrazius! Ich!

Und das ganze Monſtrum iſt neunzehn Jahre!

Mehr als noch einmal ſo alt bin ich, — ich, der Pankrazius. Es iſt zum Lachen, — aber mit ſchiefem Maule.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe verſucht, ſie grob anzufahren und mich ſo zu benehmen, daß ſie mir vielleicht a Watſch'n geben würde.

Fiel ihr gar nicht ein. Ausgelacht hat ſie mich.

Und ſo herrlich ſah ſie dabei aus, daß ich ſie am Kopf genommen und zweimal abgeküßt habe, daß es eine Luſt geweſen wäre, wenn ich nicht der Pankrazius wäre . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, um Gottes willen, was iſt denn das eigentlich? Ich bin doch kein Primaner?

Da iſt dieſes verfluchte Wort: Johannistrieb.

Nein, meine Teuern, ich danke. Im Johanni gibt's Hirſchkäfer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nur wüßte, genau, woran ich bin.

Kurz geſagt: Iſt's der Onkel oder der Adam?

Na, und wenn's der Adam wäre?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tja . . . „Was kannſcht da mach'n?!" würde Brigitte ſagen, dieſe ausgezeichnete Philoſophin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' mich mit meinem Gerſchle-Pepi-Buch hinausgemacht an den Krebſenbach und mir vorgenommen, dieſem Unſinn mit dem Bleiſtift auf den Leib zu rücken und mir zu beweiſen, daß ich der aſchgraueſte alte Eſel bin, den der Mond noch je verſilbert hat. Aber ich komme, ſo gut mein Wille auch iſt, nicht dazu.

Das erſte war — ich hatte mich kaum niedergeſetzt — daß ich losreimte:

Zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach
Sitz' ich und ſinne dem Leben nach.

Dieſer Blödſinn iſt eigentlich ſchon Beweiſes genug. Es iſt geradezu unverſchämt:

Sitz' ich und ſinne dem Leben nach . . .!

Unglaublich! Bloß, weil ſich „nach" ſo ungefähr, wenn auch falſch, auf „Bach" reimt, lüge ich luſtig darauf los und werfe den Mantel des Philoſophen um mich.

„dem Leben nach"!

Ich will mir dieſe Schwindelhaftigkeit denn doch austreiben!—:

Wem ſinnſt du nach?!

Einer kleinen dummen Gans ſinnſt du nach!

Was ſinnſt du ihr nach?

Daß du ſie haben möchteſt, ſinnſt du ihr nach!

Weshalb ſinnſt du ihr das nach?

Weil du ein alter Eſel biſt, ſinnſt du ihr das nach.

Aber es wird nicht beſſer, wenn ich mich angrobſe.

Vielleicht iſt es beſſer, milde mit mir ins Gericht zu gehen. Irgend etwas wie mildernde Umſtände muß es doch geben!

Gewiß, es iſt die Nachwirkung der unglücklichen Freierfahrtsidee. Sie hat ſich bloß aus dem Bewußten ins Unbewußte umgeſetzt. Erſt hatte ich ſie, jetzt hat ſie mich.

„Was kannſcht da machen."

Das Richtigſte wäre, die Idee ſelbſt endlich mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Du lieber Gott! Womit rottet man Ideen aus? Wieder mit Ideen!

Wenn aber eine Idee ein Trieb iſt?

Herrgott: wenn dieſe Idee ein Trieb wäre?

Wieder das verfluchte Wort Johannistrieb.

Riet mir nicht die Witib, ich ſollte mich in ein junges Mädel verlieben?

Wenn ich nicht ſo verdammt kultiviert wäre, — jetzt glaubte ich, die Witib hat mich verhext.

Soviel iſt ohne weiteres ſicher: ſie hat mir dieſe Neigung zu jungem Gemüſe ſuggeſtiv beigebracht. Das Volk nennt das: jemandem einen Floh ins Ohr ſetzen.

Ein ganz infamer Floh!

Wie ſingen die luſtigen Geſellen in Auerbachs Keller?

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Na, alſo? Knicke doch, Graunzer!

Es geht nicht.

Ich kann mir nicht helfen: das Mäd'l hat mich am Bänd'l.

Was tu ich jetzt jeden Abend?

Ich geh' ins Marionettentheater.

Was tu ich am Tag?

Ich ſpiele ſelber Marionettentheater, ich Pankrazius, ich, und bin das dümmſte Kaſperle, das je die Beine ſchlenkerte und ſchrie:

O Ah—de—leh!
O Mah—de—leh!

Es wäre zum Maulſchellen, wenn das Mädel nicht gar ſo reizend, nicht gar ſo . . . Genug!

Ich klappe mein Buch zu.

Auch zwiſchen zwei wieſigen Hügeln am Bach komme ich nicht weiter.

Laſſen wir's halt gehen, wie's geht.

„Was kannſcht da mach'n," ſagt's Brigittele.

XXV.

Noch ein Kapitel aus dem Gerſchle-Pepi-Buch. Es ſcheint danach, daß Herr Pankrazius Graunzer an Phantasmagorien leidet

Pritſch! Pratſch!
Kralewatſch!

Jetzt mag i nimmer g'ſcheit ſein! Hol' der Teifi die G'ſcheitheit!

Wie? Hab' ich nicht links ein rotes Hoſenbein und rechts ein gelbes? Und hat meine Weſte nicht vorn eine blaue Schnebbe, die glöckelt?

Und meine Gogelhaube! Wenn die nicht ſiebenhundert Farben hat und drei, will ich Pankrazius heißen, wie jener Graunzer, den ich früher 'mal gekannt habe, ich, Kaſchperle, Kapaſchperle!

Hui, wie ich ſchön ſteif gehen kann und mit den Beinen ſäbeln und mit den Armen dreſchflegeln und dabei die Naſe, die feuerrote, zum Fenſter gerichtet, zum Fenſter, aus dem das Bändel hängt, an dem ich hänge.

Pritſch! Pratſch!
Kralewatſch!

Sie zieht, und ich laufe. Wo ich auch bin, — zuck! Und es geht los, ſteifbeinig und beharrlich. Die Arme ſauſen, und die Naſe glüht.

O Ah—de—leh!
O Mah—de—leh!

Hup! Da ſteht ſie neben mir.

Oh! Oh! Oh!

Oh, ich armes Kaſperl, ich vierzigjähriges.

Ich halt' ja deinen Blick nicht aus, Madel, deinen jungen, klaren Blick, ich alter bunter Eſel ich, ich Narr, ich — Graunzer.

Da lacht ſie, und mir iſt, als fielen Blumen, helle, rote Blumen von ihren Augen mir zu Füßen, und ich möchte mich bücken und ſie aufnehmen und mir an die Narrenjacke ſtecken.

Sie aber wehrt mir's, und — gerechter Gott! — gibt mir einen Kuß und legt ihren Kopf auf meine Schulter und ſagt: „Schau doch, alt's Kaſperle, in mein junges Herz, ſchau doch, wie's da pumpert und krawoit und glücklich iſt, glücklich zu dir, du alt's Kaſperle, du lieb's!"

Herr-, Herr-, Herr-Gott! Iſt das nicht zum Närriſchwerden?

Ruck! Sie iſt weg.

Und es iſt Abend. Ich hänge feſt am Bändel und folge ihr, die gelaſſen vor mir hergeht. Kein Menſch iſt in der kleinen Straße. Der Mond ſieht grün aus. Der Himmel iſt halb hell. Die Roſen riechen ſo ſtark. Sie geht ganz langſam und ruckt nur manchmal, daß mir die Beine fliegen.

Vorn oben am Ende der Gaſſe glüht's rot herunter vom Licht am Muttergottesbilde ihres Hauſes. So ruhig rot, ſo gütig rot, ſo muttergütig, mutterblutgütig rot. Mir wird ſchier ängſtlich.

Iſt denn niemand mit einer Schere da, daß er mich losſchnitte von dieſem Bändel, an dem ich hänge?

Barmherziger Gott, ſie hat ſich umgedreht und mich bei der Hand genommen. Und ſieht mich groß und ſelbſtvergeſſen an.

Wa . . . wa . . . was? Ich möchte in die Knie ſinken vor ihr und ihr die Füße küſſen, aber da iſt etwas Inwendiges, was Spitziges, Entgegengeſetztes, Scharfes in mir, und ich ziehe die Hand zurück, ſehe das Mädel kalt an, drehe mich um und gehe fort, — nicht mehr Kaſperle, nicht mehr am Bändel, ſondern frei und onkelhaft, der freien Künſte Doktor Pankrazius Graunzer.

XXVI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle. Unnötig zu ſagen, wovon er handelt

Lieber Peter!

Das hätteſt Du Dir auch nicht träumen laſſen, daß Du Dich noch einmal würdeſt bemühen müſſen, mich vom Weibe loszumachen, Du Prediger in der Wüſte.

Zeichen und Wunder, mein Guter! Ich verüble es Dir aber nicht, daß Du mir rätſt, ſotanen Wundern nicht zu trauen. Jedennoch: ich erlebe ſie eben, ſie werden mir tägliches Ereignis.

Kein Zweifel: der neunzehnjährige reizende Balg mit den hurtigen Augen liebt mich, mich, den vierzigjährigen Haufen Sauerampfer.

Und ich?

Ja, lieber Peter, ich wünſchte wohl, ich könnte Dir ſagen, was ich fühle.

Sonderbar iſt's. Vor allem dies: mir iſt fortwährend gehoben zumute.

Das mußt Du Dir nun aber nicht ſehr angenehm vorſtellen. Es hat vielmehr was Schwindliges, und es wird einem ſchwach dabei um die Beine.

Aber trotzdem: es iſt ſchön. Ja, kitzlig ſchön. Ich komme mir vor wie eine friſchgefüllte elektriſche Batterie, und ich bilde mir ein, zu allem fähig zu ſein.

So geht der Held zur Schlacht, geſpannt ſind ſeine Waden.
Es ſchlotterbebt der Feind! mög' ihm der Herr genaden!

Wen aber will ich maſſakrieren?

Mich, mit Verlaub. Mich, d. h. dieſen alten Grieſebart und

Griesegram, dieſen Schmollenden und Grollenden, der Welt und Weibern Übelwollenden.

Dieſen alten Pankrazium, der zuviel geſeſſen und gegrübelt hat, nehme ich bei den Ohren, häng' ihm alle die dicken Schmöker an den Hals, mit denen er ſo viele Jahre lang den lieben Gott um ſeine Vaterfreuden und ſich um den Frühling betrogen hat, und werf' ihn in den See, wo er am tiefſten iſt. Und dafür zieh' ich den neuen, von Brigitten ausgeblümten Pankrazius an, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von freundlicher Sinnesart und ſanguiniſchem Temperamente iſt.

Zeichen und Wunder, mein Alter, Zeichen und Wunder!

Aber ernſthaft: das kleine Mädchen häutet mich. Du glaubſt gar nicht, was ſie alles kann.

D. h., eigentlich kann ſie bloß eins: unendlich lieb und unendlich natürlich ſein. Damit bringt ſie alle Kunſtſtücke fertig.

Es gibt viel Geſcheitere als ſie, vor allem ſolche, die viel mehr gelernt haben, — ſie aber hat die große Gabe des verſtehenden Inſtinktes, ja ſie hat ſelbſt das, was ich das Genie des Herzens nennen möchte, dieſe wunderbare Fähigkeit, mit dem Gefühl aller Wahrheit nahe zu kommen.

Sie ſpricht und ſchreibt ungrammatiſch und unorthographiſch, aber in allem, was ſie ſpricht und ſchreibt, iſt eine innerliche Geradheit und Tiefe, die mich beglückt.

Kurz formuliert kann man ſagen: ſie iſt eine unverbildete, aber begabte Natur.

Darum iſt nichts Mißwachſenes, nichts Verkrüppeltes, nichts Saftſtockiges an ihr. Darum hat ſie etwas blühend Ruhiges, blühend Unbefangenes.

Wie kommt ſie in dieſe Umgebung? Sie mit ihrem feinen Gefühl, ihrem zarten Takt, ihrer hellen Heiterkeit, ihren leichten Bewegungen, ihrer geraden Schlichtheit, ihrer herzlichen Wärme?

Es iſt ein Wunder, glaubet nur! Es iſt dasſelbe Wunder, wie wenn unter einer Schar höchſt gewöhnlicher Buben und Mädchen ein Genie iſt.

Der Teufel mag wiſſen, welcher Urahn in Brigitte lebendig geworden iſt.

Ich bilde mir ein, daß romaniſches Blut in ihr iſt. Dieſe Gegend hat jahrhundertelang römiſche Okkupation gehabt. Der Ort ſelbſt wird auf die Römer zurückgeführt.

Im Grunde iſt ſie aber doch ein Schwabenmädel, ein deutſcher Schatz.

Nein, Du: was ſie für Augen hat. Augen wie das deutſche Volkslied, — ſag' aber den Vergleich nicht weiter. Ihr Vater, der leider tot iſt (dafür lebt die Mutter um ſo merkbarer), hat ſie nicht mit Unrecht Gugeline genannt.

Außerdem führt ſie in ihren Kreiſen noch die folgenden, Dir myſteriöſen, mir aber ganz verſtändlichen Namen:

Krawaunerle
Wolkenſchieberle
Schnabberle
Krautiwautinußzwack.

In dieſen Spitznamen haben die Leute nur den Teil von Brigittes Weſen niedergelegt, der ihnen am verwandteſten und ſympathiſchſten iſt: das Drollige, Koboldhafte.

Aber das iſt nur ein Teil. Der andere Teil läßt ſich mit Spitznamen nicht ausdrücken.

Ich laſſe Brigitte mit allen Seiten ihres Weſens auf mich wirken — ich habe auch für alle Namen. Aber die wend' ich nur im direkten Verkehr mit dem lieben Wunder an. Wir haben ſchon ſo eine Art Geheimſprache miteinander.

Wenn ich ein Sekundaner wäre, ich könnte nicht mutwilliger ſein.

Ich habe Dir aber, glaube ich, noch gar nicht erzählt, wie ich ſie kennen gelernt habe. Das kommt davon, weil es mir mit einem Male iſt, als kennt' ich ſie ſchon jahrelang.

Es war aber ſo (natürlich in Kürze erzählt, denn, ließ' ich mich in einzelnes ein, würde ein Buch daraus — womöglich ein Buch in Verſen): ich habe mich, wenn ich's recht überlege, ſofort in ſie verliebt (das ſchreib' ich nun ſo hin!), wie ich ſie zum erſten Male geſehen habe. Und ſie tat desgleichen.

Punktum.

Eine ſehr kurze Geſchichte — was?

Und Du möchteſt mehr wiſſen.

Nun ja: ſie ſtand im Hausflur und hatte ein Stück Wäſche in der Hand — ein Unterröcklein, ein weißes, wenn Du es wiſſen willſt, eine echte Pfingſtfahne, und ſie kam juſt aus dem ſchattigen Flur hervor in die helle Sonne, die vor der Tür lag, wie ich durch dieſe Sonne ging, die Hände auf dem Rücken, den Strohhut in der Stirn. Erſtaunt blieb ſie ſtehn und ſah mich an, und ich hob meinen Kopf und ſah zwei braune Augen, aus denen es wie in alten Volksliedweiſen ſprach, vertraut, lieb, ruhig und voll Sehnſucht.

Groß ſah ſie mich an. Erſtaunt.

Dann lachte ſie, wurde rot, flammig rot, und rannte in den Schatten zurück.

Ich aber ging in einer ſeltſamen Betroffenheit fort.

Damals wußte ich nicht, daß ich mich in dieſem Augenblick verliebt hatte. Ich, und ſo was ahnen! Ich, der große, ſtandhafte Graunzer. Ich hüllte mich in eine Art ſeeliſchen Schlafrock, in die Onkelhaftigkeit, und bildete mir ein, daß ich jenſeits von Mann und Weib in dieſe braunen Sonnen, die das Mädel im Kopf hat,

geſehen hätte. „Ja, — Schnecken!“ Wie das Brigiſteslein (auch einer ihrer Spitznamen) ſagen würde.

Jetzt weiß ich's beſſer. Es hat ſich ausgeonkelt.

Gut. Es iſt eigentlich nichts Verwunderliches daran, daß ich mich verliebt habe . . .

Holla! Sind wir ſchon ſo weit? Ich wundere mich ſchon nicht mehr über mich?

> Groß ſind deine Wunder, o Eros, groß und
> Unbegreiflich.

Doch ich wollte damit ſagen: verwunderlich iſt nur, daß auch ſie . . .

Aber Du willſt Tatſachen.

Alſo: ich ſaß nun an der Peripherie der Spinnwebe, halb frei, halb gefangen, und wie die dicken Fliegen tun, protzig halb, halb widerwillig, promenierte ich den äußerſten Faden entlang zu wiederholten Malen um das Netz herum, nicht merkend, daß der Weg ſpiraliſch zum Mittelpunkt führt. Ohne Bild geſprochen: ich ging öfter, als direkt vonnöten war, an ihrem Haus vorbei. Um mir für dieſes Gebaren Genugtuung vor mir ſelber zu verſchaffen, hielt ich mir in meinem Gerſchle-Pepi-Buche herzliche Onkelreden.

Dieſes Gerſchle-Pepi-Buch, — auch ein menſchliches Dokument. Man könnte ein Bild dazu machen: Amor auf Graunzern ſchießend. Aber der Kerl mit der Binde vor den Augen iſt hier Pankrazius.

Dann gab es der Zufall, daß ich ſie einmal auf einem Tanze ſprach — und ſiehe, nun ſaß ich längſt ſchon nicht mehr an der Peripherie des Netzes. Denn nun kam der Beſuch im Hauſe.

Du lieber Gott!

Verſtehſt Du den Seufzer?

Dieſes Haus! Dieſe Familie!

Ein gräßliches Gemengſel aus den verſchiedenſten Unkulturen.

Zuerſt eine halb dämoniſche Alte: die Mutter. Dann eine kleine verfettete und verdollarte Amerikanerin: die Schwägerin. Dann ein teils roher, teils perfider Burſche: der Mann dieſer Yankeeſe, der Bruder. Schließlich eine jüngere Schweſter — ganz nett, aber gewöhnlich.

Und in dieſer Umgebung das Mädel.

Sonderbar, nicht wahr? Die brave Vererbungstheorie, ſo plauſibel ſie iſt, ſcheint ganz ſo einfach, wie ſie von fingerfertigen Problemdramatikern behandelt wird, doch nicht zu ſein. Auch hier beliebt Madame Natur gewiſſe Schliche, hinter die die Vielzuſiren noch nicht gekommen ſind.

Vielleicht zerbrech' ich mir ſpäter 'mal den Kopf darüber, wenn ich mehr Einblick in die Familiengeſchichte habe.

Einſtweilen nehm' ich die Dinge, wie ſie liegen, und freue mich des Guten in ihnen.

Mit anderen Worten: ich bin häufiger Gaſt in dem kleinen grünen Hauſe unten am See und ſitze recht oft und ſtill in meinem Gotte (merkſt Du was, alter Pſychologe?) mit Brigitten auf der weißen Gartenbank vor der Türe.

Am Tag freut uns die Sonne,
Daß ſie ſo golden blinkt,
Und nächten iſt der Mond uns lieb,
Der in den See verſinkt.

Es iſt um uns ein Weſen,
Das uns verſchwiegen macht,
In uns iſt Mond- und Sonnenſchein
Und aller Sterne Pracht.

Es ſcheint, man kann ſo was nur in Verſen ſagen — noch beſſer nur in Tönen.

Aber Du willſt Tatſachen. Alſo: bei ſotanen Beſuchen, bei ge-

meinſchaftlichen Ausgängen (mit der gräßlichen Familie und ohne ſie) ſind wir uns nahe genug gekommen, daß ich wirklich ſagen kann: wir haben uns.

Nun müſſen wir uns aber auch kriegen.

Und das iſt nicht ſo einfach.

Ja, wenn es bloß auf das Brigiſteslein ankäme.

Aber . . . es gibt Mütter.

Ich fürchte, ich fürchte: es wird noch allerlei Kämpfe geben, fatale Kämpfe.

Die Mutter nämlich . . .

Aber nein! Was ſoll ich mir den Brief vergällen! Wir werden's ſchon machen, die Kleine und ich. Hat ſie das Wunder fertig gekriegt, ſich in mich zu verlieben, wird ſie auch das andere vermögen und die Alte überzeugen, daß ich einer bin, mit dem man's wagen kann — obwohl ich aus Berlin bin und nicht in die Beichte gehe. Die Yankeeſe geht auch nicht in die Beichte.

Den Teufel auch! Ich habe vierzig Jahre lang warten müſſen, bis ſich Frau Venus auf mich beſonnen hat — nun will ich mich 'mal erſt ein bißchen in ihrer Sonne dehnen und nicht gleich den großen Sorgenkarren ziehn. Die Kleine ſoll alles vorbereiten, die Kleine mit den flinken Augen, dem flinken Munde und dem flinken Herzen. Hat ſie das Feld klar gemacht, dann komm' ich, der Kanonier von Schmauſenbuck, aber diesmal, bei der heiligen Barbara, der Artullerey Patronin, vermeſſ' ich mich zu ſchwören: diesmal laſſ' ich mich nicht vom Plane hauen, auch nicht von einer widerwilligen Schwiegermutter.

Ich krieg' ordentlich Courage, Mann! Bin ich nicht jung geworden? Bin ich nicht ein Kerl, den ein junges Mädel liebt? Ein Kerl, der fenſterlt? Fenſterlt, wie ein Bauernburſch in Kniehoſen, ſag' ich Dir! Ein Kerl, der Küſſe gibt und nimmt, der einen jungen, heißen, lieben, ſchmiegebangen Leib an ſich preßt, und zu dem die

zwei ſchönſten Augen der Welt ſagen: ich vertraue auf dich, du wirſt's wohl machen!

Oh! Eine ganze Leibgarde des Teufels, beſtehend aus lauter dämoniſchen alten Weibern, will ich zum Frühſtück mit aufeſſen, und ich tanze, wenn's ſein muß, mit des Teufels Großmutter ſelber Cancan, ſo lange, bis ſie am Boden liegt und nimmer ſchnaufen kann.

So ſtehen die Sachen.

* * *

Ich wollte aber, Du könnteſt mich jetzt 'mal ſehen, wenn ich mit den beiden Mädeln ausziehe und, etwa nach St. Alban, ſpaziere.

An der einen Hand Brigitten,
An der andern Hand Babetten
Schreit' ich wie in Roſenketten
Liebespfingſtochsfeierlich.

Wenn Du aber gar ſäheſt, wie ich mit Brigitte allein gehe — Du würdeſt Dich auf Deine große Präzeptorenſtirn klopfen und ſagen: Das der Graunzer? Graunzer, der Miſogyn? Graunzer, der Würdebär?

Denn, ſiehſt Du, alter Peter: Wenn ein junger Mann mit einem jungen Mädchen, das er liebt, und das hinwiederum ihn liebt, ſpazieren geht, ſo macht er nicht ein Geſicht wie ein Pintſcher, der ſpaniſche Fliegen gefreſſen hat, und er wirft auch keine grimmigen Blicke um ſich, wie ein hämorrhoidariſcher Bibliothekar oder Geheimrat, ſondern, erſtens, was ſeine Beine anlangt: er hat einen ſehr fröhlichen und luſtigen Gang, als wollt' er ſagen: gebt mir ein Sprungbrett, und ich ſpring' in den Himmel, Gottvatern direkt auf den Schoß; und zweitens, was ſein Geſicht anlangt: er mißbraucht deſſen Muskeln nicht zu ſenkrechten Falten des Ärgers, ſondern er benutzt ſie vielmehr zu den wagerechten Falten, auf denen ſich die Fröhlichkeit lagert, und ſeine Augen liebkoſen die Welt.

Die Welt, das heißt: ſein Mädchen.

Und das auch nicht bloß mit den Augen, ſondern auch mit den Händen und mit den Lippen.

Und dabei begibt es ſich denn wohl zu manchen Malen, daß dieſer junge Mann und dieſes junge Mädchen ſich im Schatten einer Linde niederlaſſen.

Hoch auf einem Berge ſteht ſie, die Linde, wie ein Tempelpoſten, groß, ruhig, herrlich; ſteht vor einem rauſchenden Walde. Dunkel iſt der und voller Heimlichkeiten. Zwiſchen hohen Buchen iſt in ihm ein Platz, ein großer, runder, grüner Wieſenplan — das iſt ein Garten der Seligen, und die Seligen, das ſind meine liebgewordenen Gedanken. O Peter, wenn ich Dir erzählte, in was für ſchönen Kleidern die luſtwandeln, und wie hold ſie von Antlitz ſind! Es lacht der blaueſte Himmel über ihnen und freut ſich dieſer ſchönen, fröhlichen Geſchöpfe. Vor der Linde aber, dieſer großen, reichen, in deren Äſten tauſend Bienen ſummen und ſich berauſchen, breitet ſich eine andere Wieſe, eine blumige, mollig umbuſcht und legt ſich hinab, den Berg hinunter wie ein grüner Teppich.

Nun ſieh: die beiden liegen im Schatten dieſer Linde und küſſen ſich und ſehen bald hinauf in die Blätterwelt, in der die Bienen ſind, bald auch hinüber in den Wald, wo die Heimlichkeit der Seligen wohnt, bald auf die Wieſe hinab ins Tal zum See, zu allermeiſt aber ſich in die Augen, lange und tief. Du, in ſolchen Mädchenaugen, die voll Liebe ſind, iſt auch mehr, als Eure Schulweisheit ſich träumen läßt, Herr Doktor.

Als ich ein kleiner Knabe war, ſollt' ich mich einmal photographieren laſſen. Man ſtellte mich auf einen Stuhl und verlangte, ich ſollte ſtille ſtehen, aber ich fürchtete mich und zappelte. Da ſprach der kluge Mann hinter dem Gucklochkaſten: paß auf, Junge, aus dem ſchwarzen Loche hier werden gleich Soldaten marſchiert

kommen! Und ich ſtand ſtill und ſah, — wirklich, ich ſah Soldaten.

Dasſelbe paſſiert mir, wenn ich in Brigittes Augen ſehe.

Zwar Soldaten ſeh' ich nicht, aber Dinge, die mir heute ſo lieb ſind, wie Soldaten damals.

Zum Beiſpiel, wieder unter der Linde: ich ſeh' in ihrem Auge die Wieſe, die zum Tale geht, aber auf der Wieſe dreht ſich ein Tanz um ſie:

Und ſie ſchweben und ſie heben
Ihre Arme, ihre weißen,
Die ſchönen runden Arme
Gegen das Blau des Sommerhimmels.

Wie von bunten Schmetterlingen
Wehen Farben durch den hellen
Tag, es ſind die ſeidenbunten
Tanzgewänder dieſer Holden.

Ihre Füße ſind dem Raſen
Linde, leiſe Neckerinnen;
Ach, die ſchönen nackten Füße!
Gerne hätt' ich ſie zum Küſſen.

Gern', ach gerne, hätt' ich alle
Dieſe holden Tänzerinnen,
Doch ich weiß, wollt' ich ſie greifen,
Wehten ſie in Blatt und Blüten.

Nur ein leiſer Duft von Roſen,
Gelben Roſen, bleibt zurück, und
Tief im Buſch verklingen leiſe,
Windverwehte Walzerhauche . . .

Siehſt Du, ſo was ſehen junge Leute in jungen Mädchenaugen. Ihr Alten glaubt es natürlich nicht. Natürlich! Wie ſollten alte Leute ſo was glauben! Brummt nur! Brummt! Wir Jungen verdenken's Euch nicht, wenn Ihr nichts dazu zu ſagen wißt, als: Schwindel!

Iſt aber keiner. Noch ganz andere Sachen ſieht unſere hellſichtige Jugend, Sachen, daß einem das Herz ſchier ſpringen möchte vor Glück.

Vielleicht erzähl' ich Dir auch von dieſen noch einmal.

Ich bin ſehr zum Erzählen aufgelegt, und es könnte ſein, daß ich noch zum Dichter würde gratia Brigittae.

Was nicht alles aus einem Bibliothekar werden kann, wenn er in der Venusſonne liegt.

Aber ich bin nicht ſtolz, ſo jung ich geworden bin, und

bleibe

Dein

Krazi.

Anmerkung des Adreſſaten: Es hat ihn.

XXVII.

Herr Pankrazius Graunzer verſucht, hinter ſich ſelber herzugehen und die Ähren zu leſen, die aus dem Breviario Brigittae fallen, gibt es aber als unfruchtbar auf und ermannt ſich ſtatt deſſen zu einem wichtigen Entſchluſſe

Ich glaube, wir befinden uns gegen Ende des Juli. Es iſt eine himmliſche Hitze, und die Sonnenſtrahlen quirlen die Luft, daß ſie wie's Waſſer im Kloßtopfe wellt.

Ich ſitze gut auf meinem Balkon zwiſchen den Weinranken. Unten muht Gerſchle-Pepis Kuh; ganz ferne, irgendwo donnert's, als wäre es des Kuhmuhs Echo; drüben auf Andechs blitzt ein Fenſter in der Sonne.

Sitzt wohl ein kluger, alter Benediktiner dahinter und ſinniert behaglich in die Landſchaft hinab und denkt ſich: Schabt mir die Glatze!

Geſtern war ich drüben.

Was das ſchön war!

Erſtens, weil's überhaupt ſchön iſt, und zweitens, weil ich mein Brevier mithatte.

Ich leſe ſonſt nicht gerne draußen. Nur den Vogelweiden-Walter und das Brevier — die beiden können die Konkurrenz der Natur aushalten. Denn ſie ſind ſelbſt Natur.

Das Brevier noch mehr als der Walter. Denn das Brevier iſt Brigitte. Nein, bloß ein Teil von ihr. Ach, bloß ein ganz, ganz kleines Teilchen, — ein paar Briefe.

Sie ſchickt ſie mir mit einem kleinen Mädelchen, die ich, nicht ſehr zart, die Rotznaspoſt nenne, und die durch dieſe Botengänge noch zur Kapitaliſtin werden wird. Denn ich gebe ihr — Liebe macht generös — für jeden Brief einen großen Nickel.

Ein ganzer Haufen von den Briefen liegt vor mir.

Ich mag ſie nicht chronologiſch ordnen. Anordnen, das paßt nicht zu ihnen. Es ſind Feldblumen, die man nicht an Drähte ſpießt und zu Buketts malträtiert.

Wenn ich mit ihnen ſpazieren gehe, mach' ich's ſo: ich nehme ſie, wie ſie mir gerade in die Hände kommen, und ſtecke ſie in die rechte Bruſttaſche. So. Nun los. Welchen werd' ich zuerſt greifen?

Und ich fange an auszuraten. Das iſt eine gute Vorübung, der ich obliege, ſolange ich in der Nähe menſchlicher Wohnungen bin.

Dann aber, ſobald ich rings um mich nichts ſehe, als Wieſen, Felder und Himmel: dann der Griff ins Glücksrad und ſtehen geblieben und geleſen . . .

Jeder geleſene Brief kommt in die linke Bruſttaſche, und wenn dieſe voll, die rechte aber leer iſt, wende ich mich um und trete den Rückgang an, währenddeſſen die Briefe wieder langſam von links nach rechts wandern.

Daß ich mich dabei nicht ſelten verlaufe, — was Wunders? Ach, ich verlauf' mich immer, — in den Himmel.

* * *

Ich möcht's 'mal verſuchen, hinter mir ſelber herzugehen bei einem ſolchen Spaziergang, 'mal die Ähren zu leſen, die ich habe fallen laſſen, mir 'mal ſelber zu erzählen, wie ſchön es geweſen iſt, das Wandern mit dem Breviario Brigittae.

Was fiel mir geſtern zuerſt in die Hand, da oben, hinter St. Georgen?

Ah, der da war's:

„. . . Wenn ich in der Früh aufwache, ſo denk ich gleich an Di und kann mich ärgern, weil es mir von Dir nicht träumt hat. Aber gar nicht, nicht mal bloß ſehen, gar nichts. Komm, nehm mich und halt mi recht feſt in Deinen ſtarken Armen. Haſt Du mich lieb? Ja! Ich küß Dich ſo, daß Du tot biſt, und dann küß ich Di wieder lebendig. Nein, ich küß Dich nur, bis Du ſchlafſt. Gell? — — —

Wenn Du kommſt, ſo nimmt Dich Miezi und tragt Dich überallhin . . ."

Ach, du Aff', du, ſchreibſt es hin und weißt gar nicht, wie wahr es iſt! Wo haſt du mich ſchon überallhin getragen!

Dann, hinter der Kapelle mit dem Weidenbaum, kam mir der in die Hand:

„Ein kleiner Spatz ſitzt vor meinem Fenſter und ſchaut zu mir rein. Grüß Di Gott, Spatzei, ich liebe Dich! Prr fliegt er weg, nauf zum Gerſchle-Pepi-Haus. I glaub, der Spatz warſt Du!

Nicht böſe ſein, daß ich ſo dummes Zeug ſchreib! Es iſt mir aber immer beſſer, wenn ich das Geſindel los bin.

Und da ſitzt auf einem Male wieder einer da, aber ein ganzer

kleiner jetzt, und piepst jämmerlich und fiercht sich, daß er runter fallt. Ich glaub, 's is a junger.

Ach, mir ist so schwerherzig, Du. Ich hab dich so lieb."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Merkwürdig, diese Briefe, so lieb sie mir sind, wenn ich sie sehe, — sie verändern sich, wenn ich sie abschreibe. Plötzlich sehen sie dann kahl und dürftig aus.

Umgesetzte Pflanzen!

Warum tu' ich es überhaupt?

Will ich mir vielleicht über etwas klar werden?

Über Brigitte? Über mich? Über uns beide.

Ach! Das Blatt mag ich drehen und wenden, wie ich will: es zeigt nur den einen Text:

Und wenn du die Welt abliefest im Kreise
Und liefest die Kreuz und Quer,
Du fändest in Nord, Süd, Osten und Westen
Keine, die besser wär',
Sie ist die eine, dir vorbestimmte,
Daß sie das Werkzeug sei,
Daß du das Wunder mit ihr verübtest:
Eins und eins ist — drei.

Und siehe: damit bin ich wieder zu der Fahne zurückgekehrt, unter der ich auszog, ein Weib zu suchen: der künftige Junker des Kiebitzhofes lacht mich an mit Brigittes braunen Augen.

Oh, was das für ein Lachen ist!

Es ist, als wäre all meine Seele nichts als ein Lächeln der Zuversicht und Begnadung.

Das ist es, wodurch meine Liebe sich von der zutappenden Liebe der Jahrjungen unterscheidet: in mir ist nicht bloß der Wunsch, zu besitzen; in mir ist auch der Wunsch, zu schaffen.

Darum ist etwas von Schwarmgeisterei in meiner Liebe, und

in manchen Augenblicken komm' ich mir gar ſupranaturaliſtiſch vor

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hm ... Ja, ja ... Arme, liebe, kleine Brigitte, was du für einen auspergamentierten Bua haſt. Es iſt doch eigentlich ſtilwidrig

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie? Unſinn! Ich wäre wahrhaftig imſtande und machte im letzten Augenblick Dummheiten aus Mitleid, dieſe dümmſten Dummheiten.

Gottlob, daß ich jemand habe, der es verſteht, mir den Text zu leſen mit Augen, die in jedem Nebel einen Lichtkern finden.

* * *

Aber es iſt Zeit, zu handeln. Gott hat mir ein Korn geſchenkt, das bald geſchnitten ſein will. Ich wär' ein ſchlechter Bauer, wollt' ich es auswachſen laſſen, das arme, liebe, ungeduldige goldige Korn.

Auf, Fauſte, ins Reich der Mütter!

XXVIII.

Ein Bündel Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle, genannt die Briefe vom Kriegsſchauplatze

Skt. Georgen, am 4. Auguſt.

Lieber Peter,

es wird mobil gemacht. Brigitte hat genug geplänkelt. Das arme Kind iſt ſchon marode. Die Sache liegt ſchlimmer, als ich gedacht.

Die Mutter will nicht.

Das ſteht feſt.

Ich habe daher den Bruder und die Yankeeſe als Bundesgenoſſen geworben. Beim Himmel: keine ſaubere Allianz. Aber es mußte ſein.

Sie bohren nun zu zweit an der Alten, und die Angebohrte läßt ihren Zorn über die Operation an Brigitte aus.

Verweinte Augen. Verweinte Briefe.

Ich ſelber renne hin und her und frage und bitte und tröſte und, wenn ich zu Hauſe bin, fluch' ich und halte grimmige Monologe.

In zweierlei Eigenſchaft, ſo ſcheint's, bin ich der chère-mère unlieblich: einmal als Preuß' und dann als Ketzer.

Ich beteure, daß meine Seele nicht preußiſcher und lutheraniſcher iſt, als die Seele eines Stallpintſchers.

Hilft nichts: der Taufſchein beweiſt, Seele iſt Nebenſache.

Ich weiſe darauf hin, daß die Dame aus den Vereinigten Staaten auch nicht in Bayern geboren und auch nicht mit katholiſch geweihtem Waſſer getauft iſt.

Hilft nichts: bei einer Frau iſt das ganz was anderes. Die wird halt das, was der Mann iſt.

Darauf verſuch' ich, mich auf allerlei tiefgründige Entwicklungen einzulaſſen (eine Heidenſchinderei, kann ich Dir ſagen).

Hilft nichts: die Alte kapiert kein Wort.

„Soll ich vielleicht katholiſch werden?"

Nein! Man kennt das! Ich würde halt ſo katholiſch, wie ich jetzt lutheriſch bin. Das wär' ein ſauberer Katholizismus.

Und ſo dreht und dreht und dreht ſich die Scheibe, aber ein Topf wird nicht draus.

Beim hohen Himmel: man könnte rabiat werden und drehkrank bei dem Geſchäft.

Aber dann treff' ich mich auf ein paar liebe Minuten mit Brigitte auf dem Anger, und es iſt alles wieder gut.

Goldene Wellen, die die Sonne tragen,
Kommen mir aus ihren Augen her.
Wirf, du dummes Herze, Grimm und Klagen
Tief hinab in dieſes goldene Meer.

Dein

Pankraz.

* * *

Skt. Georgen, am 10. Auguſt.

Lieber Peter!

Da bin ich und trag' auf der Spitze meines Schwertes den Kranz des Siegers aus heißer Schlacht.

Ah, mein Lieber, derber durchgewalkt iſt noch kein Ritter heimgekehrt aus dem Kreuzzuge.

Vielleicht findeſt Du das Bild ein bißchen kühn (ich tue desgleichen), aber ich muß es doch ausſprechen, denn es tut mir wohl, es zu ſagen: Meine Seele ſchwitzt von dieſem Kampfe.

Nicht umſonſt wohn' ich in Skt. Georgen, denn es war mir beſchieden, mit einem Drachen zu kämpfen.

Höre und bewundre mich!

Geſtern erklärten mir meine Alliierten, der Plan ſei bereit, und ich ſollte ausziehen und mein Heil verſuchen. Freies Geleite ſei mir gewährt, und hinausgeworfen würde ich höchſtens am Schluß.

Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß mir bei dieſer Eröffnung ein wenig bänglich zumute ward.

Brigitte zitterte am ganzen Leibe, und ihre Angſt war ſo groß, daß ſie weder weinen noch ſprechen konnte. Wortelos begleitete ſie mich zu dem Hauſe hinauf, in dem die Mutter tagsüber weilt.

Ach, ihre Augen zu ſehen, wie ſie voll Liebe und Sorge waren! Und wie ſie ſich an mich ſchmiegte, daß ich ihr Herz klopfen fühlte.

Ich hatte Luſt, dieſer Mutter vorher die Fenſter einzuwerfen, eh' ich ſie um die Hand ihrer Tochter bat.

„Kehr' jetzt um, Mädi, und hab' keine Angſt. Sie wird ſchon ja ſagen."

Sie ließ den Kopf hängen und lief, lief ſchnell den Berg herunter.

Unten blieb ſie einen Augenblick ſtehen, wandte mir ihr Geſicht zu und rief nur das eine Wort: „Du!"

Wer das Wort in Muſik ſetzen könnte!

Alle Kunſt iſt Geſtammel.

* * *

Ich trat ins Haus.

Und nun ging mir's, wie mir's immer geht in ſchweren Lagen. Vorher bin ich keiner von den Mutigſten, aber, ſobald ich der wüſten Frau Gefahr direkt ins Auge ſehe, kommt Ruhe und Zuverſicht über mich. So ging mir's im Examen, ſo ging mir's, als ich damals mit dem lächelnden Biedermann Piſtolen knallte, und ſo alſo auch jetzt, als es ſich um viel Wichtigeres handelte, um das liebe Brigittenwunder.

Alſo: ich war heroiſch kühl.

Die Alte ſaß in einer rauchigen Werkſtatt und goß zinnernes Spielzeug, das, in Verkleinerung, allerlei Altargeräte der katholiſchen Kirche darſtellte. (Das iſt nämlich das Geſchäft, das ſie nach dem Tode ihres Mannes fortſetzt, obwohl ſie es „nicht nötig" hat.)

Ich dachte an den Kugelguß in der Wolfsſchlucht, und es war alles ſehr ſtimmungsvoll und ungewöhnlich.

„Parbleu" ſagte ich zu mir ſelber (wirklich: „Parbleu" ſagt' ich, — es war darin wohl ein bißchen Renommierfuchſigkeit), „parbleu, es iſt mir doch lieber, als wenn ich in irgendeiner ‚Berliner Stube' zwiſchen Ausſtattungsſtücken preußiſchen Tapeziergeſchmacks dieſen Tanz tanzen müßte", und ich freute mich, wie der grüne Garten in dieſe rauchige niedere Bude hineinſchien.

Alſo: Auf die Menſur! Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!

Huppdich! Da hatt' ich ſchon einen Sauhieb weg.

Madame war nämlich liebenswürdig und ſprach alſo:

„So, das is ſchee, daß der Herr Doktor ſich 'mal das Zinngießen anſchaugn will! Gell, ſo was haben's in Berlin net?"

„Nein, wirklich nicht! Sehr intereſſant! Ah! So ſieht ſo eine Form aus? Hm! Und das iſt ein Gießlöffel? Ja, ja, das will gelernt ſein!"

„Ach, is net ſchwer. Wollen's ebet 'mal verſuchen?"

Und richtig: ich mußte erſt lernen, eine Monſtranz zu gießen.

Am liebſten hätt' ich alles zuſammengeſchmiſſen, aber ich hielt an mich und goß, daß mir der Schweiß in Perlen die Backen hinunterrann.

„So! Recht ſchee! Recht ſchee! Ja, ſo a Doktor, der lernt halt alles gar ſchleuni."

„Zumal ein preußiſcher Doktor, nicht wahr?"

„Ja, die Preißen. Dös ſann halt Maleſizi . . . Na, na, nix für ungut. Sie wiſſen ſcho. I moan's net ſo ſchlimm."

„Wirklich nicht? Aber dann iſt's ja gut! Dann können Sie mir ja auch Brigitten geben!"

„'s Brigittle? Was wollen S' denn mit dera? Die is ja viel z'ſchlecht für ſo an noblichten preißiſchen Doktor! So a dumm's Mädl! Viel zu ſchlecht is!"

„Das muß ich ſchon beſſer wiſſen. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt nichts ſo Liebes und Gutes gibt, und, ſehen Sie, ich bin doch nicht bloß ein Doktor, ſondern auch ein ziemlich alter Knabe. Vierzig."

„Hm. Ja. Dös is grad. I moan halt: Dös kann net recht ſei'. Sie is z'jung no!"

Darauf war ich nicht gefaßt. Denn das war ja eigentlich nicht unvernünftig.

Aber über dieſen vernünftigen Einwurf, der ihr, wie ich bald merkte, durchaus nicht ernſt war, kamen wir ſchnell weg.

Nicht ſo ſchnell leider über anderes.

Der „Preiß" und der „Ketzer" waren auch ſchnell abgetan, eigentlich kaum berührt, ſo daß ich die Empfindung hatte, bisher von meinen Alliierten ganz falſch berichtet worden zu ſein. Die Alte ſpielte ſich vielmehr eher als Freigeiſt auf und tat ſo, als kümmere ſie die Religion gar nicht.

Dagegen verlegte ſie ſich mit einem wütenden Eifer darauf, mir klar zu machen, wie unendlich tief Brigitte unter mir ſtehe. Ich habe noch nie einen Menſchen ſo ſchlecht machen hören, wie es hier einer Tochter durch ihre Mutter geſchah.

Du kannſt Dir denken, in welchen Zorn mich das verſetzte.

Schließlich ſchrien wir uns rechtſchaffen an, und die Alte ſprang wie im Veitstanze um mich herum, eine Schlechtigkeit nach der andern auf ihre Tochter häufend.

Ich bring' es nicht über mich, die Worte und Bilder zu wiederholen, die ſie gebrauchte. Ihr ganzes Gebaren machte einen pathologiſchen Eindruck, und ich hatte zuweilen direkte phyſiſche Angſt vor dieſer fuchtelnden, worteſpeienden Aufgeregtheit.

Aber ich hielt ſtand und behauptete das Feld. Sie konnte nicht halb ſo viel ſchimpfen, wie ich pries, und ſchließlich fiel ſie erſchöpft in ihren Stuhl und lächelte bloß noch blöde zu der großen Schlußrede, die ich auf Brigitte hielt.

Und ſiehe: aus dem blöden Lächeln wurde ein befriedigtes Lauſchen, und ein ganz anderes Lächeln gewann Macht über dies gelbe, harte Geſicht, das langſam weich und freundlich wurde, und ich merkte: Das ganze Geſchimpfe war nur Scheingefecht, die ſtärkſte ihrer Taktiken, meinen Angriff abzuſchlagen und das zu behaupten, was die Alte in mütterlichem Egoismus für ſich ſelber behalten wollte: Brigitte, das Scheuſal.

Du kannſt Dir vorſtellen, daß mich das um ſehr viel milder gegen ſie ſtimmte, obwohl ich deshalb nicht nachlaſſen konnte, meine Sache zu verfechten, die zugleich Brigittes Sache war. Auch muß ich geſtehen, daß dieſe Gattung mütterlicher Liebe mir nicht ſonderlich behagt. Verſtieg ſie ſich doch ſo weit, daß ſie es als ihr Ziel erklärte, Brigitte in ein Altjungfernſtift einzukaufen, um ihrer völlig ſicher zu ſein. Und dabei kam eines heraus: die Alte meinte, nicht aus mütterlichem Egoismus zu handeln, ſondern aus mütterlicher Fürſorge:

„Ich weiß, was es mit dem Verheiratetſein is: Nix als Sorg'n und Wehtum. Und 's Ende is das Witfrauentum, das allerſchlimmſt'."

Wie ſie das ſagte, überkam mich für eine Weile dieſe verfluchte Objektivität, die uns Deutſche ſchon manchmal im kritiſchen Momente in die Hand unſerer Gegner geſpielt hat, unſre vermaledeite Erbtugend, an der wir wahrſcheinlich noch zugrunde gehen werden. Sie trieb's ſo toll mit mir, daß mir — Antigone einfiel! Der Frauen Schickſal iſt bejammernswert . . .

Ja, ja, Leben und Lieben . . . Lyriſch macht ſich's recht ſüße, aber . . .

Nein doch! Ich weiß, daß ich kein Hundsfott bin, gottlob, und Brigitte wird nicht zu klagen haben und wird nicht klagen.

Das ſagte ich denn auch ihr, und ich ſagte es ſo, daß es ſie überzeugte, und ſo kam es, daß ſie mir die harte, knochige Hand gab und ja zu meinem Wunſche ſagte.

Vier Stunden hatte der Kampf gedauert, während deſſen aus einem Drachen eine zwar nicht ſehr liebenswürdige, aber doch eine nach ihrer Art liebende Mutter wurde, — wenigſtens für mich, der ich ihr abbitte, daß ich ſie ſo häßlich beurteilt habe.

Ich rannte hinaus. Ich rannte den Berg hinab. Ich rannte in Brigittes Arme, und, weiß Gott, wir zwei haben geweint miteinander vor Glück.

Jetzt iſt bloß die Frage: wann wird Hochzeit ſein?

Denn ich habe Eile, Peter! Mir wird Angſt, daß, wenn ich nicht ganz fix mache, irgend etwas Plumpes, Dummes, Gräßliches kommt, das da ſagt: „Weg da, Glück!"

Alſo: Laufſchritt! Marſch! Marſch!

Dein
ſehr glücklicher
Pankrazius.

* * *

Skt. Georgen, am 20. Auguſt.

Lieber Peter!

Das Schiff hat ein Loch,
Aber ans Land kommt's doch.

Höre: Nachdem die Alte Handſchlag und Jawort gegeben, bin ich, verſchiedenes, z. B. ein Brautkleid (ein hold weißſeiden Gedicht), zu kaufen, nach München gefahren. Ich lief dort wie auf Samt, ſo leicht und glücklich war mir zumute, da, plötzlich, heute, als täte ſich flammend der unbewölkte blaue Himmel auf, kommt mir die ſchauderhafte Nachricht: Die Mutter nimmt alles zurück, will nimmer, alles iſt aus. Und flehentlich bat Brigitte: „Komm! Komm!"

Ich fuhr ſofort nach Dießen. In einem Gewitterguß lief ich von Wilshofen, bis ich am Haustor ſtand. Durchs Fenſter ſah ich Brigitte ganz verweint in der Ecke ſitzen. Ich läute; ſie ſpringt heraus, mir an die Bruſt und weint und weint. Drängt mich aber fort. Ich dürfe nicht hinein, ſie werde nachts kommen und mir alles ſagen.

Oh, dieſes Warten nun!

Endlich kam ſie. Es war elf Uhr. Stockdunkel die Nacht und gießender Regen.

Die arme naſſe Maus! Und konnte wohl eine halbe Stunde nicht reden vor Weinen.

War fortgelaufen, obwohl ſie ſicher glaubte, daß es bemerkt werden würde. So, mitten in der Nacht, erzählte ſie mir, es wäre wie Raſerei über die Mutter gekommen, die ſie nun mißhandelte in ihrer Wut. Ja, ſie ſollte nur zu mir laufen, immer zu! Aber nicht mit ihrem Willen! Wählen ſollte ſie zwiſchen dem Hergelaufenen und der Mutter, die ihr als Segen einen Tritt geben wolle, daß ſie nur recht weit wegflöge, recht weit.

Und die ganze Familie ſofort im Einklange mit dieſer Tonart. Von allen Seiten war man auf das arme Kind losgefahren.

Wie ein verprügeltes kleines Hündchen kam ſie mir vor, und wenn ſie mir jetzt geſagt hätte: „Ich muß dich laſſen," — ich hätte nicht das Herz gehabt, ſie zu ſchelten.

Welches Mädchen hätte nicht ſo getan?

Aber in ihr war von dieſem Gedanken nicht ein Hauch.

Ihre Arme langten nach mir, ihr Herz war ſchon fort aus dem Hauſe, in das mir der Zutritt verwehrt ſein ſollte.

Hätte ich jetzt, im Sturm der Regennacht, geſagt: „Komm, wir wollen gehen!" — ohne Beſinnen hätte ſie meinen Arm genommen.

Ich dachte einen Augenblick daran, ſo zu handeln, aber ſchließlich überlegte ich, daß das zwar romantiſch, aber auch unklug und unrecht wäre. Ich brachte ſie alſo zurück an ihr Haus und half ihr zum Fenſter hinein. Eine Weile blieb ich und lauſchte, ob ſich kein Lärm erheben würde. Aber es blieb ruhig. Es war nichts bemerkt worden.

Das war ein Tag, heute!

Aber da ſeh' ich, daß ſchon der Morgen graut, und daß alſo auch dieſer böſe Tag bereits vorüber iſt. Jetzt heißt es nun ſchnell die andern böſen folgen laſſen, damit wir auf die guten, die ſchon auf dem Wege zu uns ſind, nicht zu lange warten müſſen.

Wie ſang unſ're rotmützige Jugend?

Hopp, hurra, voran!
Es ſchleicht der Wicht, es ſpringt der Mann;
Und ging es in die Speere!
Ein Ende mach' dem Sauermut,
Das Glück iſt bloß dem Raſchen gut,
Das Glück und auch die Ehre!

Jetzt noch drei Stunden aufs Ohr gelegt, dann dieſen Brief auf die Poſt und dann, was kann da ſein, hopp, hurra, in die Speere!

Dein

Krazi.

* * *

St. Georgen, den 21. Auguſt.

Lieber Peter!

Gottlob, das Feld iſt klar. Ich hatte ſchon Angſt, daß wiederum diplomatiſiert werden müßte.

Nein. Ich bin kurzweg hinausgeworfen, will ſagen gar nicht eingelaſſen worden; und nun, mein Lieber, ſollſt Du eine kleine romantiſche Entführung erleben und ſtolz auf Deinen alten Korpsbruder ſein, daß er raſch wie ein Junger das Glück am goldenen Schopfe packt.

Brigitte und ich haben heute das Kunſtſtück fertiggebracht, trotz aller Belauerung zuſammenzukommen, und wir haben beſchloſſen, auf und davon zu gehn. Jetzt, wo keine Wahl mehr iſt, iſt es uns beiden, als hätt' es gar nicht anders kommen können, und wir beratſchlagen unſer Werk mit einer Art von kühler Heiterkeit.

Gott, wer das mir prophezeit hätte!

Tante, Tante, was ſagſt du nun! Oh, ich weiß, du gibſt mir recht, ſo wenig du von allem wiſſen wollteſt, das nach billiger Ro-

mantik aussieht. Wir handeln in der Notwehr. Man will uns unseres Rechtes auf uns berauben. Freilich greift man uns mit den Waffen des formalen Rechtes an. Ei freilich! Aber wir ziehen das Recht vor, das mit uns geboren ist.

Du runzelst die Präzeptorenstirn, Peter? Na, warte nur, wenn ich Dir Brigitte zeigen werde, wirst Du sie wieder glätten.

Dein staatsgefährlicher
Pankrazius.

* * *

Augsburg, in den Drei Mohren,
am 30. August.

Mein teurer Peter mit der Runzelstirn!

Es ist wirklich wahr, man ißt in den Drei Mohren ausgezeichnet gut, und wenn Du mir's nicht glauben willst, so frag' Deinen Kollegen, den Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern, der augenblicklich mit seiner Nichte Sophrosyne in diesem sehr vortrefflichen Gasthaus abgestiegen ist und es sich über die Maßen wohl sein läßt bei altem Burgunder Nuits und Schweinsbraten nebst Bauchstecherlen, einem schwäbischen Gerichte von großem Liebreiz.

Ich habe mir nämlich, um Dich für Deinen sauerkloßigen Brief wenigstens etwas, wenn auch viel zu gelinde, zu bestrafen, Deinen vielwerten Namen beigelegt, da ich Ursache habe, den meinen hier nicht zu nennen, denn Deine Nichte Sophrosyne ist meine liebe Brigitte, und wir zwei beiden befinden uns fröhlich auf dem Pfade, vor dem Du so eindringlich und in unverkennbaren Anklängen an den Stil der lateinischen Aufsätze abgeraten hast.

Ich sehe Dich erbleichen, Alter, und so will ich Dich denn gleich trösten.

Also: Unsere Flucht (das klingt!) hat sich nicht ganz so frei-

willig und vorbedacht gestaltet, als wir eigentlich vorhatten. Das Schicksal, das es so gut mit uns meint, hat uns vielmehr im letzten Augenblick noch einen mildernden Umstand gestiftet.

Spitze die Ohren, mein Freund, paß auf und laß mich erzählen! —:

Brigitte und ich lebten so heiter und zuversichtlich, wie Leute leben, die einen guten, starken Vorsatz gefaßt haben und dabei sind, ihn in allen Einzelheiten der Ausführung zu überdenken. Wir konnten uns nur heimlich sehen, aber das machte unsere Zusammenkünfte nur noch reizvoller. Freilich, kurz waren sie, zu kurz, und das wollte uns nicht behagen.

Deshalb beschlossen wir, einmal kühn zu sein und uns einen ganzen Sonntagnachmittag zu schenken, einfach so, daß Brigitte mit einer Freundin, die nun natürlich ins Vertrauen gezogen werden mußte, scheinbar spazieren ginge, in Wahrheit aber zu mir käme, während die Freundin in ihrer Güte allein weiterspazierte.

Und so geschah's. Alles ging nach Wunsch, wir taten uns gütlich aneinander, und, wie es in dem alten chinesischen Roman vom schönen Mädchen von Pao heißt: „Die Freude der Fische im Wasser zu schildern, ist überflüssig."

Als der Abend kam, stellte sich die Freundin wieder ein und holte Brigitte mit spitzbübischem Lächeln ab. Es sah hübsch aus, wie die beiden Mädchen miteinander heimwärts schritten durch die Dämmerung. Oft wandte Brigitte das liebe Gesicht zurück, und immer, wenn sie es tat, war mir's, als leuchte die Sonne im grauen Dämmer.

Wie der Abend dichter ward, ging ich auch in den Ort, in ein Wirtshaus, das dem Vater des Mädchens gehört, durch dessen einsamen Spaziergang uns die Möglichkeit, allein miteinander zu sein, gegeben worden war. Ich war etwa fünfzig Schritte vor dem Tore des Hauses, da hör' ich im Dunkel was Leises, Rauschendes

hinter mir her, und wie ich mich umdrehe, liegt mir auch ſchon Brigitte am Hals, ſchluchzend, feucht die Backen von Tränen.

Es war lange nicht möglich, ein Wort aus ihr herauszubekommen. Erſt, als ich ſie weit hinaus, den Hügelweg hinauf, geführt hatte, der nach Landsberg geht, rang ſich's langſam los aus ihr.

Was ſoll ich Dir's weitläufig erzählen: es war bemerkt worden, wo ſie geweſen war, und, da ſie es auch ruhig und feſt geſtanden und erklärt hatte, ſie werde ſich nimmer von mir losreißen laſſen, hatte die Mutter, raſend vor Wut, ſie zur Tür hinausgewieſen mit den Worten: ſie ſolle zu mir gehen und bei mir bleiben und es nicht wagen, ſich wieder vor ihr ſehen zu laſſen. Es hatte auch nicht an handgreiflichen Hinzufügungen gefehlt.

Und da hatt' ich ſie nun, meine liebe kleine Frau.

Anfangs flogen mir die Pulſe vor Aufregung und Zorn und Schmerz, aber juſt als der Mond herübertrat über den Burgwald und ſilberſchön das Mädel beglänzte, da kam mir's wie ein Gefühl ruhigen Dankes, und ich nahm ſie an den Hüften und hob ſie hoch und küßte ſie lange und ſchwang ſie dann herum im Kreiſe und lachte ſie an und ſagte: „Herrlich, Mädi, ſo brauchen wir alſo nicht auszureißen, ſondern gehen ganz friedlich miteinander ab und laſſen die andern uns gern haben, allemiteinand.

Gell?!"

„Ja!" ſagte ſie leiſe und ſah mich mit wehfrohen Augen an, die ſprachen: Wie du willſt!

Nun lagen die Dinge aber ſo: die Mutter würde freilich keinen Finger rühren, um rückgängig zu machen, was ſie getan, und ginge Brigitte jetzt ins Haus zurück, die Alte würde ſie mit einem Scheit Holz hinaustreiben und nur bedauern, daß nicht Winter und Sturm draußen iſt. Aber der Bruder und die Schwägerin — die würden alles verſuchen, ſie zurückzuholen. Sie würden ſie vielleicht eine Weile vor der Alten verborgen halten, bis ſich deren Wut-

paroxysmus in etwas gelegt hätte, dann aber, zumal wenn ich fort wäre, würde ſich alles langſam wieder einlenken.

Liebe, verſtändige Verwandte, — nicht wahr?

Ach, Du Idealiſt! Was ſich die wackeren zweie retten wollten, war nicht die Schweſter, nicht die Schwägerin, — war einfach der billige Dienſtbote, das treue, eifrige, willige Arbeitstier, das keinen Lohn verlangte und mehr tat als ein Fremdes.

Du glaubſt das nicht?

Es iſt aber leider ſo. Der Bruder hat mir's an jenem Abend, geſtern abend, ſelber geſagt.

Denn nun kam folgendes. Ich brachte Brigitte in einem Hauſe oben in St. Georgen unter, das ein mir bekannter Maler mit ſeiner Frau bewohnte, machte alles Nötige mit ihr aus und ging dann in das Gaſthaus, um mit Brigittes Freundin einiges zu beſprechen. Denn das arme Tierchen hatte ja natürlich keine Reiſekleider, keinen Hut, keine Schuhe.

Die Freundin war bald verſtändigt und ſchnell bereit, zu helfen, und ich ging nun, mich zu ſtärken, ins Gaſtzimmer. Wunderlicher Gegenſatz! Da knallten die Zimmerſtutzen, da klang's von Zither und Gitarre, und die Maßkrüge donnerten auf die Tiſche.

Der wackere Bruder war auch bei den Schützen. Gerad, wie ich eintrat, war er am Schuß. Er zielte lange, drückte ab und traf ins Schwarze. Allgemeines Hallo, die Maßkrüge klangen zuſammen, wohlgefällig lächelnd nahm er die Komplimente ſeiner Genoſſen entgegen.

Dann kam er langſam auf mich zu, grinſte mich freundſchaftlich an, gab mir die Hand, hieß ſein Bier an meinen Tiſch bringen und fing nun aufs gemütlichſte an, mit mir über die Sache zu reden.

Ich ſollte ihm ſagen, wo Brigitte wäre; das war das erſte.

Ich ſagte ihm ſehr ruhig und gleichfalls mit dem Biedertone der Gemütlichkeit, daß mir das gar nicht einfiele.

Dann werde er sie suchen, — er!

Das möge er tun, wenn's ihm Spaß mache. Finden werde er sie aber nicht.

Oh! Wenn er nur wollte! Er fände sie schon! Er könne sich schon denken, wo sie stecke. Aber nein: er werde sich gar keine Mühe geben und sich das Zimmerstutzenschießen verhunzen, jetzt, wo er wahrscheinlich heut abend König sein werde. Nein: ich würde schon ein Einsehen haben und dem Mädel den Kopf zurechtsetzen und sie nach Hause schicken.

Wie er auf solche alberne Einfälle komme?

Na, mir sei's doch nicht Ernst um das Mädel, mir, dem Studierten! Gott, er hätte ja gar nichts dagegen, wenn ich mich mit dem Mädel amüsierte. Ich würde schon dafür sorgen, daß ihr nichts passierte . . .

Ich hatte Lust, den Kerl zu maulschellen, den infamen, aber ich hielt an mich und erklärte ihm ruhig, zum Amüsierverhältnis sei mir seine Schwester zu gut, aber ich würde sie heiraten, obwohl er ihr Bruder sei.

Jetzt wurde er aber wild. Nein! Dazu gebe er seine Einwilligung nicht!

Darauf ich: Ich bäte ihn auch nicht darum, und er habe auch keine zu geben.

Doch! Er hätte sie zu geben.

Wieso? Ob er ihr Vormund sei?

Nein, aber ihr — Dienstherr!

Donnerwetter!

Ich sah mir den Burschen eine Weile sprachlos an, dann nahm ich meinen Hut und ging.

Er brüllte was hinter mir her.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich in den Abend, der mittlerweile zur stockdunklen stür-

miſchen Nacht geworden war, hinaustrat, und als mich nach dem Gelärm und Gequalm der Wirtsſtube die ſtille Reinheit der freien Luft empfing, da ward es mir mit einem Male klar, wie das Wunderbare geſchehen konnte, daß ſich Brigitte ſo ſchnell und ſo feſt an mich angeſchloſſen hatte. Ich war der erſte geweſen, der ihrem unbewußten Drange nach etwas Beſſerem, Höherem entgegengekommen war. Von mir hatte ſie zum erſten Male eine Sprache, frei von Roheiten und Gemeinheiten, gehört, ich hatte ihr zum erſten Male den Blick in eine reinere Welt aufgetan, in eine Welt von Intereſſen, für die ſie zwar nicht die Bildung, aber die inſtinktive Empfindungskraft beſaß. Unter jenen, obwohl ſie ihr verwandt waren, war ſie die Fremde geweſen, wenn auch ihr friſcher Lebenshumor es verhinderte, daß Melancholie ihr Weſen überſumpfte — mir war ſie herzensverwandt, obwohl ich aus einem ihr fernen Lande, aus einer ihr fremden Stadt kam und viel älter als ſie war. War es da ein Wunder, daß ſie ſich mir erſchloß, zumal ihr weiblicher Inſtinkt bald bemerkte, daß ich ſie keineswegs mit Onkelaugen anſah?

Jetzt hatt' ich die Löſung des Rätſels, das mir manche bange Stunde gemacht hatte, und da ich ſie hatte, ward ich ſo froh, daß ich am liebſten gleich zu ihr hinausgelaufen wäre, ſie noch einmal in die Arme zu nehmen und noch einmal im Kreiſe um mich zu ſchwingen, ich ganz verwandelter Pankrazius, Jüngling von ihren Gnaden.

Ach, Peter, ſo froh war ich, — es iſt nicht zu ſchildern.

Der Wind nahm mir den Hut und wehte ihn in die dunkle Nacht, den Berg hinab.

„Hurra!" ſchrie ich, wie ein junger Leutnant, der hinterm Sieg her iſt, und lief ins Dunkel, dem Hute nach, den Brigitte um ſeiner Farbe und Weichheit willen „die Frühlingswolke" getauft hatte.

„Frühlingswolke, wo biſt du?!" ſchrie ich und rannte ins Dunkel.

„Frühlingswolke, biſt du in den Himmel gefahren?!" und da lag ich auf der Naſe.

„Frühlingswolke, ich kriege dich, ſo gewiß ich Brigitte ſchon habe!" und ich turnte in einem dicken Buſchgehege herum.

„Frühlingswolke! . . .", und da hatt' ich ihn, der auf einem Roſenbuſche hing.

Ich ging ſehr befriedigt nach Hauſe, meine Frühlingswolke auf dem Kopfe, den Frühling im Herzen und bloß von der Angſt geplagt: du wirſt es doch nicht verſchlafen?

Denn die Poſt nach Landsberg, mein Lieber, geht ſchon ums Morgengrauen ab.

Wir hatten nämlich beſchloſſen, ganz einfach und unromantiſch mit der Poſt nach Landsberg und von dort mit der Bahn nach Augsburg zu fahren. Das deshalb, weil wir ſo kalkulierten: wahrſcheinlich wird die werte Familie gar nichts tun, weil ſie von unſerer Seite gar nichts erwartet; wenn ſie aber was tut, ſo wird ſie die Ausfallstore nach München öffnen.

Und, damit ich nun kurz bin: wir hatten uns nicht verrechnet.

Verſchlafen hab' ich's Gott ſei Dank nicht.

Als ich erwachte, prunkte der Himmel noch in ſchwarzem ſilberbeſtickten Samt. Von der großen Eiche vor meinem Fenſter krallten ein paar Krähen ab und krächzten in die tintige Luft. „Abſit omen", beſchwor ich feierlich und fuhr in die Hoſen. Mit Gerſchle-Pepi war meiner Effekten wegen alles beredet, ich konnte alſo ruhig wandern, und ich tat's. Unten in der Poſt zwei Billette genommen („Zwoa?" — „Jawohl, oben in St. Georgen ſteigt wer zu!") und nun in den Rumpelkaſten.

Ein verzweifelter Trompetenlauf, wie wenn zwanzig Fröſche jäh aus dem Schlafe erwachten und erſchreckt quakten, bis ſie mitten

im beruhigter werdenden „Quarr" wieder einſchlafen. Das war der blauweiße Herr Poſtillion. Und nun bergauf durch die Hauptſtraße. Die deutſche Sprache hat nicht Naturlaute genug, um onomatopoetiſch das Geraſſel, Gerumpel, Geratter, Geknatter, Geächze, Gekrächze, Gequietſche, Geratſche, Geklirre, Geknurre, Gepumpre und Gedonnere dieſes königlich bayriſchen Poſtfuhrwerkes anſchaulich zu ſchildern. Wenn der Teufel ſeiner Großmutter zu ihrem Namenstag ein recht hölliſches Ständchen bringen will, ſo läßt er ſicherlich vor den Fenſtern ihrer guten Stube einen Höllenkorſo mit bayriſchen Poſtomnibuſſen fahren. Aber den rechten Genuß hätte Madame doch erſt, wenn ſie drin ſäße.

Auf der Landſtraße wurde es beſſer, und wenn auch die Ohren und die vielwerten vier Buchſtaben weiterhin kaſteit worden wären, jetzt hätte ich es nimmer gefühlt; denn den Augen widerfuhr ein herrliches Schauen. Ich ſah ein abenteuerliches Bild: gleich einer großen, langen Raupe kroch ein heller Nebelkegel über den See. Und dann der ſieghafte Aufſtieg der Sonne. Vor ſich her warf ſie eine Handvoll flüſſigen Goldes über das Kloſter Andechs und den „heiligen Berg", dann kam ſie in wunderſamer Majeſtät empor, — ich kann es nicht ſagen, wie ſchön und wie gewaltig. Aber daß mir andächtig zumute ward, das ſtehe hier. Es war eine jauchzende Andacht, ein innerliches Rufen, wie einem ſiegenden Helden entgegen, der mit letztem Lichtſpeer den geblähten Bauch giftiger Gemeinheit trifft. Eia, du Ritter Sankt Jürg der Welt, wie fuhr dein goldener Strahl in den Nebelwurm über dem See, daß er auseinanderquoll und verendete. Und klar und glatt, ſonnenüberglitzert lag in aller Helle und Morgenfriſche der große Waſſerplan, daß die Blicke darüberhin ſich tummeln konnten und fröhlich wurden in Glück und Glanz.

Und ſieh, da ſtand auch das Brigittele und winkte mit dem weißen Tüchel. Stand unter einer Linde und ſah aus wie ein leibhaf-

tiger Engel, obwohl der Freundin Mina Kleider ihr viel zu weit waren.

„Komm!" rief ich und ſprang aus dem Wagen und nahm ſie bei der Hand und führte ſie zu Poſtillions maulaufreißendem Erſtaunen in das königlich bayeriſche Rumpampolium.

„Höh!" ſagte der, „dös is ja's Krawaunerle!"

„Jawohl, 's Krawaunerle! Macht a Vergnügungsreiſ'!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gottlob, daß wir alleine waren den ganzen Weg.

Zwar, geſprochen haben wir wenig, hatten uns aber doch viel zu ſagen, das niemand — zu ſehen brauchte.

Und nun, Brigittele, ſchreib hier deinen Namen drunter zum Gruße meinem lieben Peter Kahle, deinem würdigen Onkel.

Schau: da ſteht's: Brigitte Graunzer.

Dein
bis zum Blaſen der Tuben
am Tage des jüngſten Gerichts!
Pankrazius.

XXIX.

Einige Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an ſeinen Freund Peter Kahle, genannt die fröhlichen Briefe Septembris

München!

Lieber Peter!

Deine Nichte und ich, ihr Onkel, haben beſchloſſen, über München nach London zu fahren, — aus Gründen der deutſchen Kolonialpolitik. Wir wären nämlich, wenn die Regierung Seiner Majeſtät nicht Helgoland gegen ein Stück Afrika eingetauſcht hätte, nach

Helgoland gefahren, aber ſeitdem dieſes Eiland für den Reſt ſeiner glorreichen Tage dem Deutſchen Reiche einverleibt worden iſt, hat es die Vorzüge, die es in puncto Standesamt beſaß, eingebüßt und iſt auch in dieſer Hinſicht ſo regelrecht deutſch geworden, daß wir ſchon Old England ſelber aufſuchen müſſen, wenn wir in all unſerer Papierloſigkeit heiraten wollen.

Und das wollen wir.

Ei freilich! Was ſollten wir ſonſt wollen? Ewig kann ich unmöglich als Gymnaſiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern mit ſeiner Nichte Sophroſyne ebendaher die Welt durchwandern, und was würden Hansjörg und Chriſtine ſagen, wenn ich mit einer ledigen Brigitte auf Kiebitzhof angezogen käme?

Alſo: London!

Aber vorher: München!

Erſtens möchte ich dem furchtbaren Kunſtgelehrten gerne unter Dankestränen einmal um den Hals fallen, daß er mich aus der Hauptſtadt Biermaniens fortgegrault hat, da ich ſonſt kaum auf die Idee gekommen wäre, an den Ammerſee zu gehen, und dann war es auch Brigittens Wunſch, einmal auf „Minga" zu fahren, bevor es in die Fremde geht. Die Oberbayern ſind nämlich gar ſehr in ihre Haupt- und Reſidenzſtadt verliebt, und Brigitte iſt nicht weit von der Meinung entfernt, daß ſie auf der ganzen ihr bevorſtehenden Reiſe doch nichts ſehen werde, das mit München einen Vergleich auszuhalten imſtande wäre.

Soviel iſt ſicher: gemütlicher wird's nirgends ſein, und es wird mir nicht leicht ſein, von hier aufzubrechen.

Übermorgen geht's fort! Die Rundreiſebillette ſind ſchon gekauft, und Brigitte hütet ſie wie einen Ehekontrakt.

Beneideſt Du mich nicht? Oder haſt Du noch immer feierliche und moraliſche Bedenken? Ich komme Dir wohl noch immer bedenklich ſpaniſch, Don Juaniſch vor?

Haſt Du eine Ahnung!

Wäre Brigitte eine wirkliche Sophroſyne und ich ein wirklicher Kahle-Peter, wir könnten nicht vernünftiger ſein. Und das iſt es ja eben: was wir begehn, iſt kein Leutnantsſtreich, obwohl wir höchſt heiter und über die Maßen luſtig ſind. Es ſteckt ein köſtlicher Ernſt hinter und in uns beiden, und daß auch dieſen Ernſt Brigitte hat, das macht mich ſo glücklich, denn das gibt mir die Gewähr, daß wir uns nicht eines Tages auf der Sandbank der Enttäuſchung finden werden.

Ich entdecke täglich neue Seelenherrlichkeiten in ihr, Herrlichkeiten, die mir um ſo koſtbarer ſind, als ich der erſte bin, der ſie erblickt. Sie ſind unberührt, unverbraucht. Meine Aufgabe wird es ſein, ſie zu erhalten und zu pflegen. Gott behüte mich davor, daß ich an ihnen herumkorrigiere, daß ich auf dieſes Neuland, das voll aller Kraft treibender Natur iſt, zu ſchnell und zu befliſſen Kultur aufpfropfe.

Mit einer unglaublichen Sicherheit nimmt dieſe feingefühlbegabte Natur alles in ſich auf, was ihr an innerer und äußerer Kultur zuträglich und gemäß iſt. Jeden Tag ſtaun' ich aufs neue, wie ſie ſich in neue, ſchöne Formen ſchmiegt, ohne an Friſche und Urſprünglichkeit einzubüßen.

Du ſiehſt: ich habe genug zu tun, denn vor mir ſpielt ſich ein Entwicklungsſchauſpiel vom höchſten Reize ab, und übrigens, auch ich mache eine heilſame und gute Mauſerung durch. Wie ſich Brigitte mir nähert auf ihre Art, nähere ich mich auf meine Art Brigitten. Ars amandi und Metamorphoſen, — ich erlebe beides in einem Zuge. Vergiß nicht, Deine Sekundaner, wenn Du Ovidium Naſonem mit ihnen traktierſt, darauf aufmerkſam zu machen. Gott, wie hätt' ich mich auf die ledernen Lektionen präpariert, hätt' ich das damals gewußt.

Aber das iſt das Pech des menſchlichen Lebens, daß man auf

die beſten Hintergründe der Dinge meiſt immer erſt dann ſtößt, wenn es zu ſpät iſt. Pix vel maxima!

Deine Nichte und ich,
wir ſind
Deine Graunzers.

* * *

London!

Lieber Peter!

Wenn Dir einmal ein Arzt eine Kieſelſteinduſche empfehlen ſollte, ſo fahr' nach London. Nicht anders iſt mir zumute, als wie wenn ich tagelang in einem Brauſebade von Kieſeln wäre.

Dieſe Stadt der Maſſenhaftigkeit iſt etwas Unerhörtes. Das iſt keine Stadt, das iſt ein Kropf von Menſchen, eine Schilddrüſenerweiterung der Erde. Geduckten Kopfes lauf' ich in dieſem Menſchenwirricht herum, und hielt' mich nicht Brigitte aufrecht, ich würde davonlaufen.

Wir ſind jetzt vier Tage hier und müſſen noch zehn Tage bleiben. Das iſt die einzige Bedingung, die man hierzulande denen ſtellt, die im Namen Ihrer Majeſtät zuſammengetan ſein wollen.

Gar nichts Schriftliches wird verlangt?

Nein, gar nichts Schriftliches.

„Wenn der Beamte aber doch ein Papier verlangen ſollte?...!" fragte ich einen Engländer.

„So ſchlagen Sie ihn einfach nieder," erwiderte er entrüſtet.

Das iſt das Land, in dem das feierlich abgegebene Wort hochgeachtet wird. Wer freilich gelogen hat, wird um ſo nachdrücklicher aufs Maul geſchlagen.

Das paßt ſo in den Stil des Ganzen, der etwas durchaus Gerades, Großes hat.

Ich muß ſagen: anheimeln tut mich's nicht, aber Reſpekt zwingt mir's ab. Dieſe Engländer bilden ſich nicht ohne Grund was darauf ein, daß ſie Engländer ſind.

Wenn doch in Deutſchland ſo viel Charakter ſteckte wie in dieſem perfiden Albion! Ich meine, Geſamtcharakter, wie er ſich in allen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, der Sitte, der Kunſt, der Manieren ausdrückt. Selbſt die Heuchelei hat hier Charakter, der imponiert. Selbſt das Elend, wie es ſich geradeswegs zum Verbrechen ausſchwillt, hat Charakter. Daher denn hier eine Kunſt im Wachſen iſt, eine Kunſt nicht bloß für Muſeen, ſondern fürs Leben, vor der ich mit Andacht ſtehe.

Trotzdem, um Gottes willen! möchte ich nicht hier leben. Und das hängt eben auch mit dem ausgeſprochenen Sonderweſen des Engliſchen zuſammen. Man muß Engländer ſein, um ſich hier glücklich zu fühlen. Bei uns dagegen fühlt ſich alle Welt wohl, weil wir ein Allerweltsweſen haben. Wir ſind halt complaiſante Leute.

Dies, damit Du nicht denkſt, Brigitte und ich tun nichts als ſchnäbeln.

Wir grüßen Dich
Pankrazius und Brigitte.

* * *

London, am 25. September.

Lieber Peter!

Nun ſei beruhigt! Die ſkandalöſe Situation, daß ich mit Deiner Nichte Sophroſyne die Welt durchwandre, hat ein Ende, denn:

Ihre am 25. September
in Skt. Giles London
vollzogene Verehelichung beehren ſich
hierdurch anzuzeigen
Pankrazius Graunzer
Brigitte Graunzer
geb. Oberalmer.

Laß Dir den Tag, dieſen großen Tag der Graunzer vom Kiebitzhofe, ſchildern! Ich benutze dazu die paar Minuten, die uns noch übrig bleiben vor der Abreiſe. Brigitte packt die Koffer und ſingt dazu:

A Dearndl geht um Holz in Wald
Gar zeitli in der Fruah,

und die Sonne blitzt auf ihrem Eheringe, den ich ... aber das gehört ſchon zur Schilderung der Kopulation.

Wir begannen den Tag mit eifrigem Studium.

„Noch einmal, Brigitte, noch einmal! Alſo: I do ſolemnly declare ...!"

„I do ſolemnly declare ...!"

„Nicht deklahre! Deklâre! Alſo: I do ..."

„I do ſolemnly declare, that I know not of any lawful impediment, why I Brigitte Graunzer ..."

„O du Schaf, du Schaf, du blührieſelweißes Schaf! Nix Graunzer! Wie heißt du?"

„Brigitte Graunzer heiß i!"

„Ich bitte dich um Gottes willen, mach' keine Witze in dieſer ernſten Stunde! Es geht um die Wurſcht! Alſo, brav ſein: why I Brigitte ..."

„Why I Brigitte Oberalmer may ..."

„Nicht: mai! Mâ!"

„Alſo: may not be joined in matrimony to my, lieber Aff' ..."

„Willſt du geſcheit ſein, Bedenkliches! ... Be joined in matrimony to ..."

„To Pankrazius Graunzer, — muß ich den Graunzer auch engliſch ſagen?"

„Gott behüte mich, nein, das ſag' deutſch, voll und wohllautend mit einem langhin ſäuſelnden Au!"

„Gell, ich kann's scho! Paff' auf, jetzt sag' i's nochmal: I do solemnly declare . . ."

„Kläre!"

Und so noch eine halbe Stunde. Dieses alte, brave Standesamtenglisch hat seine Mucken, wenn weder der Lehrer noch die Schülerin Englisch kann.

Daher kam's, daß wir ein bißchen mit der Angst von Abc-Schützen zum Office fuhren. Unser Zeuge, ein liebenswürdiger junger Landsmann namens Möder, Sekretär bei dem hiesigen Vertreter einer großen deutschen Zeitung, erwartete uns und stellte uns dem zweiten Zeugen vor, dem Türhüter des Office, der ein einträgliches Geschäft daraus macht, als Trauzeuge zu fungieren, und in seinem schwarzen Bratenrocke ganz würdig aussah.

Noch würdiger sah freilich der Deputy Registrar Henry Hulford aus, der uns bis zum Beginne der feierlichen Handlung aufs anmutigste damit unterhielt, daß er uns Schmeicheleien über Deutschland sagte und nachträglich ein Pfund Kopiaturgebühren eintrieb.

Das gab den ersten Zwischenfall.

Ich hatte nämlich nur zehn Schilling im Portemonnaie, und Brigitte trug unser Vermögen in einem Saffianledertäschchen auf der Brust.

Unmöglich, das hier zu produzieren! Also wurde sie feierlich hinausbegleitet, verschwand hinter einer Tür, um nach kurzer Zeit sehr würdig mit einer Pfundnote wieder zu erscheinen.

Sehr würdig, aber doch ein wenig aus dem inneren Gleichgewicht gebracht, wie sich später zeigen sollte.

Bis Schlag zwölf Uhr, als um welche Zeit die Handlung bestimmt war, wurde gewartet, dann, als der letzte Schlag der Uhr im Verklingen war, wurden die Türen des Amtszimmers und das Tor des Hauses geöffnet, um allen, die Einspruch zu erheben gewillt waren, freien Eintritt zu ermöglichen.

Ich ſchloß eine Sekunde die Augen und begruſelte mich mit der Einbildung, daß die freundliche Schwiegermama erſchiene und im unverfälſchten Schwabbayeriſch erklärte: „I moag itten!" Aber wie ich die Augen wieder aufmachte, war ſchon des Deputy Regiſtrars Würde dabei, die Fragen an uns zu richten, und ich erhob mich zu der wohleinſtudierten Erklärung „I do ſolemnly . . ."

Gut ging's.

Nun kam Brigitte daran. Und ſiehe: ſie begann ſehr ſchön. Sie vermied die Klippe der „Kläre" und ſchiffte um das Riff des „Mai", aber da fiel es dem galanten Deputy Regiſtrar ein, zart in die Hände zu klatſchen und „Bravo!" zu liſpeln, und das war der Beſcheidenheit Brigittes zu viel. Vorher rot vor Aufregung, war ſie jetzt violett vor Beſchämung und las das Ende ohne jede Rückſicht auf die Tücken der engliſchen Ausſprache Buchſtabe für Buchſtabe ſo, wie jemand, der einen engliſchen Text deutſch lieſt. Der phoniſche Effekt war grauſam, und ich erſchrak nicht wenig. Aber der liebreiche Beamte erklärte: auch das ſei engliſch, und die Hauptſache, nämlich ihren und meinen Namen, habe ſie richtig geſprochen.

Das war der zweite Zwiſchenfall.

Der dritte fügte ſich mit unanſtändiger Eile an, nachdem wir auch den gefährlichen zweiten Satz hinter uns hatten: I call upon thèſe perſons here preſent to witneß that I (P. G. und B. O.) do take thee (B. O. und P. G.), to be my lawful wedded wife (oder husband).

Jetzt ſollte ich nämlich Brigitte und Brigitte ſollte mir den Ehering anſtecken.

Vorzüglich! Aber, um aller Heiligen, hol' mich doch . . . wo ſind die unſeligen Ringe?

Ich taſtete mich von oben bis unten ab und tat wie die Ratze im Liede der Studenten im Fauſt, ich fuhr in alle Löcher. Pein-

liches Gefühl! Höchſt unangebrachte Armbeweglichkeit des Bräutigams, angſtvolle Brigittenaugen, gelaſſenes Warten des ſtets würdigen präſidierenden Gentlemans.

Endlich! In der oberen Weſtentaſche! In dieſer verfluchten, eigens für Eheringe beſtimmten Weſtentaſche! Gottlob!

Daß ich ihr den Ring durchaus auf den Daumen ſtecken wollte, rechne ich ſchon gar nicht mehr als Zwiſchenfall.

Nun noch eine kleine Formalität; auch nicht ganz leicht, und ich hatte mit Angſt auf ſie gewartet; richtig: der Zeuge-Türhüter, bisher unbeweglich, zuſammengeſunken auf ſeinem Stuhle, ſpaltete plötzlich ſein Geſicht durch eine von Ohr zu Ohr gehende Lippengrinslinie, erhob ſich, ſchritt langſam und wohlwollend auf mich zu, gratulierte mit einem unendlich ſchmelzenden Gefühlston in der Stimme und reichte mir die Rechte. Das war der Augenblick, vor dem ich gebebt hatte, denn es galt, dieſer Hand drei Schillinge zu applizieren und ſie gleichzeitig mit herzlicher Wärme zu drücken.

Wohl mir! Es gelang! Miſter Humpſhley zeigte ſich ſehr geübt und virtuos, erwiderte den Druck meiner Hand, daß ich das Porträt Ihrer Majeſtät vom Prägebild des oberſten Schillingſtückes auf meine Hand übertragen erhielt, und begab ſich voll Würde zur Türe hinaus.

Als wir das gleiche tun konnten, waren wir ſehr froh, und wir werden ſehr froh ſein, wenn wir nun heute abend in Queensborough das Schiff nach Vliſſingen betreten werden. Denn ich ſehne mich ſchrecklich danach, Brigitte den Kiebitzhof und dem Kiebitzhof Brigitte zu zeigen.

Das iſt unſer letzter Brief aus London.

Wir ſind
Deine Graunzers,
Gutsbeſitzerseheleute.

* * *

Kiebitzhof, am 30. September.

Lieber Peter!

Chriſtiane iſt in Brigitte verliebt, Hansjörg iſt in Brigitte verliebt, alle Pferde, Kühe und Schafe ſind in Brigitte verliebt, ich bin in Brigitte verliebt, der ganze Kiebitzhof iſt in Brigitte verliebt.

Reſolut iſt ſie, ſag' ich Dir! Schade, daß es die Tante nicht mehr ſehen kann.

Auch die Zeit des Leidens, die wir miteinander durchgemacht haben (ſie war etwas bittrer, als Du es vielleicht aus meinen Briefen haſt erſehen können), iſt ihr gut angeſchlagen. Sie fühlt es ſelbſt mit ihrer wunderbaren Gabe der unbewußten Erkenntnis durch das Herz, wie ſie durch die Übel, die wir zuſammen aushalten mußten, erſt eigentlich reif und inwendig fertig geworden iſt, und wir ſingen Dank unſerm Leiden, das uns die Liebe der anderen beſchert hat:

Du und ich, wir zwei beiden,
Wir wiſſen, was Leiden,
Wir wiſſen, was Lieben und Leiden heißt.
Wir haben's erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der andern verſpeiſt.

Nun wir uns gerettet
Und weich uns gebettet
In Ruhe weitab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

Jetzt braucht nur noch Prinz Peter zu kommen (denn Peter ſoll er heißen), und unſer Glück iſt voll.

Dein

Pankrazius,

der Ehemann.

XXX.

Kurzer Nachbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Kindstaufen nebſt einigen Bemerkungen über ſeine Leibes- und Seelenzuſtände in der Ehe

„Ach, a Maikatzerl!“ ſagte im Mai des Jahres, das auf die Freiersfahrten des Herrn Pankrazius Graunzer gefolgt iſt, Frau Brigitte, als ſie nach den Schmerzen der Entbindung zu ſich kam und ein kleines Mädel neben ſich liegen ſah.

Herr Pankrazius aber hatte ganz vergeſſen, daß er einen Sohn gewollt, und gebärdete ſich unbeſchreiblich glücklich.

Und er lud Frau verwitwete Frankebeil in Nürnberg ein, daß ſie Pate ſtünde, und es ging hoch her auf Kiebitzhof, als die erſte Kindstaufe gefeiert wurde. Die Witib hielt eine Rede, und Herr Pankrazius hielt eine Rede, — bloß Frau Brigitte ſchwieg, aber ſie konnte bloß nicht reden vor lauter Glück.

Dieſes erſte Mädchen erhielt in der Taufe den Namen Katharina, zum Andenken an die Gefahr, die Herr Pankrazius Graunzer im Pſchorr zu Berlin ſo ſiegreich überſtanden.

* * *

Ein und dreiviertel Jahr ſpäter hatte es Herr Pankrazius Graunzer wiederum ſehr wichtig mit Trippeln und Leiſegehen um die Wochenbettſtube, und als er endlich hineingelaſſen wurde, da rief er: „Haben wir's Mariechen?“

Denn das zweite Mädchen ſollte natürlich Mariechen heißen, zum ewigen Gedächtniſſe an die gehäkelten Fallſtricke von Dresden.

Und wahrhaftig, es war ein Mädchen.

Mutter Schützen ſollte Pate ſtehen, aber ſie ließ ſchreiben, es ginge nicht mehr mit den alten Beinen, aber ſie wünſchte, daß der

alte, verrückte Junge ein halbes Dutzend Mädchen kriegte zur Strafe dafür, daß er ſo ein närr'ſches Luderchen wäre.

* * *

Und Mutter Schützen hat ihren Kopf durchgeſetzt.

Es ſind wirklich ſechs Mädel hintereinander gekommen auf Kiebitzhof.

Sechs! Man kam in Verlegenheit um die Namen.

Auf die gute Laune und die Entfaltung der Leiblichkeit des Herrn Pankrazius Graunzer hat das aber nicht ungünſtig eingewirkt. Er nimmt ſtetig zu an Heiterkeit der Seele und Rundlichkeit des Leibes.

Freilich, äußerlich kann er das Brummen nicht immer ganz laſſen. Aber Frau Brigitte hat für ſolche Fälle ein gar ſiegreiches Lächeln zur Verfügung, das ihn ſchnell dazu vermag, ſeine Graunzeriſchen Monologe, wenn er ſie durchaus vom Stapel laſſen muß, in dem ſchön ſchweinsledern gebundenen Folianten abzuladen, der genannt iſt: Der Seelenwälzer von Kiebitzhof, und auf deſſen erſter Seite die Fiſchartworte ſtehen: „Kurtzumb wer kein Ehegelibete hat, iſt halb todt, mangelt ein ſtück deß Leibs, weiß kein ſeßhafft Häußlich wohnunge wie die Tartariſche Heerkärch, iſt nirgends daheim. Dann ob er ſchon ein Obtach hat, iſt jhm, als wer er drein gelehnet, vnd ſitzt wandersweiß wie ein anderer Landſtreiffer im Gaſthauß, niemand kocht für ſeinen Mund, niemand helt jhm das ſein zuſammen, weder das groß noch das kleineſt Haußrätlein, weder das täglich noch das nächtlich, alles verſchwind jhm vnter den Händen, hat niemand, dem er ſein noht klaget, der jhm ſein anligen abnimmt oder mit gleichen Achſeln leichtert, keiner eyffert vmb ſein Heyl, niemand warnet jhn mit trewen, vnd wann der Han todt iſt, kreht kein Henne nach jhm."

Stilpe

Ein Roman aus der Froſchperſpektive

Erſtes Buch
Der Knabe Willibald

Eine ſchlechte Kinderſtube wird durch kein Begräbnis erſter Klaſſe wettgemacht.

Aus Stilpes zerſtreuten Papieren.

Erſtes Kapitel

Als mein Freund Stilpe geboren worden war, herrſchte, wie das ſo üblich iſt, viel Freude in der Familie. Dies um ſo mehr, als die Sache anfangs gedroht hatte, bös auszugehen.

Tante Pauline, die nachgezählt hat, will es beſchwören, daß Stilpe-Vater an jenem ſchweren Tage dreiundachtzigmal: Um Gottes willen! geſagt hat, wobei er ſich, zornig halb, halb mit der Miene eines zerknirſcht auf alles Gefaßten in den Achſelausſchnitt der Weſte fuhr und mit ſämtlichen Fingern, außer den Daumen, die eben hinten ſteckten, auf beide Seiten der Weſtenbruſt trommelte. Und dabei war Stilpe-Vater eigentlich ein ſehr ruhiger Mann, ſeines Zeichens Lepidopterologe, und konnte von ſich ſagen, daß er die Welt mit Gelaſſenheit betrachtete.

Aber dieſer Fall war zu ſehr außerhalb der Erfahrungen ſeines Metiers. Das Kind lag nämlich ſchief, und Doktor Schatzheber, ſchon durch dieſen Namen zum Geburtshelfer prädeſtiniert, ſah ſich genötigt, mit der Zange einzugreifen.

Um Gottes willen! Mit der Zange! Dem Lepidopterologen, der an die gelinde Art dachte, wie ſich die Schmetterlinge auf dieſe Welt bringen, hätte ſich das Haar geſträubt, wenn es nicht ſchweißnaß am Schädel geklebt wäre.

— „Nu, nu!“ ſagte Tante Pauline, „das iſt das Schlimmſte noch nicht. Die Hebamme hat mir erzählt . . .“

— „Um Gottes willen, Pauline, verſchone mich! Du biſt nie in der Lage geweſen. Alſo ſollteſt du auch nicht . . .“

Tante Pauline rauſchte ab. Es muß geſagt werden, daß die ganze aufregende Geſchichte ihr eine gewiſſe Genugtuung bereitete.

Das Verheiratetſein hat alſo auch ſeine Schattenſeiten! Ja, ja, ja!

Das verſöhnte ſie auf eine Weile mit der Welt.

Schließlich lief alſo alles gut ab, nur daß der kleine Stilpe eine kleine Eindöllung am Hinterkopfe aufwies. Tante Pauline hatte die Güte, fragend zu bemerken, ob derlei nicht Blödſinn zur Folge haben könnte?

—„Nein!" ſchnaubte Doktor Schatzheber, „aber wenn die Wöchnerin nicht bewußtlos wäre, würde ich Sie . . ."; dann wuſch er ſeine Zange in Karbol.

* * *

Tante Paulines Benehmen iſt ſchuld daran, daß ich vergeſſen habe, den Schauplatz von Stilpes Geburt zu nennen. Es vollzog ſich dieſer Akt in Leißnig, einer kleinen ſächſiſchen Stadt, über die ich in Kürſchners Quartlexikon nichts weiter finde, als daß ſie an der Freiberger Mulde und nicht weit von dem Schloß Muldenſtein liegt. Ich habe auch keinen Anlaß, mich bei dieſem Gemeinweſen länger aufzuhalten, denn, wenn ich auch zu Beginn meiner Geſchichte eine kleine Stilpopädie zu liefern gedenke, ſo bin ich doch weit entfernt, mich nach dem preiswürdigen Muſter des lieben Meiſters Rabelais auch mit den Windelerlebniſſen meines Freundes zu beſchäftigen. Selbſt die erſte Hoſe und die Schulzuckertüte bringt mich nicht von dem Vorſatz ab, erſt in dem Augenblick einzuſetzen, wo mein Freund in das verſandfähige Alter eintritt, da man ihn von Hauſe weg und in fremde Hände gab, genauer geſprochen, da man ihn aus Leißnig nach Dresden, und zwar in die Königliche Erziehungsanſtalt für Knaben in Friedrichſtadt-Dresden gab, die unter dem Namen Freimaurerinſtitut bekannt iſt.

Zweites Kapitel

Das Freimaurerinſtitut in Dresden-Friedrichſtadt verfolgt nicht, wie man aus dem Namen ſchließen könnte, den Zweck, Freimaurer zu züchten, ſondern es erblickt ſeine Beſtimmung darin, aus jungen Knaben, die zu Hauſe ſchwer zu glätten ſind, wohlpolierte Jünglinge zu machen. Es führt ſie aber nicht bis zu jenen Höhen der Bildung, deren Erklimmung die Tore einer Univerſität öffnet, ſondern es begnügt ſich mit der beſcheideneren, aber zuweilen doch recht mühereichen Aufgabe, ſeine Pflegebefohlenen nur bis zum Vorhofe des Tempels zu bringen. Dort gibt es ihnen einen leiſen Schlag auf die Schulter (ſo, wie es den jungen Fohlen geſchieht, wenn man ſie aus dem Stalle läßt) und befiehlt ſie der fördernden Gnade deſſen, der aus Tertianern nach und nach Primaner und weiterhin im ſanften Gleisgange Studenten, Doktoren, Paſtoren, Profeſſoren, Geheime Rät, Wirkliche Geheime Räte, kurz allerhand Lichter oder auch wohl bloß Leuchter macht.

Mein Freund Stilpe, von dem ich hoffe, daß ich ihn einſt unſern Freund werde nennen dürfen (aber man hofft manchmal verwegen), wurde aus zweierlei Gründen in die Obhut dieſer wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Brutanſtalt gegeben.

Einmal geſchah es deshalb, weil der Vater notwendig nach Südamerika reiſen mußte, um dort auf irgendwelchen beſonders begnadeten Wieſen irgendwelche Schmetterlinge zu fangen, die ſich darauf kaprizieren, juſt und nur dort ihr Daſein hinzubringen, und die deshalb noch immer nicht in die ihnen gebührende Klaſſe der wiſſenſchaftlichen Schmetterlingsordnung eingetragen waren. Stilpe-Vater hätte aber nicht mit der Seelenruhe, die zu einem ſolchen Geſchäfte nötig iſt, in das ferne Land ziehen können, wenn er ſeinen Sohn nicht in männlicher ſtriegelnden Händen gewußt hätte, als es die der guten Stilpe-Mama waren. Denn es muß

geſagt werden, daß Mama Stilpe kein eigentliches Talent für Knabenerziehung beſaß. Sie war eine liebe, nette und hübſche Frau übrigens, zu ſanftlebig dazu und hatte das, für andere Kinder vielleicht recht paſſende, auf Willibald angewandt aber nicht ganz richtige Prinzip, lediglich mit Bonbons zu erziehen.

Sie handelte dabei nicht nach irgendeiner pädagogiſchen Schulmeinung, ſondern ganz inſtinktmäßig. Da ſie nämlich ſelber eine Liebhaberin von Konfitüren aller Art war, ſo hatte ſie die Bemerkung gemacht, daß nichts auf ihre Pſyche ſo beruhigend, begütigend, ja im eigentlichſten Sinne beſſernd und, wenn die Bonbons beſonders auserleſen waren, erhebend wirkte, als die linde ſich löſende Süßigkeit dieſer Konditorerzeugniſſe, und ſie meinte nun, es müſſe das bei dem noch naiveren Kontakt zwiſchen der kindlichen Zunge und Seele im Kindesalter erſt recht ſo ſein.

In den einzelnen Fällen hatte es auch immer den Anſchein, als ob ſie recht hätte. Der kleine Willibald, ſo hatte man ihn in der Taufe benannt, reagierte wie ein Engel auf Bonbons. Aber von der höheren Betrachtungswarte der väterlichen Kritik aus machte es ſich bald bemerkbar, daß das Allgemeinbild der Willibaldſchen Entwickelung ſich nicht völlig ſo ſüß ausnahm wie die einzelnen Reaktionserſcheinungen. Kurz geſagt: Willibald war außerhalb der jeweiligen Bonbonwirkungen eine beträchtliche Range.

Der andre Grund zur Überführung des jungen Knaben ins Freimaurerinſtitut lag mehr auf wiſſenſchaftlichem Gebiete.

Wenn jemand einen Sohn bekommen hat, ſo meldet ſich, kaum daß die erſte Windel trocken geworden iſt, die ernſte Frage: Was ſoll der Junge werden? Iſt es erſtaunlich, daß Stilpe-Vaters Antwort darauf mit der Sicherheit einer Reflexbewegung lautete: Ein Lepidopterologe? Dieſe Antwort iſt durchaus begreiflich. Stilpe ſenior empfand wie jeder Vater ſeinen Sohn als eine Fortſetzung ſeiner ſelbſt; was lag da näher, als daß er in ihm auch den zu-

künftigen Fortsetzer seiner Lebensaufgabe sah? Und nun konnte er sich zwar sagen, daß er selbst schon manchen Schmetterling zur Ehre der Wissenschaft aufgespießt hatte, aber die sattsam bekannte Bescheidenheit unserer exakten Wissenschaftler erfüllte ihn doch zu sehr, als daß er nicht auch hätte hinzufügen müssen: Es gibt immer noch unaufgespießte Schmetterlinge genug, ja übergenug. Welch ein lieblicher Gedanke aber, daß der Sohn die Schmetterlinge einregistrieren wird, die einzuregistrieren dem Vater von einem neidischen Schicksale versagt gewesen!

Indessen: Stilpe-Vater war ein starker Geist und wußte die Subjektivität des väterlich Angenehmen von der Objektivität der Pflichten zu trennen. Er sagte sich: Man muß alle Türen offen lassen und bis zu dem Zeitpunkt warten, wo man aus den Schritten des jungen Menschen ungefähr ersehen kann, zu welcher er sich am fügsamsten leiten lassen wird. Nur nicht schieben und stoßen! Er war durch seinen Beruf an zartere Hantierung gewöhnt.

Daher gab er denn seinen Sohn, als der im lateinfähigen Alter war (ach, wie bald ist das ein Deutscher!), nicht mit plumper Hast auf ein Gymnasium, sondern richtete sein Augenmerk auf eine Anstalt, die beide Wege, den in die Humaniora, und den in die Realistika, offen ließ. Eine solche Anstalt war das Freimaurerinstitut. Im allgemeinen mehr den realistischen Disziplinen des menschlichen Wissens gewidmet, besaß es doch auch eine Selekta für die unter seinen Zöglingen, die es nach den Reizen des klassischen Altertums oder wenigstens nach den Laufbahnen gelüstete, die nur der lateinisch und griechisch geeichte Jüngling betreten darf.

So ward Willibald, als er acht Jahre alt war, in die Zöglingsabteilung des Freimaurerinstitutes eingereiht.

Acht Jahre alt! Mit Bonbons erzogen! Sehr eigensinnig! Sehr zart! Sehr blaß! Und nun plötzlich unter dem Glassturz

zärtlichſter Bemutterung hervorgezogen und einer Knabenſtriegelungsanſtalt überantwortet, die geradezu ſpartaniſchen Erziehungsgrundſätzen huldigte . . .!

O mein kleiner Willibald, was wirſt du erleben müſſen! Wehe, die Zeit der Bonbons iſt vorüber.

Willibald erhielt die Nummer hunderteinundſiebzig, als er ins Inſtitut eintrat. Man ſchrieb ſie ihm mit Tinte in die Wäſche, nähte ſie ihm in die Kleider, klebte ſie ihm in Stiefel und Mütze; ſie ſtand auf ſeinem Kleider- und Bücherſchrank, ſie ſtand auf ſeinem Bette, ſie ſtand auf ſeinem Waſchbecken, ſeinem Stiefelwichsplatz, ſeinem Seifenkaſten, und auch auf dem hölzernen Gewehre ſtand ſie, mit dem er exerzierte. Denn es wurde exerziert in dieſem Inſtitute, exerziert unter der Leitung zweier ſchnauzbärtiger ehemaliger Unteroffiziere, die auch ſonſt als Knabendreſſeure einen wichtigen Platz im Erziehungsplane dieſer martialiſchen Anſtalt hatten.

Man kann daraus erkennen, wie eminent modern die Anlage dieſes pädagogiſchen Inſtitutes war. Sie ging nicht aufs Sentimentale, ſondern aufs Robuſte aus, ſie wollte nicht Romantiker erziehen, ſondern Realiſten, ſie wuſch die jungen Häute nicht mit Mandelmilch, ſondern mit Bimsſteinſeife. Wie in den meiſten dieſer Internate, ſo lebte auch in ihr das bewährte Staffelprinzip des Lebens, das ſich in Kürze ſo darſtellen läßt: Die Unteren ſind die Fußſchemel der Oberen, und keiner kommt ungetreten in die Höhe. So erfüllen dieſe Anſtalten aufs vollkommenſte den erzieheriſchen Zweck, aufs Leben vorzubereiten. Denn ſie nehmen es in ſeiner ganzen Roheit vorweg. Der Spaltpilz des Illuſionismus wird mit kräftiger Hand ausgemerzt, und die bedenkliche Neigung mancher jungen Seelen ins Optimiſtiſche wird durch reichlich und konſequent applizierte Blitzgüſſe weggeſchreckt.

So redet unſere erwachſene Philoſophie. Aber, liebe Leute, ſo

ein kleiner Junge von acht Jahren . . . Mein Gott, woher ſoll der erwachſende Philoſophie haben? Er begreift mitnichten die Heilſamkeit des lebensvorbildlichen Getretenwerdens, er verſteht ganz und gar nicht, wie wertvoll es iſt, ſich die junge Haut durch Schinden abhärten zu laſſen, ihm fehlt jeder Sinn für das realiſtiſch Tüchtige dieſer ganzen Methode. Er fühlt ſich einfach kreuzunglücklich. Er denkt an Muttern und weint.

So auch Willibald.

Was hat der arme kleine Kerl geheult unter ſeiner Bettdecke! Und wie hat er manchmal mit den Zähnen geknirſcht vor Ingrimm, wenn ihn die Oberen drangſalten, ihn, den „Battling". So wurden nämlich die Kleinen genannt.

Die Battlingſchaft war bitter wie die Rekrutenzeit. Ach nein: wohl bitterer noch. Denn, was ſo eine junge Seele empfindlich iſt, das kann ſich ein erwachſenes Gehirn manchmal gar nicht mehr vorſtellen.

Deshalb wird es gut ſein, ich laſſe den Battling ſelber reden.

Drittes Kapitel

Die Briefe des Battlings

Liebſte Mamma!

Du haſt mir geſagt, das ich dir gleich ſchreiben ſol, wie mir es gefelt im Inſtitut. Es gefellt mir gar nicht. Die Jungens ſind furchbar grob und haun mich immer und nenen mich Badling. Sie ſagen, ich wär ein dumes Geſcheeche. Ich mag nicht mer dableiben und wil wieder nach Leisnig. Ach, liebſte Mama, ich weine die ganze Nacht und dan kommen ſie und haun mit einem Rohrſtock auf die Bettdecke, die dinne iſt. Und früh läßt mich der Schüſſeloberſt den Zucker karieren beim Kaffe und Mittags die Schiſſelvice den

Braten, wen's welchen gibt, aber's giebt blos einmal welchen. Ach liebſte Mamma kom doch gleich und hol mich ab. Sonſt lauf ich dervon.

Mit herzliche Grüße

Dein
Dich liebender Sohn
Willibald Stilpe.

* *
*

Meine liebe gute Mamma!

Du denkſt, ich liege Dir was for, aber es iſt doch alles war was ich Dir geſchrieben habe. Geſtern haben ſie mich wieder das Fleiſch wollen karieren laſſen. Da hab ich geſagt, ich ſags dem Lehrer, da haben ſie mich untern Tiſch geſteckt und geſagt ich ſoll die Wacht am Rhein ſingen und ſie wollen den Takt treten mit den Beinen, und haben mich auch getreten. Aber geſungen hab ich nicht. Ach meine liebe gute beſte Mama, ſchick mir doch eine Kiſte mit Wurſt und Gänſefett, daß ich auch was hab auf die trockenen Dreierbrotchen, die wir zum Frihſtick kriegen, und ich dem Schiſſeloberſt was abgeben kann, daß er mich nicht immer den Zucker frih karieren läßt.

Mit herzlichen Grüßen
Dein Dich liebender Sohn
Willibald Stilpe.

Ich hab einen Freund, der heißt auch Willi, er ſitzt neben mir in der Klaſſe. Dem wil ich auch Wurſt geben, weil er mir auch Wurſt gibt.

* *
*

Meine allerliebſte gute Mamma!

Ich liege Dir ganz gewiß nichts vor. Wenn ich in die Ferien komme, will ich Dir ſchon zeigen, was ich für blaue Flecke hab,

und einen ganzen Büschel Haare hat mir Einer ausgeriſſen, wo ich gar nichts gemacht hatte. Blos, weil ich ihm die Stiewеln nicht butzen wollte. Und den Lehrern darf man nichts betzen, dan krigt man blos noch mehr Keile, und die Lehrer thun den Großen doch nichts. Wenn ein Battling betzt, miſſen ihn auch die andern Battlinge mit verhauen, und er darf auch nicht mitſpielen.

Die andern Jungens krigen alle Taſchengeld für wenn die Obſtfrau kommt. Die kommt zweimal in der Woche und hat viele ſchöne Sachen, Johannisbrot und Äpfel und Birn und Miſpeln, aber Blockzucker darf ſie nicht haben. Du darfſt mir aber das Geld nicht ſelber ſchicken, ſondern dem Herrn Inſpektor Teurig, der giebt mir dann jede Woche zwanzig Fenge.

Es grüßt Dich Dein
Dich liebender Sohn
Willibald Stilpe.

Mein Freund Rammer läßt Dich auch grüßen.

* * *

Liebe, gute, allerliebſte Mama!

Ich bedanke mich ſehr ſchön für die große Kiſte. Ich habe der ganzen Schiffel Leberwurſt und Pfannkuchen gegeben und ſtehe jetzt ſehr gut beim Schiffeloberſten und den andern. Du ſchreibſt, ich ſoll Dir ſchreiben, was ich den ganzen Tag mache. Das will ich thun. Alſo paß auf: Um fünf Uhr frih klingelt eine Klingel am obern Schlafſaal und dann ſchreien die beiden Herrn Inſpektoren: Aufſtehn! Aufſtehn! Die erſte Abteilung ſich da zuhalten! Die erſte Abteilung ſind nämlich die Battlinge. Wir ſpringen nun ſchnell aus den Betten raus und rennen in den Stiefelwichsſaal und wichſen unſre Stiefel an den Beinen ohne Ausziehn ſehr blank. Dann rennen wir in den Waſchſaal, wo jeder ſein Waſchbecken hat, aber nicht aus Borzelan, ſondern zum Umkippen aus Blech.

Die Herren Inſpektoren paſſen auf, daß wir die Hemden runterziehn und nicht ſo ſpritzen. Das Waſſer iſt wie Eis, und die Seife hat jeder in einem Schiebekaſten bei ſich, wo ſich auch der Waſchlappen und die Kämme aufhalten. Dann rennt jeder in den Kammſaal und kämmt ſeine Haare. Ich hab einen Scheitel machen miſſen links, aber ohne Bomade, mit Waſſer. Wenn Einer Läuſe hat, ſo nennen ſie ihn Lauſewenzel. Es kommt beim Haareſchneiden raus und iſt eine große Schande und wird mit Eſſig gewaſchen. Ich dachte ſchon, ich hätte welche, weil michs immer picken that, aber ich hatte keine. Mein Freund Rammer hat mal welche gehabt, aber dann hat er beim Haareſchneiden immer gebetet Lieber Gott gieb das ich keine Läuſe hab, und dann hat er keine mer gehabt.

Ich muß nun ſchließen, weil es gleich zum Bettegehn klingelt.

Es grüßt und küßt Dich

Dein Dich treu liebender

Sohn

Willibald Stilpe.

* * *

Meine gute liebe allerbeſte Mama!

Der Herr Inſpektor hat mir geſagt, das Du Taſchengeld fir mich geſchickt haſt. Das hat aber der Schiffelvice gehehrt, und da hat er mir geſagt, ich ſolls keim ſagen und ſoll ihm finf Pfenge borgen. Das iſt aber verboten; aber ich muß ihm doch borgen, weil er mich ſonſt am Sonntag das Apfelmus karieren läßt und ſelber ißt.

Nun will ich fortfahren, was ich thu, wenn ich meine Haare gekämmt hab. Dann gehts nauf in die Arbeitszimmer und wird die Schulſachen nochmal durchgegangen. Wenn alle Abteilungen mit Wichſen und Waſchen und Kämmen fertig ſind wird angetreten und die Herren Inſpektoren ſehen einen an, ob man reine gewaſchen

iſt und auch die Stiewelſohlen ganz ſind, beſonders hinter den Ohren, wo ſich manchmal Schmutz befindet und man dann karieren muß. Dann ſingen wir in der Aula Nun danket alle Gott oder andere ſchöne Geſangbuchslieder und ein Herr Lehrer betet ein Gebet, was er gerade auswendig kann. Dann gehts zum Kaffetrinken, wo immer jede Schiſſel, welche aus vier jungens beſteht und einen Schiſſeloberſt, Schiſſelvice, Schiſſelterz und Schiſſelſchund hat, eine Kanne Kaffe krigt und jeder drei Eckchen Semmel und zwei Stikchen Zucker. Der Zucker wird gewöhnlich in die Semmel nein gebohrt und dann gedunkt, das ſchmeckt wie Kuchen. Die Schiſſelſchunds krigen aber nicht immer alle zwei Stikchen Zucker, weil manchmal welche fehlen. Wenn Kaffe getrunken iſt, iſt eine Arbeitsſtunde, wo Schularbeiten gemacht werden. Ein Herr Lehrer paßt auf, das keiner abſchreibt. Manche Jungen ſchreiben aber doch ab. Ich wage mirs nicht.

Nun lebe wol meine liebe gute Mamma, mein Nachbar ſchubt mich immer, daß ich Meſſerſpießen ſoll mit ihm. Das iſt ein ſehr ſchönes Spiel. Auch Federtippens wird geſpielt. Ich habe drei Goldhahnfedern gewonn, eine ganz neue dabei.

Es grüßt und küßt Dich Dein

treuer Sohn

Willibald Stilpe.

* * *

Liebe Mama!

Du weißt nicht, was Blockzucker iſt? Ich werde es Dir erklären. Das ſind rote oder gelbe oder weiße Tafeln, und die roten ſchmekken nach Himbeer, die gelben nach Apfelſine und die weißen nach Citrone. Die roten ſchmecken am ſchönſten. Wenn man eine Tafel kauft, das koſtet zehn Pfennige, und jede Tafel hat fünf Abteilungen zum Abrechen. Nicht war, jede Abteilung müßte doch blos zwei

Pfennige koſten? Koſtet aber einen Dreier. Rammer ſagt, im Biedchen draußen koſtet eine Tafel überhaupt blos fünf Pfennige. Aber die Jungens, die blos in die Schule kommen hier und zu Hauſe wohnen, die bringen ſie mit und ſagen, ſie koſten zehn Pfennige. Wenn ein Junge kein Geld hat, ſo kann er auch ſeinen Braten dervor geben. Vor Schweinebraten krigt man zwei Stückchen, aber vor Rinderbraten blos eins, das heißt, weißt Du, das iſt blos bei den Battlingen. Die Großen kriegen ſchon mehr. Nun weißt Du, was Blockzucker iſt.

Ich will Dir nun ſchreiben, was nach der Arbeitsſtunde frih kommt. Da kommt die Schule. Rechnen iſt ſehr ſchwer hier, weil der Lehrer, den die Jungens Buſchklepper nennen, ſo ein eklicher Fritze iſt. Das ſagen alle. Bibliſche Geſchichte iſt ſehr ſchön, aber im Lateiniſchen ſind die Verba ſchwer zum abwandeln. Ich will aber doch in die Selekta. Die Selekta darf abends eine Stunde länger aufbleiben. Geographie iſt ſehr ausgedehnt. In der Geſchichte gefallen mir die alten Germanen vortrefflich gut. Aber die Römer ſiegen immer. Naturgeſchichte iſt ſehr mies, weil ſie auch der Buſchklepper hat. Nicht wahr liebe Mama, die Menſchen legen keine Eier. Rammer ſagt, ſie legten welche. Dann kommt das Mittageſſen. Erſt betet einer Komm Herr Jeſu ſei unſer Gaſt und ſegne was Du uns beſcheret haſt, und wenns alle iſt, betet wieder einer Wir danken Dir Herr Jeſu Chriſt, das Du unſer Gaſt geweſen biſt. Aber er iſt natürlich nicht wirklich da, ſondern man muß ſich ihn ſelber denken. Es giebt meiſtenteils Rindfleiſch mit Gemieſe, und Brot kann ſich jeder nachholen, wenn er noch nicht ſatt iſt. Ich hole mir immer welches. Bier giebts keins, blos Waſſer. Wir haben einen neuen Schüſſeloberſt. Das iſt der ſchönſte Junge im ganzen Kaſten und ein Serbe. Er iſt ſehr gut und macht ſeine Witze. Geſtern ſagt er zu mir: „Du, Schund, jetzt laß ich dichs Waſſer karieren.“ Da haben wir aber alle gelacht. Er heißt Mio-

kovitſch. Iſt das nicht ein ſchöner Name? Wenn ich groß bin, geh ich mit ihm nach Serbien. Er kann den Ball übern Thurm pritſchen. Auch die Rieſenwelle kann er. Er hat aber auch ſchon beinah einen Schnurrbart. Ich hab ihn furchtbar gern. Liebe Mama, die Kiſte iſt ſchon lange alle.

Es grüßt und küßt Dich
Dein Dich vielmals liebender Sohn
Willibald Stilpe No. 171.

* *
*

Liebe gute Mamma!

Der Schiffeloberſt hat geſtern dem Terz eine Schelle neingehaun, weil er mich geknufft hat. Schick mir doch Pfannkuchen in der Kiſte. Er ißt ſie furchtbar gerne. Denke Dir nur: ſein Vater iſt Feldherr der Serbier. Ich hab ſein Bild geſehen. Es iſt keine Sohle. Überhaupt: Miokovitſch ſchwindelt nicht. In ſeinem Photographiealbum hat er auch viele furchtbar ſchöne Bilder von Mädchens. Die Großen nennen ihn alle den ſchönen Mio. Dem ſeine Muskeln ſollteſt Du mal ſehen, liebe Mamma! Sie ſind ſo dick wie meine Waden. Er braucht ſich auch keinen Scheitel zu machen, weil er Locken hat. Niemals läßt er mich karieren, denn er iſt überhaupt ſehr edelmütig. Seine ſerbiſchen Briefmarken krieg ich alle. Er kann furchtbar turnen. Geſtern iſt er in der Nacht ausgeſtiegen und am Blitzableiter nunter geklettert. Weil ich gerade an dem Fenſter liege, hab ichs geſehen. Daß Du nicht petzt, hat er geſagt, und ich ſolls auch keinem Jungen ſagen; ich ſags gewiß keinem. Er iſt erſt nach einer Stunde wiedergekommen, und da war er ſo luſtig, daß er mir einen Kuß gegeben hat. Ich weiß auch, warum er nunter geklettert iſt. Er hat ſich einen Strauß geholt. Den ganzen Tag hat er ihn immer in ſeiner Taſche gehabt.

Mir gefellts jetz ganz gut hier. Liebe Mamma, ſchick doch ja recht viele Pfannkuchen.

Es grüßt Dich Dein treier

Sohn Willibald Stilpe.

* * *

Liebe Mamma!

Weil Du ſchreibſt, daß ich Dir nicht geſchrieben habe, was wir nach dem Eſſen thun, ſo will ich es ſchreiben. Da wird exeziert. Das iſt ſehr mühſam und mit Grobheit verbunden, weil die Herren Inſpektoren ſo ſchreien müſſen und ſich ärgern, wenn die Jungens alles falſch machen, was natürlich iſt, denn wenn man es noch nicht kann, ſo iſt es ſehr ſchwer. Ich möchte lieber bei den Tromlern ſein, und Miokovitſch will ſchon dafür ſorgen. Dann werden die Kleider ausgekloppt und vorgezeigt. Der Inſpektor kloppt auf die Hoſen, und wenn Staub kommt, ſo wirds aufgeſchrieben, und wer drei Mal aufgeſchrieben iſt, der darf nicht mit ſpielen ſpäter. Bei manchen kloppt der Inſpektor aber leiſe und bei manchen derb. Dann iſt wieder Schule. Hernach aber giebts Veſperbrot und dann dürfen wir drei Stunden ſpielen. Räuber und Dragoner iſt das Schönſte. Ich hab einen Verſteck, den keiner rauskriegt. Da können ſie lange ſuchen, wenn ich durchs Fenſter in den Badebaſſin krauche. Pritſchball iſt auch ſehr ſchön, aber die Pritſchen ſind ſo lang, daß man oft vorbeihaut, und dann brüllen die andern. Die Seite, wo Miokovitſch iſt, gewinnt immer. Er hat die ſchwerſte Pritſche, aber er macht ſelten mit. Überhaupt iſt er oft nicht da, wenn geſpielt wird. Ich hab ihn mal gefragt, warum er immer nicht da iſt. Da hat er geſagt: Du biſt neugierig Schund, aber wenn du's niemand ſagſt, will ich Dir's verraten. Aber er hat mich blos verulken wollen, denn es iſt doch

Unſinn, daß er auf dem Mond ſpazieren geht. Solche Witze macht er immer.

Liebe Mama, warum ſchickſt Du die Pfannkuchen nicht.

Es grüßt Dich Dein

teurer Sohn

Williwitſch.

* * *

Liebe, gute Mama!

Ich habe furchtbar lachen müſſen, weil Du ſchreibſt, ob es nicht recht wehtut, wenn der Herr Inſpektor auf die Hoſen kloppt. Du denkſt wol, wir haben ſie an, wenn er kloppt? Nein, das ſind die andern, die erſte Garnitur, die gekloppt werden. Nun will ich aber endlich ſchreiben, was abends gemacht wird. Da wird erſtens Abendbrot gegeſſen, wobei auch Biertrinken ſtattfindet. Es iſt aber natürlich blos einfaches. Dazu giebt es Brot und Butter oder Fett. Fett iſt mir lieber, denn die Butter iſt ſehr häufig ranzig. Viele Jungens ſchmieren ſie dann untern Tiſch oder ſchnippen ſie mit dem Meſſer an die Decke. Dann fällt ſie manchmal nächſten Tag in die Suppe. Weshalb es ein Unfug iſt und man Schellen kriegt, wenns gemerkt wird. Natürlich wagen ſichs blos die Großen. Im Winter ſoll die Butter auch von vielen Jungens geſammelt werden, und ſie machen dann abends auf dem Ofen im Arbeitszimmer Butterbäbe draus mit geriebenen Brot. Das muß fein ſchmecken. Dann gehts wieder naus zum Spielen und dann iſt Arbeitsſtunde oder Selbſtbeſchäftigung, wobei Briefe geſchrieben werden oder ſonſt welcher Unſinn gemacht wird, weil kein Inſpektor dabei iſt. Dann gehts um Neune ſchlafen, wobei das Schnarchen durch Anſpritzen beſeitigt wird. Miokowitſch klettert jetzt egal zum Fenſter nunter. Mit Rammern bin ich ſchiech, weil er ſagt, Miokowitſch wär ein Schlowake. Ich brauch überhaupt keinen Freund,

weil mich Miokowitſch zu ſeinem Leibſchund ernannt hat. Deshalb heiß ich auch Williwitſch.

Dein Dich liebender

Sohn

W. St.

* * *

Liebe Mama!

Schiech ſein iſt, wenn man mit Einem nicht mehr Freund iſt. Leibſchund iſt kein Schimpfname ſondern ſehr ehrenvoll.

Wie's am Sonntage zugeht, das iſt ſehr langweilig, wenn man niemand in der Stadt hat, zu dem man Urlaub kriegt. Weißt Du denn gar niemand, wo ich hingehen kann? Früh gehen wir in die Kirche. Da haben wir einen beſondern Platz und alle Bänke ſind furchtbar bekritzelt, wo die Freimaurer ſitzen. Die meiſten Jungens nehmen ſich Bücher zum Leſen mit. Ich ſitze aber ſo nahe beim Inſpektor. Zu Mittag gibts Kompot und abends Tee und Käſe. Wenn ſchönes Wetter iſt wird Spaziergang gemacht. Es iſt aber ledern, weil man ſo zwei und zwei in einer Reihe geht. Und ich muß mit Rammern gehn, mit dem ich ſchiech bin. Er will immer zu reden anfangen, aber fällt mir gar nicht ein. Er ſoll erſt ſagen, daß Miokowitſch kein Schlowake iſt.

Liebe Mama, ich danke recht ſchön für die Pfannkuchen, aber es waren ſechs ungefüllte dabei.

Es grüßt und küßt Dich

Dein teurer Sohn

Williwitſch.

Viertes Kapitel

Man hat, denk ich, aus den Briefen des Battlings erſehen, daß Klein-Willibald, nicht ohne inſtinktive Lebenskunſt, es verſtanden hat, aus dem ſauren Apfel, in den zu beißen er gezwungen war, nach Möglichkeit Süßes zu ſaugen. Er hat unbewußt nach einem Rezept gehandelt, das auch Erwachſenen häufig probat erſcheint zur Aufhöhung des Lebens: er hat ſich einen kleinen Heroenkult eingerichtet. Und, wie klug der kleine Burſche doch war! Er blieb nicht in der Ferne ſtehen und ſchwärmte platoniſch, ſondern er begab ſich frohgemut und entſchloſſen in die Klientel ſeines Idols.

Die Gelegenheit, jetzt ſchon zu konſtatieren, wohin ſich das Häkchen krümmen will, wäre günſtig, aber ich möchte dem Leſer auch etwas zu tun geben und überlaß es alſo ihm, nachzumeſſen. Nur bitte ich, ſich nicht gleich ein Schema zu machen. Des Menſchen Seele iſt manchmal ſchwankender als der Gang eines Betrunkenen durch einen Sturzacker. Aber: wie Sie wollen!

An mir iſt es, weiter zu erzählen und zu ſagen, daß Jung-Stilpe allmählich aus dem Stande eines Battlings in den nächſt höheren eines Quarks emporrückte. Das heißt: er wurde nun nicht mehr bloß geſchunden; er durfte auch ſelber ein bißchen mitſchinden.

Es wäre nur menſchlich geweſen, wenn er ſich in dieſem Zuſtande wohler befunden hätte, als in dem vorigen. Aber es war nicht ſo. Am Selberſchinden fand er wenig Geſchmack, und ſo entging ihm die tröſtliche Genugtuung, die nicht bloß im Freimaurerinſtitut in Dresden-Friedrichſtadt den meiſten Menſchen das Geſchundenwerden erträglicher macht. Er hatte keinen Sinn für das Wohltuende, das in der Möglichkeit liegt, von oben empfangene Püffe nach unten weiterzugeben.

Es tut mir leid, aber ich muß es feſtſtellen: er dokumentierte da-

mit einen betrüblichen Mangel an Begabung für realiſtiſchen Lebensverſtand. Die Strafe für dieſen Defekt konnte nicht ausbleiben: er fühlte ſich jetzt elender als früher. Denn, während er ſich die jetzt offenſtehende Gelegenheit der Ableitung nach unten entgehen ließ, verringerte ſich doch nicht ſeine Empfindlichkeit für die Stöße von oben. Im Gegenteil: er empfand ſie viel peinlicher. Denn er hatte an Kritik zugenommen. Die Großen ſtanden ihm jetzt näher, und ſo erkannte er, daß allerlei Dinge an ihnen waren, die ſie eigentlich nicht berechtigten, die Kleinen ſtolz und ſchlecht zu behandeln. Er ſah, daß es keineswegs alle Helden waren wie der geprieſene Mio, es entging ihm vielmehr nicht, daß es unter ihnen Burſchen von unzweifelhaft gemeinen Qualitäten gab. Von dieſen ſich ſchinden zu laſſen, das hielt ſchwer und tat ungemein weh.

Es kam für Jung-Stilpe die Zeit der erſten Zweifel an der zweckmäßigen und gerechten Einrichtung dieſer Welt. Zehn Jahre erſt alt, und ſchon mußte er an allerlei Warums nagen.

Warum darf mich Börner knuffen, da er doch unter den Großen als Feigling verachtet iſt?

Warum darf mich Roſcher Dummer Quark nennen, da es doch allgemein bekannt iſt, daß er der Dümmſte in ſeiner Klaſſe iſt?

Warum darf ich den Bodemann nicht wieder ohrfeigen, da er doch ſchwächer iſt als ich?

Alles bloß, weil ich noch ein Quark bin?

Ja, zum Teufel, warum tun ſich die Quarks nicht zuſammen und wehren ſich? Wenn ſie alle zuſammenſtünden und vielleicht noch die Battlinge heranzögen, ſo müßten ſie die Großen, die ja viel weniger ſind, unterkriegen!

Aber auf dieſes Warum wußte er die Antwort. Die Quarks waren, bis auf wenige, zu denen er gehörte, Memmen, Geſindel. Sie machten es mit den Battlingen nicht beſſer, als die Großen mit ihnen, und untereinander knufften und pufften ſie ſich noch

mehr, als ſie von den Großen geknufft und gepufft wurden. Ganz ſicher, wenn er es ſich etwa einfallen ließe, gegen die Großen aufzumucken: die meiſten Keile würde er von den Quarks kriegen.

Das war eine böſe Situation für den kleinen Stilpe, um ſo böſer, als Mio ins Land ſeiner Väter zurückgekehrt war.

Die Umſtände, unter denen ſich dieſes Ereignis vollzogen hatte, waren nicht ganz normaler Natur: Herr Mio war geſchaßt worden.

Warum? Der kleine Stilpe hörte was läuten, aber nicht zuſammenſchlagen. Es ging ein Munkeln durch die Jungens, als ob ganz Unerhörtes ſich begeben hätte. Mio hatte etwas völlig Unſagbares getan, etwas, wofür den Quarks und gar den Battlingen die Begriffe fehlten.

Gewiß etwas Großartiges, dachte ſich Stilpe, und ſein Held erſchien ihm nun im Zauber des Geheimnisvollen noch gewaltiger. Ihn ſelber hatte er wohl gefragt, aber es war ihm wieder die Antwort vom Monde geworden:

— Die Pauker wollen nicht, daß man auf dem Mond ſpazieren geht, und vorzüglich nicht mit ihren Töchtern.

Mit ihren Töchtern? Auf dem Monde? Welche furchtbaren Geheimniſſe! Dem kleinen Stilpe rollte es gruſelig, aber warm übers Rückenmark.

Er fühlte: der Mond war bloß ein Symbol, ſo wie der Herr Jeſus Chriſt als Mittagsgaſt, aber die Töchter der Pauker, die waren reell gemeint.

Himmel, wer das Symbol vom Monde ergründen könnte?

Eine Paukerstochter fragen?

Pfui, wer wird ſich mit Mädchen einlaſſen!

Jung-Stilpe war noch im Alter des Jungenſtolzes, der im Mädchen etwas befleckend Untergeordnetes ſieht. Mädchen! Das kam noch weit hinter den Battlingen. Was das für jämmerliche

Dinger ſind! Höchſt feige Geſchöpfe. Alſo kein ſtandesgemäßer Umgang für ritterliche Enkel der alten Germanen.

Aber Mio war trotzdem mit ſolchen Dingern „auf dem Mond ſpazieren gegangen"? Konnte Mio, der Held, etwas Unritterliches tun? Nie! Es mußte vielmehr etwas höchſt Ritterliches geweſen ſein.

Wer weiß; vielleicht war eben das Spazierengehen auf dem Monde das einzig Ritterliche, das man mit dieſen Weſen tun konnte.

Wenn man nur erſt wüßte, was es wäre!

Mio hatte, als der kleine Willibald durchaus wiſſen wollte, was unter dem Mondſpazierengehen zu verſtehen ſei, die Schonung ſeines Schnurrbartes geſtrichen und mit einem ſonderbaren Lächeln geſagt: „Williwitſch, wenn ich dir das erkläre, ſchaffen ſie dich auch. Warte noch, bis dir ſo was wächſt, und dann wirſt du's von ſelber erfahren."

Mein Gott, wie geheimnisvoll! Es hing alſo mit dem Schnurrbart zuſammen! Für Quarks war demnach der Mond durchaus unerreichbar, denn ein Quark mit einem Schnurrbart war undenkbar. Man mußte mindeſtens ein Strunk werden. Aber auch unter den Strunks war ein Schnurrbart, d. h. die erſte Andeutung eines Anfluges davon, ein unerhörtes Wunder. Fliczek war der einzige unter den Strunks, der ſo etwas wie einen Flaum auf der Oberlippe hatte.

So wurde Fliczek das Idol.

Willibald machte ſich an ihn heran. Er opferte Hekatomben von mütterlichen Pfannkuchen, ihn zu gewinnen. Schließlich gelang es ihm mit einem Oſterfladen. Aber Fliczek war kein Held, kein Mio. Er aß den Oſterfladen und würdigte Willibald ſeines Umgangs, aber es ſtellte ſich heraus, daß dieſer ſchnurrbärtige Strunk vom

Monde einſtweilen nicht viel mehr wußte als der ſchnurrbartloſe Quark.

Alſo hing es vom Schnurrbart allein nicht ab.

* * *

Da wurde Willibald ſelber ein Strunk. Zwölf Jahre war er nun alt. Die Periode der weſentlich körperlichen Schindung mit Ohrenlangziehen, Andenhaarenreißen, Schellenkriegen war im allgemeinen vorüber. Die Drangſale fingen an, hauptſächlich ſeeliſcher Natur zu werden. Die Strunks, die nur die Großen noch über ſich hatten, wurden von dieſen nicht geprügelt, ſondern verhöhnt.

So ein Strunk, das iſt wohl was! Bildet ſich vielleicht ein, daß er ſchon ein Großer iſt? So ein Jämmerling! Hat noch kurze Hoſen an und tut ſich dicke! Vielleicht, weil er Selektaner iſt? Weil er ſeinen Namen mit griechiſchen Buchſtaben in alle Bücher ſchreibt? Iſt was Rechtes! Iſt doch noch ein kleiner Junge, mit dem man lange noch nicht über alles reden kann.

Aber immerhin kamen die Selektaner unter den Strunks ſchon mit den Großen in einige Berührung. Da ſie mehr Schularbeiten zu machen hatten, als die übrigen, durften ſie mit den Großen eine Stunde länger aufbleiben. Dieſe Arbeitsſtunde wurde, da die Inſpektoren im Schlafſaal ſein mußten, nicht ſtändig überwacht. Es kam nur zuweilen der Direktor, um nachzuſehen, ob die Stunde nicht etwa ausgedehnt wurde, und um nachzuriechen, ob nicht geraucht worden war. Aber, wenn der Direktor Kegelabend hatte, war man ſicher. Dann rauchte alles, auch die Strunks. Es gab ſogar eine Waſſerpfeife! Und wer gut turnen konnte, kletterte die Mauer hinan, ließ ſich auf den Briefkaſten hinab, ſprang auf die Straße, lief ins Böhmiſche Brauhaus und holte Bier.

Ha, was für Gelage: Richtige, große Deckelgläſer ſchwang man, und Lagerbier war drin! Da wurden die Großen vertraulicher.

Aber alles durften die Strunks doch nicht mitmachen. So, wenn ein Nachtſcheuern war und die Dienſtmädchen in den Korridors herumkicherten. Dann kicherten die Großen draußen mit, aber die Strunks mußten im Hofe und Garten Poſten ſtehen.

Zweifellos: Das hing mit dem Monde zuſammen. Freilich nicht im hohen Sinne des Miokowitſch! Der hätte nie mit Dienſtmädchen gekichert, die den Scheuerlappen in den Händen hatten.

* * *

So kam Jung-Stilpe ins dreizehnte Jahr, und ſeine Sehnſucht war vergeblich hinter dem Monde her und, was deſſen tiefſter Sinn eigentlich wäre.

In der Schule ging alles paſſabel, bis aufs Rechnen; ſeine Mitſtrunks achteten ihn als einen, der alles Verbotene kühn und heiter mitmachte und nie petzte, aber enge Freunde hatte er keine, weil er, wie die andern ſagten, zu eingebildet war. In der Tat hielt er ſich für reichlich dreimal ſo geſcheit wie alle übrigen, wenn auch nicht gerade in den Fächern, die auf dem Stundenplane ſtanden.

Daß er ſich auch in die ſpezifiſche Geheimkunſt der Knabeninſtitute einführen ließ, bedarf nicht beſonderer Erwähnung. Er übte ſie aber noch ohne jene Perſpektive, die erſt aus der Erkenntnis vom Weſensunterſchiede der Geſchlechter erwächſt. Indeſſen: es liegt in der Natur dieſer bedenklichen Kunſt, daß ſie den Hunger nach jener bedenklichen Erkenntnis weckt. Oh, die Augen Willibalds damals! Was wollten ſie nur, daß ſie zuweilen ſo weit offen und ſtarr waren, glühten und gloſeten, flackerten und ſich weiteten?

Wirklich, meine werten Herren Pädagogen, es genügt nicht, menſa abzufragen und den Jungens auf den Zahn zu fühlen, ob der Peloponneſiſche Krieg feſtſitzt, — Sie müßten ihnen auch manchmal in die Augen ſehen. Sie, die Sie mit unfehlbarer Sicherheit jedes Jota ſubſcriptum aufſtöbern, das zuviel geſchrieben wird,

ſehen Sie denn nicht, daß da unten in dieſem Auge ein häßlicher Wurm ſitzt? Um Gottes willen, rotten Sie dieſen Wurm aus, Herr Profeſſor, er iſt viel bedenklicher als zehn falſche Jota ſubſcripta. Aber es iſt mehr dazu nötig, als rote Tinte, und der Rohrſtock tut's freilich nicht. Denken Sie bloß an ſich, und was alles Ihnen der Wurm weggefreſſen hat! Wie? Sie verbitten ſich dieſe Verdächtigung? Ja, dann freilich!

Jung-Stilpe alſo, dreizehn Jahre alt, war bereits wurmſtichig. Werden wir uns wundern, daß er in puncto puncti frühreif ward? Nun, es gibt viele ſolche Wunderkinder. Wir wollen uns nicht anſtellen, als fänden wir das ſo verwunderlich. Oder wollen wir doch? Schön, wem es würdig dünkt, der tue ſeinem Herzen keinen Zwang an und entrüſte ſich. Hier ſtehe ich mit meiner ganzen Breitſeite; es haben viele faule Äpfel Platz.

Alſo: Jung-Stilpe ſuchte mit ſonderbaren Blicken nach jener Perſpektive, die ihm noch fehlte. Da kam das, was wir den Zufall nennen, und was unſere Vorvordern den Teufel genannt haben, riß den Nebel entzwei und ſagte leiſe und mit infam linder Stimme: „Bitte, da!"

Es kam ſo: Der Direktor hatte wieder einmal Kegelabend, und die Selektaner taten ſich gütlich an Alkohol und Nikotin. Sie waren alle beieinander, nur einer fehlte, der mit dem Schnurrbart, Wenzel Fliczek.

Sie ſitzen alle recht ſorglos und im ſüßen Genuſſe des Verbotenen beieinander, da tut ſich die Türe auf, und Fliczek ſchreit herein: „Fenſter auf! Lichter aus! Der Alte kommt übern Hof!"

Dann, wie die Lichter ausgelöſcht ſind, flüſtert er leiſe zu jemand Unſichtbarem hinter ihm: „Schnell, da nein, unters Katheder!"

Willibald war gerade daran, als Letzter zum Fenſter hinauszuſpringen. Da, aber, wie eigen das war, drehte es ihn um.

Was denn nur? Unters Katheder!

Er duckte ſich dort in die Ecke.

Da, wie es raſchelt! Und neben ihm, hart neben ihm drückt ſich was Weiches.

Gott, o Gott! Was mag das ſein! Wie warm! Oh, und wenn tauſend Direktoren kämen! Die ſüße Angſt!

— „Wer biſt denn du?"

— „Sei doch ſtille! Der Direktor . . .!"

Herrgott, wie weich und warm!

— Rem! Hm! Rem! — Es kommt den Gang herauf. Die Türe ſchlägt.

— Rem! Hm! Rem! — Jetzt iſt er wohl im Zimmer? Ja, man hört ihn ja ſchnaufen.

Willibald fühlte zwei Arme an ſeinem Hals und an ſeiner Seite ein drängendes Klopfen.

Gott, was iſt das! Was iſt das! Er kann nicht anders, er muß ſeinen Mund darauf drücken. Oh, iſt das ſchön!

— Rem! Rem! Hm! Rem! — Die Türe wieder zu. Schritte . . . fort . . .

Das Warme neben ihm bewegt ſich. Die Arme laſſen ihn los.

— „Wer biſt du denn?"

— „Wer biſt denn du?"

— „Ich bin Stilpe aus der dritten Klaſſe."

— „Laß mich doch los!

— „Nein. Wer biſt du denn?"

— „Die Joſephine."

— „Buſchkleppern ſeine?"

— „Ja doch! Laß mich doch!"

— „Du! Du!"

Und er hängt ſich feſt an ſie, und es iſt ihm, als wenn er ſchwerer und größer würde.

— „Aber ſo laß mich doch, ich muß fort."

Nein, er kann nicht loslaſſen. Er wühlt ſich mit ſeinem Kopf in all das Weiche, Warme, was um ihn iſt.

Da, jetzt hat er ihren Kopf in den Händen und drückt ihn mit aller Kraft.

— „Du, das tut ja weh!"

Aber ſie geht nicht. Sie läßt ſich noch eine Weile ſo halten. Dann kommen auch ihre Hände an ſeinen Kopf, und nun fühlt er ihr Geſicht an ſeinem.

Ach, wie die Lippen weich ſind.

— „Du beißt mich ja!"

Himmel, was iſt das! Sie küßt ihn.

Gott! Gott! Gott!

Jetzt iſt ſie fort.

Noch eine Weile liegt er unterm Katheder. Dann taumelt er auf und rennt in den Schlafſaal. In ſeinem Bette weint er. Und ſtammelt ihren Namen. Schläft, naß von Tränen, ein.

Wie er am Morgen aufwacht, iſt alles verändert um ihn herum. Er möchte ſchreien vor Gefühl. Joſephine! Joſephine! Das iſt der Mond! Das iſt er!

Dann wird ihm angſt. Er möchte fort. Ausreißen. Nach Hauſe. Sich verſtecken.

Gottlob, daß Sonntag iſt. Er ſingt in der Kirche ſo laut, daß der Inſpektor ihn anrüffelt. In ſein Geſangbuch, auf ſeinen Kirchenplatz, überallhin ſchreibt er Joſephine.

Und das Wort ſchiebt ſich in ihm hin und her, und nach dem Schema von „Nun danket alle Gott" ſchreibt er in unbeholfenen Verſen die Erlebniſſe dieſer Nacht.

Das war die erſte Regung.

Denn von nun ab wollte er — ein Dichter werden.

Fünftes Kapitel

So ein kleiner Junge, der Dichter werden will, iſt ein merkwürdiges Phänomen. Es verlohnt ſich wohl, es näher zu betrachten.

Es iſt keineswegs dasſelbe, wie wenn etwa einer in Prima anfängt, die Papierleyer zu ſchlagen. Da pflegt meiſt Nachahmungstrieb und Ehrgeiz der Hauptgrund zu ſein, und die Fälle ſind ſelten bemerkenswert. Schon, weil ſie, ſelbſt in unſerer Zeit noch, gar zu häufig ſind.

Aber wenn die Verſe ſo früh flügge werden, wie bei unſerm Stilpe, dann liegt die Sache tief und verdient Beachtung. Bloße Nachahmung iſt es nicht, Ehrgeiz ſteckt gar nicht dahinter, — was alſo iſt es wohl?

Es wird das beſte ſein, wir ſtudieren die wunderliche Erſcheinung an dem Knaben Willibald.

Zuerſt die Bemerkung, daß vor der Szene unter dem Katheder ſich nichts in ihm geregt hat, was als Hinweis auf das plötzliche Versweſen ausgelegt werden könnte. Höchſtens, daß er ſehr gerne im Geſangbuch las, ohne daß ihn Frömmigkeit dazu veranlaßt hätte. Er las, weil es ihm gut klang. Aber es kam ihm dabei durchaus nicht der Gedanke, auch mal ſo was Klingendes zu machen. Er dachte überhaupt nicht daran, daß das etwas Gemachtes ſei. Er nahm es wie eine Blume, wie einen Baum und freute ſich dran.

Und nun, nicht wahr, es iſt doch ſonderbar: kaum, daß er eine kleine Joſephine neben ſich gefühlt hat, ſetzt er ſich hin und ſchreibt Verſe. Und nicht dies bloß, er empfindet plötzlich, wenn auch verworren und wie aus drängenden Nebeln: dies, das Verſeſchreiben, iſt ein unerhörtes Glück, ein Ziel über allen Zielen.

Etwas Schwellendes iſt in ihm, etwas, das ſich nur mit dieſem unſagbaren Gefühle unterm Katheder vergleichen läßt. Und er

hütet das Geheimnis dieſes Schwellens mit demſelben Gefühle von Scham, wie das Geheimnis ſeines Abenteuers mit Joſephine.

Vielleicht ſind dieſe beiden Geheimniſſe nur eines? Vielleicht iſt es nur der Biß in den verbotenen Apfel der Erkenntnis?

Aber er hat an dieſem Apfel doch fürs erſte nur geleckt, wenn auch zugegeben werden muß, daß er eine unbeſtimmte Luſt empfindet, nun auch hineinzubeißen.

Nein, man kann nicht ſagen, daß Joſephine und die Verſe ein und dasſelbe ſind. Es ſind zwei Offenbarungen auf einmal, von denen die eine die andre mit ſich gebracht hat, und ſie ſind, obwohl ſie ſcheinbar dieſelben Erſcheinungen zur Folge haben, doch verſchieden voneinander. Daß ſie einander auch feindlich ſein können, wird gerade dieſes Leben Stilpes beweiſen.

* * *

Der Teufel zieht gerne Unterröcke an. Das wiſſen wir aus der Geſchichte mancher heiligen Männer. Manchmal hat er aber auch ein „hölzin Röcklin" an und „liegt beim Wirt im Keller". Es gibt ein paar lehrreiche Seiten der Literaturgeſchichte, wo ſich Belege dafür finden.

Heilige und Dichter haben mehr mit dem Teufel zu tun, als gute Chriſten und ſchwärmeriſche junge Mädchen glauben.

Wer nicht mit allerhand Teufeln den Tanz beſtanden hat, kann weder eine Gloriole noch den Lorbeerkranz erhalten.

Und die Teufel, die allerhand Teufel, — es iſt erſtaunlich, was ſie tanzen können. Zu Anfang wiſſen ſie ſo ſanfte zu walzen, und es geht lieblich dahin mit ihnen, aber auf einmal iſt der Wirbel da, der in den Höllentrichter fegt.

Guter Gott, ich ſchreibe doch keine Dämonologie! Aber mein Held will (o Willibald!) Dichter werden.

* * *

Der kleine Willibald ſchied ſich jetzt von ſeinen Kameraden noch mehr ab, als früher. Einesteils fühlte er ſich hoch erhaben über ſie, und andernteils hatte er Furcht vor ihnen. Er empfand, daß es keinen unter ihnen gäbe, dem er ſeine Geheimniſſe verraten dürfte, ohne furchtbar ausgelacht zu werden, und er hätte auch keinen für würdig gehalten, ſein Mitwiſſer zu ſein. Auch war er viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt, als daß er Luſt hätte haben können, ſich an ſie anzuſchließen.

Er fing an, mit ſich zu phantaſieren. In den Schul- und Arbeitsſtunden ſowohl wie in der freien Zeit ließ er ſeine Gedanken nach unbekannten Dingen fliegen und machte groteske Ungetüme von Verſen daraus. Nebſtbei fing er auch an, auf alles Gedruckte zu fahnden, was kein Schulbuch war. Der Hauptinhalt all ſeiner Phantaſien war aber Buſchkleppers Joſephine.

Er trug die Wärme von ihr, die er unterm Katheder gefühlt hatte, mit ſich herum, und zuweilen war es ihm, wie wenn er in einer lauen Wolke ginge. Manchmal mußte er die Augen zumachen, ſo ſtark überkam es ihn.

Wenn er ſie nur einmal ſehen könnte, ihr ein Zeichen geben, dachte er ſich. Aber es ſchien, als ob ſie gar nicht mehr da wäre. Jede Minute, die er allein ſein konnte, verwandte er darauf, ihr aufzulauern.

Es war im Herbſt, und ſo durfte er hoffen, ſie einmal im Lehrergarten zu ſehen, der, in verſchiedene Parzellen geteilt, für jeden Lehrer ein Sondergärtchen enthielt. Aber immer war es nur der alte Buſchklepper in ſeinem grauen Ziegenbarte, den er botaniſierend dort wandeln ſah, oder die Frau Buſchklepperin, von der unter den Jungen die Rede ging, ſie prügele ihren Mann jede Woche mindeſtens einmal. Das machte ſie unter den Jungens zwar ſehr beliebt, aber für Willibalds Zwecke genügte es doch nicht.

Etwa vier Wochen lang lauerte Willibald auf Joſephine, da

kam wieder ſo ein Selektanerabend, der mit des Direktors Kegelvergnügen zuſammenfiel.

Diesmal waren Alkohol und Nikotin in den Hintergrund gedrängt durch ein großes und heroiſches Unternehmen. Einer von den Großen hatte ſich den Schlüſſel zur Küche verſchafft, neben der ein Keller voll Äpfel lag. Und es war die Loſung verteilt worden, daß jeder Selektaner ſeinen Reiſekoffer bereit halten ſollte zu einem Raubzuge auf dieſe Äpfel. Nur ein paar Strunks waren ausgewählt, Poſtendienſte zu leiſten. Es war ein Beweis für das Vertrauen, das man Willibald entgegenbrachte, daß auch er der Vorpoſtenkette eingereiht wurde. Der Poſtenkommandant aber war Fliczek. Er hatte ſich zwar dagegen gewehrt und das verantwortungsvolle Amt durchaus nicht annehmen wollen, aber die übrigen Großen hatten ihn beim Ehrenpunkte gefaßt und erklärt, er, als der Schlaueſte, müſſe unbedingt die Poſten leiten, wenn er nicht für einen elenden Feigling gehalten ſein wollte.

So rückten die Poſten, Fliczek an der Spitze, aus. Leiſe, auf den Zehenſpitzen, obwohl dies eigentlich nicht nötig war, ſchlich man durch die langen dunkeln Korridore, dann ging es eine enge Treppe hinunter in das Souterrain, und von hier aus ſollte der Küchenbau umſtellt und eine Späh ſpitze bis vor an das Direktorhaus geſandt werden. Fliczek verteilte die Poſten, Willibald behielt er zurück.

— „Du mußt bis ans Direktorhaus, Stilpe. Ich geh' an Buſchkleppern ſeins. Wenn alles ruhig iſt, pfeifſt du, daß Rille in die Klaſſe läuft und die andern ruft. Wenn der Direktor kommt, klatſchſt du und reißt aus."

— „Was willſt du denn an Buſchkleppern ſei'm Haus? Da kommt doch niemand her!?"

„Halt'n Rand und mach, was ich dir geſagt habe."

Willibald ging über den Hof geradeaus und hörte, wie ſich Fliczek nach links entfernte.

Was wollte der zum Teufel denn dort? Willibald begriff durchaus nicht, weshalb man sich gegen den alten Buschklepper durch einen Hauptposten schützen wollte, vor diesem alten Mann, der ganz gewiß nicht in der Nacht revidierte.

Aber er ging, doch ein wenig stolz darauf, daß er den gefährlichsten Posten erhalten hatte, bis zum Direktorhause und dachte einstweilen nur an seine Pflicht. Als er aber den vorschriftsmäßigen Pfiff getan hatte und ringsum nichts Verdächtiges zu bemerken war, da kam ihm plötzlich der Gedanke an Josephine.

Wenn ich durch den Lehrergarten hinten herumginge, dachte er sich, so käme ich an die Hintertüre von Buschkleppers Hause. Dort wird mich Fliczek nicht merken, der natürlich an der Vordertüre aufpaßt. Vielleicht ist hinten noch Licht, und ich sehe sie.

Kaum, daß er sich das gedacht hatte, war er auch schon auf dem Wege. Der war zwar unbequem, denn er mußte immer über die Zäune steigen, die zwischen den einzelnen Lehrergärtchen waren, auch stieß er sich bald an einen Baum, bald kam er in ein Gebüsch, bald sank er in ein Beet, aber er wäre ja durch Meere geschwommen, um in Josephinens Nähe zu kommen.

Er zählte die Stakete ab. Fünf hatte er nun, nach dem sechsten war er in Buschkleppers Garten.

Herrgott, wie ihm das Herz schlug!

Da eben, als er übersteigen wollte, hörte er was flüstern.

Himmel! Wer ist das! Er schlich sich nahe an das Staket, um genau zu hören, wo das Geflüster herkam. Rechts hinten war's, drüben in der Laube.

Er schlich das Staket entlang nach rechts, der Laube zu.

Das Geflüster wurde vernehmlicher. Plötzlich hörte er:

— „Pscht!"

— „Was denn?"

— „Da knackte was!"

— „Á, nee!"

Willibald wurde es ſiedendheiß. War das nicht . . .?

Aber er ging näher. Und er hörte:

— „Bleib doch noch e bißl!"

— „Nein, nein, ich muß zu den andern, ſonſt merken ſie's."

— „Ach, du!"

Da, an dieſem Ach du! merkte Willibald, daß die eine Stimme Joſephinens war, und mit einem Male wußte er, daß die andre die Fliczeks ſein mußte.

Eine jagende Wut überkam den kleinen Burſchen. Mit einem Sprunge war er übers Staket, mitten in die Finſternis hinein.

Ein Aufſchrei rechts vor ihm. Nur ein paar Schritte.

Noch ehe Fliczek davon konnte, war Willibald dort und droſch auf den Fliehenden mit ſeinen kleinen Fäuſten wie raſend los. Dann wandte er ſich um und blieb vor Joſephine ſtehen:

— „Du, du, du Luder, du, du Luder!"

— „Ja, du, was willſt denn du hier?"

— „Ich, ich, ich . . ." Und nun heulte der arme Junge los, daß das Mädchen ſeinen Schreck und ſeinen Zorn über ihn vergaß und ihn tröſtete.

Er war ganz beſinnungslos und legte ſeine Hände auf ihre Achſeln und lehnte ſeinen Kopf darauf und ſchluchzte: „Du . . . mußt . . . mir . . . nicht böſe ſein, ich, ich . . . ach . . ." Und er heulte wieder.

— „Nein, nein, ich bin dir ja nicht böſe, ich . . . ich bin dir wirklich nicht böſe . . . nein, aber nu geh doch, geh!"

Da war der kleine Junge wieder ganz ſelig und fiel dem Mädel um den Hals und drückte ſie, preßte ſie, quetſchte ſie, daß ſie ihre Not hatte, ihn von ſich abzuſtreifen. Ihr Geſicht war ganz naß von ſeinen Tränen, und die offenen Haare hingen ihr über die Bruſt vor. Sie ſahen einander nicht, aber ihre Blicke hingen ineinander.

Schließlich verſetzte ihr Willibald einen Kuß, ſo laut und ſchallend, daß ſie nun, ob auch ungern, es für unumgänglich nötig hielt, ein Ende zu machen.

— „Nu geh, du, mach, ſonſt kommt noch jemand. Aber ſo geh doch!"

Willibald ließ ſie nicht los.

— „Du, ich ſchreie nu aber! Und wenn mei Vater kommt!"

Der Gedanke an den alten Buſchklepper brachte Willibald zur Beſinnung.

— „Ja, ja, aber nicht mehr mit Fliczek'n!"

— „Nee, nee, geh nur!"

Willibald ließ ſie los und lief davon. Er lief, als hätte er keinerlei Urſache, leiſe und vorſichtig aufzutreten, er ſprang quer über den Hof, nach dem Klaſſenzimmer zu. Plötzlich zwang ihn etwas, ſtehen zu bleiben.

Herrgott, wenn jetzt die andern geklappt ſind! Und ich bin ſchuld daran!

Ich? Nee: Fliczek!

Und jetzt kam die Wut nochmals über ihn, und ſtatt durch die Türe zu gehen, ſprang er durchs Fenſter in den Korridor.

Da roch es wundergut nach Äpfeln.

Das beſänftigte ihn. Leiſe ſchlich er ſich hinauf in den Schlafſaal.

Nr. 172, auch ein Selektaner, lag noch wach und kaute an einem Apfel:

— „Was kommſt du denn ſo ſpäte?"

— „Ich hab', ich hab' gedacht, ich muß noch Poſten ſtehen."

— „I, Unſinn. Wir ſind ſchon lange oben. Deine Äppel und Fliczek'n ſeine hat der lange Ayrich. Willſt du een'? Ich hab's ganze Bette voll."

— „Gib nur!"

Und auch der Apfel ſchmeckte gut.

Sechſtes Kapitel

Als Willibald am nächſten Morgen erwachte, war ſein erſter Gedanke Joſephine, ſein zweiter Fliczek. Bei dem erſten war ihm linde und gut zumute, bei dem zweiten ballte er die Fäuſte.

Er hatte die Empfindung, daß er ſich heute ſeiner Haut zu wehren haben werde. Aber er hatte keine Furcht.

Er ſoll nur kommen, der Böhmake, dachte er ſich, und bei dieſer Gelegenheit regte ſich in ihm zum erſten Male der Raufdeutſche. Er ſoll nur kommen und mir was ſagen! Eine Schelle kriegt er! Und er erſchauderte nicht vor dem Gedanken, daß er, der Strunk, einen Großen ohrfeigen wollte! So verrückt das Weib die Standesunterſchiede.

Aber es kam anders. Der Tag wurde zwar reich an Aufregungen im Inſtitute, aber juſt Willibald wurde nicht davon betroffen.

Fliczek wußte offenbar nicht, von wem er geprügelt worden war. Er war ſehr niedergeſchlagen und blaß, die einzige Farbe in ſeinem Geſicht war ein blauer Fleck unterm rechten Auge; er ließ den Kopf hängen und ſchien es nicht zu wagen, aufzublicken.

Willibald merkte ſofort, wie es ſtand, und es kitzelte ihn, den gehaßten Böhmen zu reizen.

— „Du, was haſt du denn da für einen Fleck im Geſichte?"

— „Was dich nix angeht, Strunk dummer."

— „Biſt wohl hingeplautzt bei Buſchkleppern geſtern?"

— „Halt'n Rand, Strunk, oder ich . . ."

— „Na, was denn? Wenn ich doch bloß frage . . . Überhaupt: Warum biſt du denn ſo gerannt?"

— „Haſt du mich geſehen, Stilpe? Wo haſt du mich denn geſehen?"

— „Nu, du biſt ja im Hofe an mir vorbeigerannt wie beſeſſen."

Das war kühn kombiniert von Jung-Willibald. Wenn nun Fliczek gar nicht über den Hof gerannt wäre? Aber er hatte richtig kombiniert.

— „Ich, ich habe was kommen hören, und da hab' ich Leine gezogen. Ich dachte schon, ich wäre geklappt."

— „Und da bist du wohl hingefallen?"

— „Ja, da, an der Mitteltüre, auf die Treppe hin. Was hast denn du auf'm Hofe zu suchen gehabt? Du hast doch sollen durch das Souterrain zurück?!"

— „Ich hab' dir was sagen wollen."

— „Mir? Was denn? Warum denn? Du: Hast du was gehört?"

— „Ja, eben, ich hab' was gehört bei Buschkleppern hinten, und da hab' ich gedacht: das muß ich dir sagen."

— „Du hast was gehört . . . War's laut? Hast du auch was gesehen?"

— „Nee, 's war ja ganz dunkel, aber ich hab' jemand schreien gehört."

— „Du, Strunk, das sag' ich dir: daß du niemand was davon sagst. Sonst setzt's Keile!"

— „Was soll ich denn sagen? Ich weiß ja gar nichts. Hast du denn etwa geschrien, Fliczek?"

— „Ich? Unsinn! Ich hab' auch nichts gehört. Du hast wohl geträumt vor Angst, feiger Strunk."

Da hätte ihm Willibald von Herzen gerne alles durch eine Ohrfeige klar gemacht, aber er war doch zu klug dazu. Nur das konnte er sich nicht verkneifen, daß er sagte:

— „Ich weiß besser wie du, wer feige ist."

Worauf Fliczek nichts zu erwidern wußte, als ein verächtliches: Strunk!

* * *

Dieſes Geſpräch fand nach dem Frühſtück ſtatt, als ſich die Klaſſen zur Arbeitsſtunde in ihre Zimmer verteilten.

Die Arbeitsſtunde ſelber hatte ein anderes Ausſehen, als ſonſt. Es war ein merkwürdiges Geflüſtere unter den Jungen, zumal in den Oberklaſſen. Unter den Bänken wurden Äpfel herumgegeben, und häufig hörte man das Schnirpſen, wenn einer in einen Apfel biß. Dazu ein Gekicher und Blicke hin und her. Ein Triumphgefühl ging durch alle, und wenn ſie den beaufſichtigenden Inſpektor anſahen, ſo konnte man aus den Blicken leſen: Der dumme Kerl weiß von nichts.

Auch während der Andacht hielt dies Weſen an. Alle Hoſentaſchen der Selektaner ſtaken voller Äpfel, und man griff ſich gegenſeitig an die Taſchen und kicherte dazu. Als einer mitten in dem ſehr langen und feierlichen Gebete des Vizedirektors, der mit Vorliebe Sprüche aus Jeſuch Sirach einflocht, zu ſeinem Nachbar ſagte: „Ich hab' ſchon Bauchkneipen", da ſetzte ſich die Mitteilung im Flüſtertone durch die ganze erſte Reihe fort, und der Vizedirektor mußte in ſeinen Sirach ein grollendes: Ruhe! einſchieben.

Aber ſchon nach der zweiten Unterrichtsſtunde, als die Körbe mit Dreierbrötchen eben an die Türe geſtellt waren, meldete ſich das Verhängnis. Die dicke Küchenmeiſterin erſchien, ohne angeklopft zu haben, in der zweiten Selektaklaſſe, wo der Direktor gerade Cornelius Nepos traktierte.

Entrüſtet blickte der Scholiarch die Frau an, und ein aufgebrachtes Rhm! fuhr ihr entgegen. Sie aber, ohne eine Spur von dem Reſpekte, der ſie ſonſt nie verließ, ſchwappte bis an das Katheder vor und rief mit erregter Stimme: „Meine Äppel hamſe gemauſt! Meine ſcheenen Äppel, die niſchtnutzgen Jungen!"

— „Was behaupten Sie!?"

— „Ich behaupte niſcht, Herr Derekter, ich behaupte Se gar niſcht, ich ſage bloß: Gemauſt ham ſe ſe, alle ham ſe ſe gemauſt!"

— „Mäßigen Sie ſich! Gehen Sie in Ihre Küche! Hier wird Schule gehalten!"

— „Aber, wenn ſe doch meine Äppel alle gemauſt ham, Herr Derekter!"

In dieſem Augenblicke hörte man etwas fallen, und ein großer rotbackiger Apfel rollte langſam aus der erſten Bankreihe vor das Katheder.

Es war, als ob ſich der Apfel ſeiner Wichtigkeit für dieſen Augenblick bewußt wäre, mit ſo viel Ausdruck, ja Würde rollte er. Als er zuletzt noch ein paarmal hin und her ſchwankte, war es wie der Schlußappell in der Rede eines Staatsanwalts.

Aber es iſt Staatsanwälten nur ſelten beſchieden, ſo überzeugend zu wirken, wie es dieſer ſchweigend beredte Apfel tat.

Sämtliche Selektaner machten eine unbewußte Bewegung, als wollten ſie unter die Bänke kriechen, die Augen des Direktors traten aus ihren Höhlen und hatten ganz offenbar die Tendenz, in aller Körperlichkeit unter die ſchuldbeladene Schülerſchaft zu fahren, die Küchenmeiſterin aber warf ſich mit dem Aplomb eines trächtigen Elefantenweibchens auf den Apfel und ſchrie: „Hammr nu den Beweis, Herr Derekter? Hammr den Beweis? Ob das nich eener von mein Äppeln is? Na? Oh, die verfluchte Jungens, die Mauſehaken! Nee, ſo e Volk! Fui Teifel, ſag 'ch, und noch emal: Fui, ſchämt eich!"

Und ſie ſetzte den Apfel mit der Wucht des Triumphes auf das Katheder und fixierte bald die Schüler, bald den Direktor.

Der ſprach: „Rhm! Hm! Das iſt ... Ich ſage: Das iſt unerhört! Das iſt eine Schmach ohnegleichen! Wer von euch ...! Hm! Geſteht! Ich ſage: Geſteht auf der Stelle, oder ...! Rhm! Ich werde ein Exempel ... Rhm! ..."

Plötzlich veränderte ſich ſein Blick, und er wandte ſich zornesvoll zur Köchin: „Gehen Sie in Ihre Küche, ſag' ich! In Ihre

Küche! In . . . Ihre . . . Küche!!! Hier wird Schule gehalten! Gehen Sie an Ihre Arbeit! Alles andere wird ſich finden. Rhm!"

Die Küchenmeiſterin ſah den Direktor erſchrocken an und floh hinaus.

Jetzt aber verließ der Direktor das Katheder.

Niemand durfte zweifeln, daß etwas Fürchterliches nahe bevorſtand.

Es bezweifelte es auch niemand.

Gänſe beim Gewitter ducken ſich nicht ſcheuer, als die braven Selektaner es taten, während der Direktor ſtampfend und keuchend auf und ab lief.

So tat er immer, wenn er einen am Ohr nehmen wollte.

Man kannte das.

Er hatte eine eigene Art, einen am Ohr zu nehmen; ſo eine gewiſſe Drehung, als wollte er eine Tür aufſchließen und der Schlüſſel ging nicht.

Die in der vorderſten Reihe bereiteten ſich ſchon vor, die Ohren zu ſchützen.

Aber es kam anders. Der Fall war zu ausgedehnt. Denn der Direktor hätte vierzig Ohren drehen müſſen.

Eine Maſchine wäre nötig geweſen.

Er plante Schlimmeres.

Plötzlich donnerte er: „Rhm! Sämtliche Schlüſſel auf die Bank gelegt!"

Die Schlüſſel klapperten herauf.

— „Rhm! Primus, die Schlüſſel einſammeln!"

Es geſchah.

— „Rhm! Hat die erſte Selekta auch geſtohlen?"

Kein Atemzug im ganzen Raume.

— „Rhm. Ich frage: Hat . . ."

— „Ja!" (Die guten Jungen liſpelten das wie kleine Mädchen.)

— „Ach, rhm, das iſt ja wirklich . . . ich ſage: Das iſt . . . in der Tat . . . rhm! Primus!"

Der Primus erhob ſich und neigte das lilienblaſſe Haupt.

— „Geh in die erſte Selekta und bitte den Herrn Doktor Bor, er ſoll die Schlüſſel einſammeln laſſen."

Der Primus fegte davon, froh, aus dem Bannkreis dieſer rollenden Augen zu kommen.

Wir folgen ihm.

Doktor Bor, ein Pädagoge voll Humor, hatte eben einen Witz zum beſten gegeben, und die großen Selektaner wollten ſich vor Lachen ausſchütten, als der Abgeſandte des Zorns ſeine Botſchaft ausrichtete.

Rups, wie brach da das fröhliche Gelächter ab.

Nur Doktor Bor blieb fröhlich, und er ſprach: „Die adoleſcentuli ſollen ihre werten Schlüſſel auf die Bank der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte legen! Tut's, meine Lieben, tut's! Mir ſcheint, es ſtinkt in irgendeinem Schranke? Oder in allen?"

Da klingelte es, und ſchon erſchien auch der Direktor auf der Schwelle.

— „Haben Sie die Schlüſſel, Herr Kollege?"

— „Hier ſind ſie. Was iſt denn geſchehen, Herr Direktor?"

— „Sie haben, rhm, Diebe zu Schülern, Herr Kollege!"

— „Na, ich danke!"

— „Es verläßt niemand das Zimmer! Beide Selekten haben Zimmerarreſt bis auf weiteres."

* * *

In der zweiten Selekta wurde der Zimmerarreſt damit eingeleitet, daß man den Unglücklichen, der den Apfel hatte fallen laſſen, gemeinſchaftlich durchprügelte.

Das iſt die Art, wie ſich die Verzweiflung des Volkes gerne entlädt.

In der ersten Selekta ging ein Gemunkel von Verrat, und man hatte natürlich die zweite Selekta im Verdacht. Schon war man daran, über die Strafen zu beratschlagen, die hier am Platze waren, da wurde Fliczek durch den Inspektor herausgerufen.

— „Der Hund! Die Petze! So ein Schuft! Also der Tscheche! Natürlich: der Tscheche!"

Die entrüstete Schar ahnte nicht, daß ihnen in dem beschimpften Böhmen ein Blitzableiter erstanden war.

* * *

Die Lehrerkonferenz, vor deren Beschluß die beiden Selekten zitterten, befaßte sich einstweilen gar nicht mit dem Raubzug auf die Äpfel, sondern mit einem viel greulicheren Faktum: mit „der unglaublichen sittlichen Verworfenheit dieses entarteten Burschen da", wie der Direktor sich in gehobener Rede ausdrückte, indem er auf Fliczek wies.

— „Wir werden uns nachher mit einer Vergehung zu befassen haben, die leider den beiden Selekten, wie es allen Anschein hat, ausnahmslos zur Last fällt, mit einer Vergehung, die schlimm, rhm, sehr schlimm ist, die wir aber im Vergleich mit der Büberei dieses Menschen noch gelinde ansehen dürfen. Wir können vielleicht, rhm, ich sage: vielleicht, annehmen, daß dieses Vergehen der Selektaner mehr ein übermütiger Jungenstreich als ein Beweis für böse Lust ist. Aber hier, rhm, hier, meine Herren Kollegen, hier ist sittliche Verlumptheit! Hier ist, rhm, Seuchenstoff gefährlichster Art! Hier ist geil wucherndes Unkraut!"

Der Vizedirektor, der die Steigerungstendenz im Stile des Direktors kannte, erlaubte sich, einzuwerfen, ob es nicht wohl angebracht sei, den Fliczek einstweilen hinauszuschicken.

— „Rhm, ja, jawohl, hinaus mit diesem Burschen! Aber unter Bedeckung! Hinaus, sag' ich, Fliczek!"

Fliczek ging.

— „Es iſt keine Frage, meine Herren, daß wir, rhm, daß wir dieſen gefährlichen Buben entlaſſen müſſen. Dank der Anzeige des Kollegen Wippe, der nicht bloß als echter Vater, ſondern auch als pflichtbewußter Pädagoge gehandelt hat, und von dem wir nie etwas anderes erwartet haben, iſt die Unzucht, rhm, ich ſage die Unzucht . . ."

— „Bitte, Herr Direktor, nicht wohl eben dies, denn ſo weit wage ich meine Tochter nicht mit anzuſchuldigen . . .", wimmerte Herr Wippe.

— „Ich ſage doch: Unzucht, ohne daß ich das Gräßlichſte anzunehmen verzweifelt genug wäre. Denn ſchon der Gedanke, nächtlicherweile . . . aber genug! Wir haben, rhm, die Pflicht, auch den Gedanken zu töten, der . . . Aber genug und gleichviel! Wir wiſſen, daß dieſer Bube auf Schleichwegen geweſen iſt, und nicht zum erſten Male, auf Schleichwegen, ſage ich, rhm, die keinesfalls unſchuldiger Natur waren. Er ſelbſt hat es nicht zu leugnen gewagt. Sein Auge — oh, aber, rhm, genug! Wir müſſen ihn dimittieren. Kollege Wippe hat ſich in rühmenswerter Aufwallung entſchloſſen, ſeine Tochter, über deren Anteil an dem Entſetzlichen nicht wir zu befinden haben, noch heute aus dem Hauſe zu tun, und es muß auch dieſer Burſche heute noch das Inſtitut verlaſſen. Wir ſchenken unſer ganzes Bedauern dem ſchwer getroffenen Vormund des Verworfenen, aber, rhm, wir müſſen das Intereſſe unſerer Anſtalt über alles ſtellen. Ich zweifle nicht, daß Sie alle einer Meinung mit mir ſind."

Sie waren alle einer Meinung.

* * *

Für die Entſcheidung über den Raubzug der Selektaner war dieſer Fall Fliczek ungemein günſtig. Zum größten Erſtaunen der

Delinquenten erfolgte nur ein vierwöchiger Zimmerarreſt und die Beſtimmung, daß die Selektanerarbeitsſtunden nicht mehr abends, ſondern früh ſtattzufinden hätten. Das war freilich recht bitter, aber, da man ſich natürlich auf ſehr viel Schlimmeres gefaßt gemacht hatte, ſo durfte man es mit einem halbwegs angenehmen Gefühle tragen.

Gruſelig und unheimlich wirkte das Verſchwinden Fliczeks. Aber am unheimlichſten auf Willibald. Es muß geſagt werden: er hatte eine fürchterliche Angſt.

Er war ja der einzige, der den Zuſammenhang ahnte. Aber: hing denn nicht er ſelber auch damit zuſammen?

Kein Zweifel: Joſephine war erwiſcht worden und hatte Fliczek genannt.

Und ihn nicht?

Das tat ihm einesteils wohl, aber andernteils hatte er die Empfindung, als ob er da nicht ganz als voll betrachtet worden ſei. Doch das Schlimmſte war: Joſephine war fort.

Und jetzt fing er erſt recht an, Verſe zu machen.

Siebentes Kapitel

Im allgemeinen fühlte ſich der kleine Willibald doch recht wichtig mit ſeinen Geheimniſſen, und den alten Buſchklepper ſah er von nun an immer nur ſo mit einem gewiſſen hohen Bedauern an.

Aber fatal war es ihm, daß er gar niemand hatte, den er ins Vertrauen ziehen konnte.

Auch wie er mit ſeinen Altersgenoſſen in die Reihe der Großen kam, wo denn ſchon manchmal ein wuchtig Wort geredet wurde, fand er keinen, dem er hätte ſagen mögen, was jetzt ſeine Anſicht vom Monde ſei. Er war ja auch, ohne daß man's ihm geſagt hatte,

dahinter gekommen, was darunter zu verſtehen ſei, wenn einer, dem der Schnurrbart erſchienen iſt, nächtlicherweile auf dem Monde ſpaziert. Nur fand er, daß es auch ohne Schnurrbart ginge.

Denn er mit allen ſeinen Erfahrungen bekam ſicherlich noch lange keinen.

Überhaupt, die Natur meinte es nicht gut mit ihm. Er, der nun ſchon konfirmiert werden ſollte, in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen, ſah um drei Jahre jünger aus, als er war; und das will in dieſen Jahren ſehr viel bedeuten, zumal bei einem, der ſich innerlich etwa drei Jahre älter fühlt, als er in Wirklichkeit zählt, alſo ſechs Jahre älter, als er ausſieht.

Das machte ſeine Stellung unter all den Jungen noch fataler. Die Großen hänſelten ihn, weil er ſie durch ſein kleinjungenhaftes Ausſehen gewiſſermaßen kompromittierte, die Jüngeren ließen es ihn zuweilen faſt merken, daß ſie ihn nicht ganz für groß anſahen, und er ſelbſt fühlte ſich dabei im Inneren ſehr viel größer, als die Größten unter den Großen.

Er zernagte ſich förmlich vor Ingrimm und fing an, ſich gegen alle Welt hochfahrend zu betragen.

Die meiſte Zeit las er. Wahllos alles, was ihm unter die Hände geriet. Die Gedichte des Leſebuchs kannte er auswendig, und es war ſein Triumph, ſich darin auf die Probe ſtellen zu laſſen. Sonſt fand er ſeine Luſt in einem wühlenden Fabulieren. Während die andern ihre Ballſpiele trieben, lief er im Korridor auf und ab und machte ſich zum Helden unmöglicher Verhältniſſe. Ein unglaublicher Ritter war er, auf einem ganz unglaublichen Pferde. Wenn dies Pferd wieherte, fielen die Wälder um, und wenn er bloß ſein Schwert hob, fielen die Köpfe von ganzen Armeen in den Sand. Aber, wenn die Obſthökerin kam, ſo ſchwanden alle Phantaſien, und ſolange er was Süßes zwiſchen den Zähnen hatte, waren ihm ſeine Heldentaten ganz gleichgültig.

In der Schule taugte er wenig und am wenigſten im Rechnen. Aber Deutſch und Religion, das waren ſeine Gebiete. Er ſchrieb unorthographiſcher, als es den Anſprüchen ſeiner Klaſſe gemäß war, aber in ſeinen Aufſätzen war eine gewiſſe Art von Liebe am Ausdruck.

Ungemein oft kam bei ihm das Wort Gott vor. Gleichviel, was er zu ſchildern hatte: den Bau des Maikäfers, die Schlacht bei Salamis, die Pflicht, fleißig zu ſein, die Ferienreiſe, — immer lief alles auf Gott hinaus.

Gott, das war ihm jetzt, was ihm Miokowitſch geweſen war, das ſchlechthin Große, Fabelhafte. Den alten Paſtor, der ihm den Konfirmandenunterricht erteilte, ſetzte er in ewige Verlegenheiten.

„Was iſt Gott?" fragte Paſtor Schulze.

— „Ein koloſſales Weſen."

— „Nicht doch, Stilpe. Wie heißt es im Katechismus?"

Nun, das wußte er wohl auch. Aber das genügte ihm nicht.

— „Herr Paſtor: Iſt Gott größer als das Königreich Sachſen?"

— „Gott iſt ſo groß, daß ihn menſchliche Worte nicht ausdrücken können."

— „Herr Paſtor: Kennt mich Gott?"

— „Freilich, denn er kennt alle Dinge."

— „Wenn ich bete, hört er mich?"

— „Freilich, freilich, uud er freut ſich, wenn du beteſt."

— „Wenn nun aber Rammer auch betet, wem hört er denn da zu, Rammern oder mir?"

— „Dir und Rammern und Millionen anderen!"

— „Aber vergißt er denn nicht manchmal was?"

— „Nie, Stilpe, er weiß jeden Laut und jeden Gedanken, ſelbſt das Summen der Biene verſteht er."

— „Merkt er es auch, wenn ich nicht bete?"

— „Er merkt es und zürnt."

— „Warum denn?"

— „Weil es Chriſtenpflicht iſt, zu beten. Erinnere dich doch, was ich euch über das Beten geſagt habe."

— „Ja, ja, ich weiß. Aber wenn er mir nun nicht erfüllt, was ich bete?"

— „Schweig endlich und frag nicht unnütz. Du haſt mir ſelber vorige Stunde ganz genau und gut geantwortet. Bleibe feſt bei dem, was ich dich lehre. Gott liebt die unnützen Frager nicht."

Aber Willibald konnte es nicht laſſen, wenigſtens für ſich zu fragen. Zwar glaubte er felſenfeſt, was er im Katechismus gelernt hatte, denn es gereichte ihm zu großer Genugtuung, daß er durch ſolchen Glauben fähig werden ſollte, in die Gemeinde der Gläubigen, was ſo viel wie der Erwachſenen hieß, aufgenommen zu werden, aber das war eine Sache für ſich, das war etwas Feſtſtehendes wie die Katechismusſtunde im Stundenplan, das ging die Fragen eigentlich gar nicht an.

Er glaubte, weil es ja eine Schande geweſen wäre, nicht zu glauben, und weil er zudem in der Religion der Erſte war.

Das Fragen war mehr ein Spiel mit Gott. Es ging ihm keineswegs tief. Es lief nicht auf Zweifel hinaus, wollte nicht etwa dahin kommen, daß plötzlich mal keine Antwort mehr da wäre. Nein, es geſchah in der wunderbaren Zuverſicht, daß man über Gott das Unmöglichſte erfragen dürfe, und es würde doch immer eine Antwort kommen. Überdies war Willibald trotz aller Worte des Paſtors davon überzeugt, daß er gerade durch ſeine Fragen Gott ſehr intereſſant werden müſſe, und er fing einen förmlichen Sport damit an, alles in Beziehung zu Gott zu ſetzen.

— „Wenn ich jetzt der Fliege ein Bein ausreiße, ſo ärgert ſich Gott."

— „Halt! Jetzt werde ich ſo tun, als wollte ich ihr ein Bein ausreißen . . . Was für ein Geſicht wird er da machen!"

— „Aber nein: ich laſſe ſie fliegen. Jetzt freut er ſich."

— „Heute werde ich bei jedem Biſſen, den ich in den Mund ſtecke, inwendig ſagen: Ich danke dir, Gott! Und wenn ich's einmal vergeſſe, ſo will ich nicht weiter eſſen."

Aber er führte es nur bei der Suppe durch. Beim Braten vergaß er's bald und aß doch weiter: die andern haben's ja nicht einmal bei der Suppe geſagt!

Chriſtus intereſſierte ihn viel weniger, und der Heilige Geiſt gar nicht, obwohl er im Katechismus über ſie ebenſogut beſchlagen war, wie über Gott. Es wäre ihm nie eingefallen, Chriſtus etwa zum Orakel zu machen, wie er's mit Gott unzählige Male tat, dem er die Entſcheidung über die geringfügigſten Dinge ließ.

— „Soll ich meine lateiniſchen Vokabeln noch einmal durchgehen? Ich zähle bis zwanzig, und wenn der Inſpektor ſich auf dem Katheder rührt, ſagt Gott: ja."

Aber, wenn ſich der Inſpektor rührte, ſo galt dies doch nicht ſogleich, denn es mußte ein deutliches Rühren ſein, und wenn er etwa bloß eine Hand erhob, ſo hatte Gott ſchon nein! geſagt, und das Vokabularium wurde zugeklappt.

Es gab unter den Zöglingen auch einige Katholiken. Die verachtete Willibald unſäglich. Der Paſtor hatte durchaus nicht eigentlichen Anſtoß dazu gegeben, aber es genügte ſchon das wenige, was er geſagt hatte, um Stilpe mit der Überzeugung zu erfüllen, daß ſie mit ſeinem Gott nichts gemein hatten.

Unter den Jungen fehlte es nicht an Schimpfnamen gegen die katholiſche Minderheit. Die gebrauchte Stilpe ſelten oder gar nicht. Aber „ſo ein Katholiſcher" kam ihm innerlich wie ausſätzig vor.

Da die meiſten Katholiken unter den Schülern Ausländer waren, ſo erhielt dieſes Gefühl der ſtillen Verachtung noch einen Bei-

ton von Deutſchgefühl. Darin war er auch ſonſt ſehr ſtark. Ein „Bardenlied" von Willibald begann mit den Worten:

Wir Germanen ſchleudern mit Speeren
Nach Römern und nach Bären
Und trinken Met!

Unter Met ſtellte ſich Stilpe etwas ungemein Süßes vor, das aber doch wie Lagerbier wirkte.

Alles in allem hatte Gott nebſt den allerlei anfliegenden Idealempfindungen von germaniſchen Urwäldern, Blücher, Kaiſer Wilhelm, Moltke den Sinn Willibalds vom Monde etwas abgelenkt. Es war nur noch etwas ſo wie eine heiße Dehnung in ihm, ein Gefühl, gemiſcht aus unſagbarer Sehnſucht und augenirrender Furcht.

Er hätte jetzt nicht mehr den Mut gehabt, wie damals, als er Fliczek davonprügelte. Er fürchtete ſich vor den Mädchen, ſobald er einmal eine zu ſehen bekam, und empörte ſich dann über dieſe Furcht.

Aber manchmal geſchah es doch noch, daß er an Buſchkleppers Garten ging und ſeine Hände auf das Gartengeländer lehnte, ſtarr nach der Laube hinüberlugend voll heißeſter, wirreſter Wallungen.

Das ſtammelte er dann alles in Verſen über Thusnelda aus, die Gattin Armins des Befreiers.

Zweites Buch
Das Jünglinglein

Ich rate dir, mein Junge,
Bewahre deine Zunge
Und hüte deinen Magen
Vorm Obſte, wenn's noch grün.
Schwer iſt es zu vertragen,
Es macht Verdauungsmühn
Und anderweite Plagen.

Aus Stilpes Maximen und Reflexionen.

Erſtes Kapitel

„Was iſt denn das? Schämt ihr euch nicht? Obertertianer, die ſich wie die Quartaner balgen! Laßt los, ſag' ich! Stilpe, wenn du noch einmal zuſchlägſt!"

Der ſtämmige Turnlehrer Stürz kam in muſtergültigen Sätzen hinter den Kletterſtangen hervorgeſprungen zum zweiten Reck, wo die Obertertianer der Leipziger Thomasſchule mit Kennermiene um einen lebendigen Knäuel herumſtanden, der ſich bei den gellenden Rufen des Turngewaltigen langſam entwickelte, und als deſſen Beſtandteile ſich unſer Freund Stilpe nebſt ſeinem Klaſſengenoſſen Girlinger präſentierten.

— „Was hat's gegeben? In einem Vierteljahr ſoll man euch ſiezen, und jetzt wälzt ihr euch in der Lohe wie die kleinen Jungen. Wollt ihr euch nicht wenigſtens gefälligſt entſchuldigen? Wer hat angefangen?"

— „Stilpe. Er hat mich geohrfeigt. Da hab' ich ihm einen Magenſtoß verabreicht."

Girlinger ſagte das mit der Ruhe eines Statiſtikers, obwohl ihm die Naſenflügel noch vor Zorn bebten. Es war ein ſchmächtiger, ſchwarzhaariger Burſche mit ungemein lebhaften Augen, einer reichlich großen, aber ſchmalrückigen und ſchön geſchwungenen Naſe und einem Anflug von Schnurrbart.

Stilpe machte ſich nicht gut neben ihm. Er war dicker, ſtämmiger und hatte etwas von einem Bulldogg. Seine Lippen waren aufgeworfen wie bei einem Kalmücken, ſeine Naſe hatte gleichfalls die Tendenz nach oben, ſeine Augen waren klein und wäſſerig blau. Dazu ſchwarzes, ſtarres Haar, das zu weit in die Stirn ging und ein paar Wirbel zuviel hatte, und Pockennarben übers ganze Geſicht.

Der kleine Willibald hatte ſich beträchtlich verändert, bis er's zum Obertertianer gebracht hatte. Selbſt ſeine gute Mutter fand,

daß er ein bißchen „zu charakteriſtiſch" geworden wäre, wie ſie ſagte. Auch ohne die Pockennarben wäre er kein Adonis geweſen.

Dazu trug er ſich recht ſonderbar. Etwas wildweſtartig und nicht eben ſorgfältig. Ein ſchwarz karierter Anzug, deſſen Grundfarbe ein lehmiges Gelb war; dazu ein flatternder grüner Hängeſchlips. Alles in einem liederlichen Zuſtande, der jetzt noch beſonders zur Geltung kam, wo die Jacke durch die Balgerei einen Riß bekommen hatte.

— „So, Stilpe, alſo du ohrfeigſt den Primus deiner Klaſſe. Natürlich, wer faſt der Letzte iſt, muß ſeinen Zorn an den beſſeren Schülern auslaſſen. Willſt du die Güte haben und ſagen, wie du zu dieſer Lümmelei gekommen biſt?"

Stilpe kräuſelte ſeine Oberlippe noch etwas nach oben und ſetzte ein ſehr verächtliches Geſicht auf. Dabei zuckte er die Achſeln und wiſchte ſich die Lohe von den Kleidern.

— „Alſo wird's bald!?"

— „Ich mag nicht denunzieren."

— „Was magſt du nicht? Denunzieren ſagſt du? Hört mal, leiht euerm Kameraden doch Heyſes Fremdwörterbuch; er ſcheint nicht zu wiſſen, was denunzieren heißt."

Jetzt ſtampfte aber Stilpe mit dem Fuße auf:

— „Ich weiß ſehr wohl, was denunzieren bedeutet, und gerade darum ſage ich nicht, weshalb ich den Herrn Primus verdientermaßen geohrfeigt habe."

— „Höre, Stilpe, jetzt wird mir's zu bunt. Mit Frechheiten kommſt du bei mir nicht durch. Wenn du nicht auf der Stelle Antwort gibſt, meld' ich die Sache, und dann läuft ſie übel für dich ab, das weißt du."

— „Das weiß ich. Aber ich kann nicht antworten . . . d. h., wenn Girlinger mich vielleicht ermächtigt? . . ."

— „Ja, zum Donnerwetter, ihr ſeid wohl nicht recht . . . Girlinger, was iſt!?"

Girlinger machte eine bedeutende Geſte und ſagte mit kühler Gelaſſenheit: „Stilpe hat meine Ermächtigung."

Dieſe ironiſche Ruhe brachte Stilpen ganz außer ſich. Das war es ja überhaupt, was ihm am Primus ſo widerwärtig war, dieſe infame Ruhe und Gleichmütigkeit. Girlinger war der einzige in der Klaſſe, der ihm imponierte, der einzige, mit dem er „über Dinge" ſprach, aber immer endete es auf ſeiner Seite mit Wutausbrüchen, weil dieſer ſich nie dazu herbeilaſſen wollte, warm zu werden. Er, Stilpe, fuhr immer mit Kanonen auf, und Girlinger tat ſo, als könne er alles mit ſeinem Taſchentuch wegwedeln.

Alſo Stilpe brach wütend los:

— „Gut! Wenn er mir's ſchon geſtattet . . . Gut! Ich habe ihn geohrfeigt, weil er Bismarck beleidigt hat!"

Ein ſchallendes Gelächter brach los. Auch der rotbärtige Stürz lachte.

— „Ah, eine politiſche Ohrfeige! Ja dann, meine Herren, bin ich nicht kompetent. Das gehört vor den Reichstag. Wir wollen einſtweilen im Klimmzug fortfahren."

Stilpe hätte in die braune Lohe greifen und ſie dem Turnlehrer ins Geſicht ſchmeißen mögen. Jede Strafe wäre ihm willkommen geweſen, aber dieſer Hohn traf ihn ſchmerzlich. Er wurde blaß vor Zorn und ballte die Fäuſte.

Aber auch Girlinger war blaß geworden. Dieſes Gelächter traf ihn mit. Er fühlte ſich plötzlich mit Stilpe auf der einen und alle anderen auf der andern Seite.

Als die Turnſtunde aus war und die Schüler truppweiſe nach Hauſe gingen, trat er auf Stilpe zu.

— „Du, Stilpe, wenn du wieder mal roh werden willſt, dann ſuch dir wenigſtens eine Gelegenheit, wo wir alleine ſind. Oder

gefällt dir's, wenn die Bande ſich über dich amüſiert? Mir gefällt ſo was nicht."

— „Mir auch nicht. Ich möchte ihnen allen in den Bauch treten. Elende Hunde alle miteinander, und zumal dieſer Turnpauker. Herrgott, na . . .! Übrigens, was willſt denn du bei mir? Ich denke, ich bin ein deſolater Reaktionär?"

— „Ach, laß doch das. Wir können uns doch unterhalten, wenn wir auch verſchiedener Meinung ſind. Wir ſind ja doch die einzigen, die überhaupt Meinungen haben. Oder willſt du dich vielleicht mit Pahlmann über Bismarck unterhalten? Oder mit Schirmern? Oder mit Cohn? Die drei haben vorhin am lauteſten gewiehert."

— „Ach was, ich geh' kneipen."

— „So. Ich geh' nach Hauſe."

— „Das wußt' ich vorher. Du biſt ja der ſolide Knabe Primus. Weißt du, wie eine Kellnerin ausſieht?"

— „Das intereſſiert mich nicht."

— „Dafür intereſſiert dich dieſer Schweinehund, der Laſſalle."

— „Gott, Stilpe, der Mann iſt höchſtens ein Schweinehund geweſen. Er iſt nämlich ſchon ſeit einer ganzen Reihe von Jahren tot."

— „Ach! Willſt du mir nicht die Jahreszahl nennen? Weißt du, was du biſt? Ein Protz biſt du! Bildſt dir Wunder was ein, daß du ein bißchen mehr von ſolchen Sachen weißt wie ich. Wenn mein Vater Staatsanwalt wäre und ſolche Bücher hätte, könnte ich auch Sozialdemokrat ſein, d. h., wenn mir das nicht zu niederträchtig wäre."

— „Ich kann dir ſie ja zu leſen geben. Das iſt geſcheiter, als mit ſechzehn Jahren in Bumskneipen zu gehen."

— „Bumskneipen? Du ſagſt Bumskneipen? Du meinſt alſo, dieſe Mädchen ſind gemeine Frauenzimmer? Wahrhaftig du, ich

ſage dir, es gibt nichts Reineres und Schöneres als z. B. Martha."

— „Was geht mich denn deine Martha an."

— „Du haſt doch Bumskneipe geſagt! Wie kommſt du denn dazu, jemand zu beleidigen, den du nicht kennſt? Aber du ziehſt eben alles Edle in den Staub. So machſt du's mit Bismarck und ſo mit allem. Du kannſt nichts als kritiſieren und nörgeln. Alles Ideale iſt für dich bloß dazu da, es ironiſch ſchlecht zu machen. Man könnte dich für einen Juden halten, und du lieſt auch bloß Juden. Ewig mit deinem Börne und Laſſalle und dieſen andern Mauſchelmeiern, dieſen ekelhaften Kerlen, die eine Schande für das deutſche Vaterland ſind! Pfui!"

— „Aber du kennſt ja nicht ein Wort von Börne und Laſſalle! Lies ſie doch mal! Lies doch mal Börne! Schimpf' doch nicht über das, was du nicht kennſt. Das ſind ja alles bloß Phraſen."

— „Haſt du nicht Bumskneipe geſagt? Kennſt du denn die Martha? Kennſt du denn das Lokal? . . . Weißt du was: Komm jetzt mit hin, und dafür will ich dann Börne leſen."

— „Ach Gott, das iſt mir ſo unangenehm, ganz abgeſehen davon, wenn wir geklappt werden."

— „Herrlich, da haben wir den Revolutionär! Feige biſt du, wie dieſe ganze Judenbande, die auch bloß das große Maul haben."

— „Mach dich nicht lächerlich. So mutig bin ich ſchließlich auch, abends, wenn's dunkel iſt, in ſo ein Loch zu kriechen, wo doch kein Pauker hinkommt."

— „Alſo komm mit!"

— „Bloß damit du ſiehſt, daß ich nicht feig bin. Aber dann lieſt du auch Börne!"

— „Mein Ehrenwort, Girlinger, meine rechte Hand! Komm! Es ſind bloß ein paar Schritte. Paß auf, du wirſt ein Mädel kennen lernen . . .!"

Zweites Kapitel

Dieſe Martha war eine ſchöne, ſchlank üppige Perſon von etwa zwanzig Jahren mit dunkelblauen Augen, zwei langen blonden Zöpfen und ſehr blaſſer Geſichtsfarbe. Sie hätte zu irgend etwas ſehr Unſchuldigem Modell ſtehen können, und wie ſie ausſah, ſo ſtellen ſich ſämtliche Backfiſche Fauſts Gretchen vor. Dazu hatte ſie eine ſehr liebe, linde Stimme und die allerweichſten, rundeſten Bewegungen. Profeſſor Thumann hat dieſen Typus in die Seele der deutſchen Bourgeoiſie gemalt, und wir begegnen ihm noch immer auf Wäſchekartons, Zigarrenkiſten und Glaube-Liebe-Hoffnung-Buntdrucken.

Damit wird es begreiflich erſcheinen, daß der ſechzehneinhalbjährige Stilpe, öffentlicher Obertertianer und heimlicher Dichter, Vaterlandsſchwärmer und Idealiſt, unendlich täppiſch verliebt in dieſes Mädchen war. Sie erſchien ihm als der Inbegriff deſſen, was er früher in dem Idealbilde der Thusnelda verehrt hatte. Nur kam nun noch das Gretchen aus dem Fauſt, das Käthchen von Heilbronn und die Lindenwirtin, die Feine, dazu. Dies, ſoweit es ſich in ſeinen Verſen ausſprach, die er ausgiebig zum Lobe dieſes Mädchens hervorbrachte, und deren Idealismus ihm bitter ernſt war.

Aber es gab auch noch einen andern Geſichtswinkel, unter dem er dieſe Martha anſah. Jener Idealismus war mehr das Gefühl aus der Entfernung, eine Diſtanzſchwärmerei, eine bewegte Andacht hinter blauen Weihrauchnebeln. Zuweilen aber geriet der ſchwärmeriſche Beter durch dieſen duftenden Nebel hindurch und kam auf weiches Fleiſch. Und, ſiehe, mit einem Ruck war die Situation verändert. Die Gefühle bekamen ein anderes Tempo und einen anderen Thermometergrad; irgend etwas in ihm ſchien ſich zu überſchlagen, irgend etwas pochte von innen an die Wände ſei-

nes Leibes, — es wurde da etwas lebendig, das nicht Idealismus war. Der gute Junge hatte böſe Tage und böſere Nächte dabei. Es warf ihn gewaltig hin und her, und durch ſeine ſchwärmeriſchen Verſe quollen zuweilen abſonderliche Töne eines unheimlichen Drängens aus der Tiefe.

Ich glaube, für die Augen der Götter ſah ſeine Seele damals aus wie ein Glas voll Federweißem, in dem die Gärſchichten durcheinanderwallen und die Blaſen ſteigen. Vielleicht richten die Götter derlei bloß an, weil ihnen dieſes Federweiße der menſchlichen Pubertät beſonders ſchmeckt. Für den Menſchen ſelber aber iſt dieſer Zuſtand keine ungemiſchte Freude.

Stilpe verkam ſichtlich dabei. Er war beim Austragen eines weſentlichen Stückes ſeiner ſelbſt: er ging mit ſeiner Mannheit ſchwanger. Vielleicht war es zu früh, daß es ihm ſo viel Qualen machte?

Da war es ein großes Glück für ihn, daß er nun als Ablenkung Ludwig Börne kennen lernte. Er ſtürzte ſich auf dieſen vielbeweglichen blendenden Geiſt, wie eine Frau, der es in der Hoffnung nach Dingen gelüſtet, die ihr vielleicht ſchädlich ſind, im Augenblicke aber wohltun. Es verging kein Monat, und er war wütigerer Revolutionär als ſein Freund Girlinger. Selbſt ſeine deutſchen Aufſätze in der Schule brachten Äußerungen zutage, die über das erlaubte Maß der Lobpreiſung antiker Freiheitshelden wie Harmodios und Ariſtogeiton hinausgingen.

Aber in ſeinen Tagebüchern rumorte ſich die Empörung ſeines Wortſchatzes am wildeſten aus. Dort fanden ſich in wunderlichem Nebeneinander die Namen von Gajus und Tiberius Gracchus, Catilina, Marat, Danton, Robespierre, Auguſt Bebel und Eugen Richter. Für Majeſtätsbeleidigungen hatte er ſich eine eigene Geheimſchrift erfunden. Der vor vier Wochen noch angebetete Name Bismarcks war von nun an durch das Zeichen eines Dolches

wiedergegeben, wofür die Erklärung lautete: „Man kann das nehmen, wie man will. Entweder als den Dolch, mit dem dieſer hochfahrende Strunkjunker die Freiheit Deutſchlands hingemordet hat, oder als den Dolch, mit dem er . . . ? . . .“

Die Freiheit Deutſchlands hatte übrigens auch ihr Geheimzeichen („denn ſie iſt ganz und gar verboten“), nämlich ein Epſilon und Gamma, was heißen ſollte: Eleutheria Germanias. Dieſes Epſilon Gamma ſchnitt ſich der entflammte Demokrat ſogar auf ſeinen linken Unterarm ins Fleiſch; aber nicht ſehr tief.

Es verſteht ſich, daß auch der Herrgott übel wegkam in dieſem Tagebuche:

„Was iſt denn Gott? Ein Subſtantivum generis masculini. Oder ein Eigenname? Aber was für ein Weſens damit gemacht wird! Wozu denn nur? Das gute Lumen (das war der Religionslehrer) ſieht nie ſo dumm aus, als wie wenn es Gott ſagt. Liegt das nun an dieſem Subſtantivum oder am Lumen? Ich muß Girlinger fragen.“

* * *

„Übrigens ſollen ja auch große Leute an Gott geglaubt haben. Girlinger behauptet ſogar, ſie hätten ihn erfunden. Wer weiß, wo er das her hat. Er lieſt jetzt viel Philoſophiſches. Wenn nur Kant nicht ſo dunkel wäre. Dieſe verfluchten langen Perioden. Schopenhauer geht eher. Aber es iſt entſetzlich, wie er über die Weiber ſchimpft. Ich glaube, man muß ein alter Knacks ſein, um dieſe Philoſophen leſen zu können.“

* * *

„Das Lumen (man ſollte es die Funzel nennen) ſagt, Gott ſei wie die Luft, die man auch nicht ſieht, aber ſpürt, und ohne die man nicht leben könne. Dann iſt die Philoſophie wohl eine Luft-

pumpe. Man ſetze die Funzel hinein, und ſie wird verlöſchen. Deshalb hat ſie auch ſo einen Abſcheu vor der Philoſophie."

* * *

Zuweilen gab es aber auch Verzweiflungsausbrüche in dieſem Tagebuch, ſo ſehr Stilpe auch bemüht war, in ihm den ſcharfen Geiſt zu poſieren, deſſen Atheismus über jeden Zweifel und jede Angſt erhaben war. Dann türmte er bedenkliche Jamben-Quadern aufeinander:

Ich bin ein Menſch, und, hat mich Gott gemacht,
So ſoll er einſtehn auch für das Gemachte
Und ſoll nicht Sünde heißen, was ich tu',
Und ſeiner Pfaffen ekelhafte Schar
Auf mich loslaſſen wie ein Heer von Geiern.
Ich bin voll Wolluſt, und ich ſchreie laut
Nach Wolluſt, wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit.
So gebt ſie mir, denn Gott hat's ſo gewollt,
Und wenn ihr Sünde ſagt, ſo ſündigt Gott.
Nein, nein und nein, ihr kennt ihn nicht, den Gott,
Von dem ihr ſprecht; er iſt kein lieber Gott:
Ein böſer Gott! — Ach Gott, er iſt ja nicht!

* * *

Jeden Sonntag kam Girlinger zu Stilpe und ließ ſich von ihm das Tagebuch zeigen. Er war, bei aller eigenen Unreife, doch viel reifer als jener, denn er hatte viel mehr Verſtand und war wirklich fleißig hinter der Literatur her, die er Stilpen zutrug. Vor allem kam ihm zuſtatten, daß er alle die zu frühe Gedankenkoſt kühl in ſich aufnahm, während ſie Stilpe heiß verſchlang. Auch ließ er ſich, trotz ſeiner Jugend, nicht ſo leicht blenden, und wenn er auch merkwürdig viel Sinn für das Brillante in Stil und Gedanken hatte, ſo nahm er das doch ſchon mit einer Art von Kennerſchnalzen hin, während Stilpe ſofort wie überſchüttet und über-

glänzt war und alles am liebſten gleich ſubjektiv für ſich zur Tat gemacht hätte.

Der Fleiß fehlte ihm, wie in der Schule, ſo auch hier. Keines der Bücher, die ihn wild begeiſterten, las er fertig, und Sitzfleiſch hatte er nur in der Kneipe bei Martha.

* * *

Eines Tages kam er auf Girlingers Wohnung geſtürzt.

— „Biſt du allein?"

— „Meine Schweſtern ſind im Vorzimmer."

— „Können ſie hören, was wir ſprechen?"

— „Wenn ſie nicht horchen: nein!"

— „Aber ſie werden horchen, natürlich!"

— „Unſinn, ſie machen ihre deutſchen Aufſätze."

— „Nein, ich kann das hier nicht ſagen."

— „Was denn?"

— „Es . . . es . . . Komm nur! Komm! Ins Freie!"

— „Ja, was haſt du denn nur?"

— „Ach, es iſt ſchrecklich! Schrecklich!"

Sie gingen zuſammen in den Garten, den Stilpes Pflegeeltern vor der Stadt hatten.

— „Alſo, was iſt denn los? Du ſiehſt ja ganz blaß aus!"

— „Wie? Sieht man mir's an? Nicht wahr, ich bin furchtbar blaß?"

— „Ja, blaß biſt du . . . Und außerdem ſtinkſt du nach Sprit."

— „Ja, ich habe ſechs Glas Bier getrunken."

— „Pfui Teufel, und natürlich dieſes gräßliche Lagerbier in der Auſtria."

— „Ja, aus Verzweiflung, Girlinger. Denke dir nur . . . Martha . . .! Ach Gott!"

— „Ich kann mir's wirklich nicht denken. Daß der Engel einen Bräutigam hat, der Unteroffizier iſt, weißt du ja ſchon ſeit vier Wochen."

— „Ach, ich bitte dich, ſei nicht ſo ſpöttiſch jetzt. Es iſt zu furchtbar."

Er war wirklich wie zerſchmettert. Girlinger fühlte Mitleid mit ihm, und wie ſie im Garten angekommen waren, redete er ihm ſehr teilnahmsvoll zu, ſich ihm auszuſchütten.

Es war ein kleiner Mietsgarten zwiſchen anderen von der gleichen quadratiſch angelegten Art. Selbſt in der ſchönen Jahreszeit ſah er troſtlos öde aus mit ſeinen kleinen, nach der Schnur gepflanzten Bäumchen, den kümmerlichen Sträuchern und den harten gelben Kieswegen. Jetzt, da es Spätherbſt war, die kahlen Bäume wie Beſen aufragten, verfaultes Laub in den ſchwarzen Beeten lag und ein kalter Wind unter grauem Himmel ging, machte er einen völlig jämmerlichen Eindruck.

Da ſie keinen Schlüſſel hatten, ſprangen ſie über das Staket. Plötzlich rief Stilpe: „Wo iſt denn die Bank?! Nicht einmal eine Bank iſt da!"

Wütend rannte er im Garten herum. Es kam ihm unbewußt ſehr gelegen, daß er Urſache zu einem Wutausbruch fand.

— „Wir können ja hin und her gehen!"

— „Nein! Ich will eine Bank! Ich bin wie zerſchlagen! Ich muß ſitzen!"

— „Aber wenn doch keine da iſt?"

— „In der Baracke ſind ſie. Wart'! Ich werde ſie gleich haben!"

Und er ſtürzte zum Gartenhaus, rüttelte erſt mit den Händen an der Tür und trat dieſe dann mit den Füßen ein.

— „Hö! Bänke genug!"

Und er ſchleppte eine heraus und ſtellte ſie mitten auf den Weg.

— „Da, ſetz dich!"

— „Ich brauche nicht zu ſitzen. Ich bin nicht ‚zerſchlagen‘ wie du, denn ich bin nicht betrunken. Übrigens werde ich gleich wieder nach Hauſe gehen, denn ich habe Beſſeres zu tun, als deine Roheiten mit anzuſehen.“

Jetzt wurde Stilpe wieder weinerlich.

„Setz dich doch, ich bitte dich, ſetz dich. Ich muß . . . ach Gott, ſei mir nicht böſe . . . Ich bin ja ſo . . .“

Girlinger ſetzte ſich auf die Bank und ſah vor ſich auf den Boden. Stilpe ſtellte einen Fuß auf die Bank und ſtützte den Kopf in die rechte Hand. Große Tränen rannen ihm aus den Augen.

Lange konnte er nicht ſprechen. Dann ſagte er ganz leiſe:

— „Kennſt du das Haus mit den weißen Fenſterſcheiben gegenüber der Auſtria?“

— „Der Puff?“

Stilpe ſchlug ſich mit der Fauſt aufs Knie und ſchrie: „Da drin iſt ſie!“

Girlinger ſah auf und pfiff durch die Zähne. Dann ſagte er ſehr bedächtig: „So, ſo! Ja, ja!“

Da packte ihn Stilpe an beiden Schultern und ſchüttelte ihn wütend:

— „Du biſt ein Vieh! Ein Amphibium! Geh aus dem Garten, oder ich ſchmeiße dich naus!“

— „Biſt du denn verrückt geworden? Jetzt hör’ aber auf! Was fällt dir denn ein? Glaubſt du, ich bin für deine Grobheiten da? Das war das letzte Mal!“

Er wollte gehen.

Aber nun hielt ihn Stilpe wieder feſt und drückte ſeine Hände, und indem ihm Träne auf Träne über die Backen lief, rief er aus:

— „Ich weiß ja nicht, was ich ſage, ich weiß ja nicht, was ich tue, ich bin dir ja ſo dankbar; du mußt mir alles verzeihen, was ich ſage, ich bin ja ganz zerſchlagen.“

Girlinger bekam jetzt Angſt vor ihm. Dieſes Weinen war gräßlich, und all dies Gehaben war ihm ſo fremd. Er glaubte im Ernſte, daß ſein Freund verrückt geworden wäre, und fing an, ihn wie einen Kranken zu behandeln.

— „Sei nur ruhig, Stilpe, ich bring' dich jetzt nach Hauſe. Du biſt ſo aufgeregt. Du mußt ins Bett gehen ... Und übrigens: Iſt es denn auch ſicher?"

— „Sie hat mir's ja geſchrieben; ſie hat mich ja eingeladen, ich ſoll ſie in ihrer neuen Stellung beſuchen ..."

Girlinger hatte was Ironiſches auf den Lippen, aber er bezwang ſich.

— „Ach Gott, wer weiß, was dahinter ſteckt. Es iſt vielleicht gar nicht ſo ſchlimm. Überhaupt: Was iſt denn ſchließlich dabei? Erinnere dich, was Laſſalle über die Proſtitution ſagt. Es iſt mehr ein Opfer als eine Schande. Und die ſchlimmſten Huren ſind nicht in den Bordells."

So, mit vielen Zitaten, abgeklärten Sentenzen und ein paar hiſtoriſchen und ethnographiſchen Exkurſen ins alte Griechenland und nach Japan, tröſtete er ſeinen zerſchmetterten Freund nach Hauſe.

Drittes Kapitel

Nicht lange nach dieſer herbſtlichen Gartenſzene wurde Willibald Stilpe, im Alter von ſechzehndreiviertel Jahren, von ſeiner Mannheit entbunden.

Damit ging eine merkliche Veränderung in ihm vor. Er bekam etwas Renommiſtiſches, Überhobenes und trug eine Verachtung ſeiner Klaſſengenoſſen, Girlinger eingeſchloſſen, zur Schau, die ſich von der, die er ſchon immer gezeigt hatte, deutlich unterſchied. Früher war darin etwas Erzwungenes geweſen, als ſei er ſich doch

nicht völlig klar über ſeine Berechtigung dazu, jetzt hatte ſie etwas ſehr Entſchiedenes, ſehr Selbſtbewußtes. Er tat dieſen Obertertianern gegenüber, wie ein Mann, der von einer Reiſe in unbekannte Länder nach Hauſe zu Leuten kommt, die noch nicht den Äquator überſchritten haben:

— „Iſt es ſehr heiß in den Tropen?"

— „Es macht ſich."

— „Sind die Schlangen wirklich ſo lang und dick und giftig?"

— „Ach ja."

— „Sie ſind doch nicht gebiſſen worden?"

— „Ein bißchen."

— „Wie? Und wieder kuriert?"

— „So ziemlich."

— Schade, daß er nur mit Girlinger darüber reden konnte. Dem ſetzte er aber dafür auch tüchtig zu, und es machte ihm unverhohlenen Spaß, daß dieſer ſo wißbegierig war. Er flunkerte auch ein bißchen und gab mehr tropiſche Abenteuer zum beſten, als er erlebt hatte.

Aber auch ohne die Flunkerei hätte er dem Freunde imponiert. Es gab jetzt etwas, worin er dem weiſen Primus über war.

— „Weißt du, da helfen dir alle deine Bücher nicht hin. Und übrigens: wie willſt du denn ohne das deinen Schopenhauer verſtehen? Und dann die Dichter!"

Er dachte dabei vornehmlich an Heine und den Tannhäuſer in Rom, der zu ſeinem Brevier und Muſter wurde.

Denn jetzt fing er an, aus dem vollen zu dichten, und zwar mit dem Bewußtſein, ein Dichter werden zu wollen, und nichts anderes.

Die Schule wurde ihm dabei immer widerlicher, und er ſchwänzte ſie mit großer Frechheit.

Seine Pflegeeltern, denen er von Stilpe-Vater übergeben worden war, weil dieſer deutlich fühlte, daß jeder andere ein beſſerer

Pädagoge ſei, als er, waren gute Leipziger Mittelſtandsleute, die, mit Stilpes Mutter entfernt verwandt, den jungen Gymnaſiaſten aus Gefälligkeit, aber nicht mit der Meinung aufgenommen hatten, daß hier beſondere Aufſicht und Wachſamkeit nötig ſei.

Der alte Wiehr hatte einen Porzellanladen am Markte, der ihn ausſchließlich beſchäftigte, und ſeine Frau ging in der Hauswirtſchaft und zahlreichen Kaffeekränzchen auf. Ihr einziger Sohn war ein zarter junger Menſch geweſen, bleichſüchtig und ſolide, nicht ſehr begabt, aber fleißig; er war geſtorben, als er in Stilpes Alter geweſen war. Die Alten ſahen in Willibald deſſen Fortſetzung und behandelten ihn wie jenen, nämlich mit vollendetem Zutrauen und vollkommener Ahnungsloſigkeit. Dies wurde durch Stilpes mimiſche Kunſt, ſich wie ein Lamm zu benehmen, unterſtützt.

So hatte er eigentlich vollkommene Freiheit, und es fehlte ihm, um mit dieſer Freiheit ſo viel anfangen zu können, wie er wünſchte, nur an Gelde.

Leider machte ſich dieſer Mangel, ſeit ſich Martha „verändert hatte", viel fühlbarer als früher.

Ein geradezu lächerlicher Gedanke, jetzt mit den fünf Mark monatlichem Taſchengelde auszukommen. Man mußte, da eine regelrechte Erhöhung des Budgets außerhalb jeder Möglichkeit lag, auf Extraordinaria ſinnen.

Da fing denn der junge Mann zunächſt klein und beſcheiden an. Er durchmuſterte ſeine Bibliothek.

Nun, da fanden ſich ja einige Sächelchen, die vom Überfluſſe waren: alle die überwundenen Standpunkte der durchlaufenen Klaſſen, wie ſie ſich in alten Grammatiken, Lehrbüchern, Schulausgaben, Geſangbüchern verkörperten, und dazu des Knaben Willibald Belletriſtik: Der Lederſtrumpf, verſchiedene Walter Scott-Romane, „für die Jugend" bearbeitet, ein „ausgewählter Goethe" (fahr hin, Kaſtrat! rief Willibald) und anderes mehr.

Dieſe Literatur überlieferte Stilpe einem alten verwachſenen Antiquar, der in einem Durchgange von der Petersſtraße zum Neumarkt ſeine Bude hatte.

Herr Wopf war ein wunderlicher alter Burſche, ausgeſtattet mit einer ſehr ſchönen Meerſchaumpfeife, einer ſehr großen, üppigen und noch jungen Gattin und einer eminenten Rundſchrift, mit der er die Neuerwerbungen ſeines Lagers in gewaltig großen Zügen auf Pappendeckel ſchrieb, die wie die Ahnentafeln vor chineſiſchen Tempeln rechts und links ſeiner Ladentüre ſtanden. Außerdem beſaß er noch eine verworrene Menge von Literaturkenntniſſen und eine erſtaunlich tremolierende Stimme, mit der er Paſſagen aus ſeinen Büchern vorlas, um dieſe ſeinen Kunden begehrenswert erſcheinen zu laſſen. Wegen dieſer Gabe des rollenden Rezitierens nannten ihn Stilpe und Girlinger den Deklamator.

Stilpe liebte ihn direkt und ſah in ihm den Helden ſeines erſten Dramas. Inwiefern Herr Wopf den Anforderungen an einen dramatiſchen Helden entſprach, das war ihm freilich unklar, ging ihm aber auch nicht nahe. Sicher war nur, daß die üppig blühende Gattin, die früher ſcheuern gegangen war, die Rolle der Ehebrecherin haben mußte. Sich ſelbſt dachte Stilpe als den Galan, doch ſtellte er ſich in dieſer Tätigkeit etwas älter und als berühmten Journaliſten vor. Die Hauptſzene, der Drehpunkt des Ganzen, ſtand ſchon feſt, aber nur im Kopfe, denn, und dies gilt für die meiſten dichteriſchen Pläne Stilpes in dieſer und ſpäterer Zeit: er kam ſelten dazu, ſeine Entwürfe in Tinte umzuſetzen.

Schade übrigens, daß Stilpe dieſe Szene nicht ausgeführt hat. Sie war höchſt verwegen naturaliſtiſch gedacht und ſehr geeignet, Ärgernis zu erregen, — ein poetiſcher Zweck, der dem revolutionären Obertertianer ziemlich deutlich vorſchwebte, obwohl ſeine Verwegenheit nicht bis zur Phantasmagorie einer Drucklegung ging. Sie ſollte ſich direkt in Wopfs Ehebette abſpielen.

Girlinger hatte Einwendungen dagegen, vornehmlich vom Standpunkte der Bühnenmöglichkeit aus. Aber da kam er bei Stilpe übel an:

— „Bühne!? Du ſagſt Bühne! Was geht mich denn die Bühne an? Ich pfeife auf die Bühne. Glaubſt du, ich will mich neben Herrn Blumenthal ſtellen?"

— „Nein, aber neben Schiller."

— „Ach, Schiller!"

Dieſes „Ach, Schiller!" iſt um die Zeit, in der Stilpe ſein Wolf-Drama plante, auch ſonſt noch manchmal ausgeſprochen worden. Wer es mit dem Phonographen aufgefangen hätte, könnte ſich heute damit auf den Jahrmärkten hören laſſen.

Übrigens war der Deklamator Stilpen in erſter Linie doch nicht als dramatiſcher Held, ſondern als zahlungsfähiger Bücherkäufer wichtig. Zwar, er zahlte niederträchtige Preiſe und verdiente ſchon deshalb, dramatiſch als Hahnrei angemacht zu werden, aber er nahm wenigſtens alles, und in ſchwierigen Augenblicken gab er auch Vorſchüſſe auf ſpäter zu verkaufende Bücher.

— „Nächſte Oſtern brauche ich meinen alten Cicero nicht mehr; können Sie mir eine Mark fünfzig drauf geben?"

Der Deklamator durchblätterte das dicke Buch und blies ſeinen Tabaksrauch wie desinfizierend hinein.

— „Quousque tandem, Catilina, abutere patientia noſtra! Haben wir auch geleſen! Wie lange noch, Herr Liebknecht, wollen Sie uns mit Ihren Reden mopſen? Fünfundſiebzig Fenge, Herr Stilpe."

— „Nee, mein Lieber, eine Mark doch mindeſtens. Der Schmöker koſtet neu ja fünfe, und er ſieht doch noch ganz jungfräulich aus."

— „Fünfundſiebzig Fenge, Herr Stilpe! Und übrigens: wenn Sie nu ſitzen bleiben und die Catilinariſchen noch ein Jahr leſen müſſen?"

— „Na, hören Sie mal, das ſind' ich ſtark! Sie halten mich wohl für ein Kamel? Alſo gut, her mit den fünfundſiebzig, Sie Jude."

Der Deklamator zog ſeinen Beutel und fiſchte das Geld heraus. Dann notierte er ſich das Geſchäft in ſein Notizbuch, wo eine Seite in tadelloſer Rundſchrift überſchrieben war: Herr Stilpe.

Leider hielt die Bibliothek der Jugendzeit nicht lange vor, und es war das Bücherverkaufen überhaupt ein etwas bedenkliches Geſchäft, weil Stilpe dabei doch zuweilen den Deklamationen des Herrn Wolf unterlag und für ſeine alten Bücher andre mit in Zahlung nahm. Zwar verkaufte er die gewöhnlich ein paar Wochen ſpäter zurück, aber es verſteht ſich, daß ihm der Deklamator nicht ſo viel zahlte, wie er ſich hatte zahlen laſſen.

— „Se machen ze viel Randbemerkungen in de Bücher, Herr Stilpe. Und, ſehn Se, wenn de Marginalien auch ſehr geiſtreich ſin, wie z. B. hier gleich zweimal hinterenander: Quatſch! Quatſch! ſo verliern Se de Bücher doch dadurch an Wert."

— „Was!? Warten Sie nur, Herr Wopf, warten Sie nur! Wenn ich mal berühmt bin, dann verdienen Sie ein Vermögen mit meinen Autogrammen. Ich ſage Ihnen: Heben Sie ſich die Bücher auf!"

— „Sie närrſcher Kunde! Wenn Se nu aber nich berihmt wer'n?! —:

Schon manchen ſah ich mit erhobnem Haupt
Im Lenz der Jugend mit den Sternen ſpielen,
Der, als das Alter ihm den Kranz entlaubt,
Froh war, nach Kegeln auf der Bahn zu zielen.

Schie'm Se Kegel, Herr Stilpe? Das is enne ſehr geſunde Übung!"

— „Nee, aber fünf Mark können Sie mir pumpen."

Der Deklamator zog ſein Notizbuch: „Sehn Se mal her, Herr

Stilpe, jetzt ha'm Se ſchon acht Mark und fuffz'g Fenge prae! Jede Nacht treim ich, Se blei'm m'r ſitz'n. Nee, pumpen kann ich Se niſcht."

Alſo mußte Stilpe auf anderes denken. Ein Glück, daß er nicht ohne Erfindungsgabe war.

Bald wurde für ein Ehrengeſchenk zum Doktorjubiläum des Ordinarius geſammelt.

Dann hatte er eine Fenſterſcheibe in der Klaſſe zerſchlagen.

Sehr oft drängte es ihn, eine Klaſſikervorſtellung im Theater zu beſuchen.

Ein Kamerad war geſtorben, ein ſehr guter Freund von ihm: da mußte ein Kranz her.

Unendlich häufig mußten Bücher gebunden, Hefte gekauft, neue Schulausgaben angeſchafft werden.

Aus Verſehen hatte er Tinte über den Atlas ſeines Nachbars gegoſſen. Ein ekliger Kerl, wie der war, wollte er ihn erſetzt haben.

Es war erſtaunlich, wie leicht ihm die Lügen fielen. Er ſchmückte ſie ſogar mit erſichtlichem Vergnügen novelliſtiſch aus. Erzählte z. B. die ganze Lebensgeſchichte des jubilanten Ordinarius, ahmte ihn nach, führte eine ganze Komödie von ihm auf — alles freieſte Erfindung; und das Ehepaar Wiehr wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Aber auch dieſe kleinen Mittel halfen nicht auf die Dauer. Stilpe ſtarrte ins Leere und fand nichts.

Da überfiel ihn ein Gedanke, vor dem er ſelber erſchrak: die Ladenkaſſe . . .

— Aber nein, pfui Teufel, das iſt ja eine Gemeinheit! Weg damit! Lieber dieſe Sumpfereien da ſein laſſen. Es iſt überhaupt widerlich . . . Lieber arbeiten! . . . Wieder mehr mit Girlinger disputieren! . . . Ja, und endlich das Drama ſchreiben!! . . .

Und gleich holte er ein Heft aus dem Schubkaſten und ſchrieb darüber:

Der Hahnrei
Sittentragödie
in . . .

Ja, wieviel Akte mache ich!? Natürlich nicht fünf! Denn das iſt banal. Vielleicht vier? Vier? Bei dem Stoff? Nein! ſechs Akte! Alſo:

in 6 Akten

Und nun die Perſonen:

Schopf, ein buckliger Antiquar,
Klara, ſeine Frau,
Walter Wild, ein berühmter Journaliſt,

Wen denn noch? Girlinger? Ja!:

Wirlinger, ein Agitator,

Das iſt famos! Sozial! Und nun:

Volk, Arbeiter, Studenten, . . .

Nein! Erſt noch eine Hauptperſon!:

Martha, eine Proſtituierte.

Ah! Das gibt was! Da haben wir den Konflikt! Ganz von ſelber kommt immer das Beſte. Natürlich: Martha! Das iſt die Retterin! Sie opfert ſich! Am Schluß bricht eine Revolution aus!

Er kam ganz ins Fieber. Die Proſtituierte als Retterin! Schopf als Typus des krämeriſchen Bourgeois. Walter Wild der Idealiſt. Klara das verführeriſche Weib. Wirlinger der dämoniſche Volkstribun. Und am Schluß die Revolution!

Er ſchrieb gleich die Schlußſzene; ungeheuer wild und natürlich bloß ſo in Umriſſen hingeklitſcht wie mit der Maurerkelle. Glockenläuten. Kanonenſchläge. Barrikaden. Brand. Marſeillaiſe. Carmagnole. Martha im ſchwarzen Hemd mit der roten Fahne.

Aber auf einmal war alles aus. Der Strom war vorbeige-

ſchoſſen. Es wollte nicht mehr fließen. Fortwährend drängte ſich, ſchon bei dieſem gewaltigen Hinpatzen der Farben, das Gefühl ein: Aber der erſte Akt? Wieſo denn Revolution? Natürlich muß ſie kommen. Freilich! Aber: Wieſo denn? Es muß doch irgendwie motiviert werden?! Und da blieb er ſtecken und kam nicht heraus.

Das ſchlimmſte war, daß er ſich in ſeinem dichteriſchen Tumulte zu lebhaft mit Martha beſchäftigt hatte.

— „Ach, hol's der Teufel! Ich geh hin! . . ."

— „Haha! Ich, mit meinen zwanzig Pfennigen! . . ."

— „Girlinger anpumpen? . . ."

— „Ach der! Schöne Redensarten! Und dabei hat er Geld!"

. . . . . Die Ladenkaſſe . . .? . . .? . . .!

. . . . . Es ginge ganz leicht . . . Ich brauche bloß nunter zu gehn . . . Wiehr ſitzt auf dem Stuhl an der Tür . . . Hinten auf dem Laden ſteht die Kaſſe, offen . . . Ich komme durch die Hintertür und ſtelle mich vor den Laden und ſpreche mit dem Alten . . . Und, während ich mit ihm ſpreche, halte ich die Hände auf dem Rücken und greife ganz einfach in die Kaſſe . . . Immer, während ich mit ihm ſpreche . . . Ich muß bloß was Komiſches erzählen . . . Oder, nein, ſicherer, ich ſage: Sehen Sie, Vater Wiehr, da wird einer arretiert drüben, vor Aeckerleins Keller! Da ſtürzt er ſicher gleich vor die Tür . . .

Es wurde ihm unbehaglich heiß.

— „Aber das iſt ja doch niederträchtig! Das iſt ja Diebſtahl! Pfui Teufel! . . ."

— „Und, wenn ſie's beim Abrechnen merken? . . ."

— „Unſinn! . . . Sie rechnen ja gar nicht ab, Philemon und Baucis! . . ."

— „Und ſchließlich, drei oder meinetwegen fünf Mark . . . Das fühlen ſie ja gar nicht . . ."

— „Überhaupt: Diebſtahl! Mumpitz! Ich ſoll's ja ſo mal erben! Lachhaft! . . ."

— „Ich kann's ja auch ſpäter wiedergeben, wenn ich ſelber Geld habe . . ."

— „Natürlich: das verſteht ſich von ſelbſt. Mit Zinſen! . . ."

Und er ſtülpte ſich ſeinen Hut auf und rannte hinunter.

Viertes Kapitel

Stilpe war nach Unterſekunda verſetzt worden, aber nur verſuchsweiſe und mit Nachprüfung in der Mathematik nach einem Vierteljahr. Zudem fand ſich in ſeinem Zeugnis eine Bemerkung, für die er nur die Bezeichnung Inſam! hatte. Es war da die Rede von „Zerfahrenheit", „Unaufmerkſamkeit", „Allotria".

„Wiſchiwaſchi!" ſagte Stilpe, kaufte ſich eine Flaſche Eau de Javelle und wiſchte die Bemerkung weg. Er tat es in der Hauptſache wegen der alten Wiehrs, denn es lag ihm daran, daß dieſe nicht irre an ihm wurden.

In ſein Tagebuch ſchrieb er mit Geheimſchrift pathetiſch ein:

„Nachdem ich wöchentlich und konſequent einige Diebſtähle begehe, kommt es auf eine Urkundenfälſchung nicht mehr an.

Ich bin alſo ein Verbrecher!? Ha! Das iſt ausgezeichnet!

Wenn ich wöchentlich, wie Girlinger, zehn Mark Taſchengeld hätte, brauchte ich nicht zu ſtehlen, und wenn die Pauker keine überflüſſigen Bemerkungen ſchmierten, brauchte ich kein Eau de Javelle.

Alſo? Logik? Schluß? Die Hauptſache iſt: ſich nicht erwiſchen laſſen!"

An Girlinger verriet er von ſeinen Streichen nichts. Er wußte, daß dieſer „unfähig war, derlei zu verſtehen".

Und doch hätte er gerne jemand gehabt, dem er's ſagen könnte.

Einmal hatte er bei Martha den Verſuch gemacht, indem er ſie fragte, ſehr feierlich, was ſie dazu ſagen würde, wenn jemand ihretwegen ein Verbrechen beginge. Es gruſelte ihn angenehm, wie er das ſagte.

Sie aber antwortete bloß: „Den würd'ch anzeigen."

Das gab ihm einen Stoß, und er fand von jetzt ab, daß „dieſe Perſon ſehr gewöhnlich" ſei.

* * *

Er war ihrer überhaupt überdrüſſig und warf ſich mehr ins Ideale, Heroiſche. Es kam ihm ein Wulſt Gedanken wie: Neues Leben! Freiheit! Selbſtändigkeit!

Je näher die Mathematiknachprüfung rückte, um ſo dringlicher wurden dieſe Gedanken.

Wenn er nun dieſe Prüfung nicht beſtünde? Die Perſpektive war ſcheußlich, aber das ſcheußlichſte an ihr war der Gedanke, daß er, der jetzt in Unterſekunda mit Sie angeredet wurde, in Obertertia wieder geduzt werden würde. Alſo: das Symbol der Knechtſchaft!

Aber auch, wenn er beſtünde! Wie gräßlich war dieſe ganze Schule überhaupt! Und ſo noch vier Jahre bis zur Freiheit, bis zur Univerſität!

Und in dieſen vier Jahren immer dieſes leere Stroh, das einem vorgeworfen wurde: da, driſch, aber im Takt!

Und was waren das für Leute, die die Aufſicht dabei führten! Oh, dieſe Druſchmeiſter! Herrgott, dieſe Profeſſoren!

Ein paar waren ihm ja „intereſſante Knaben", ein bißchen ſteifleinen und ſteifbeinen, aber man konnte ihnen gut ſein, denn, nun ja eben: ſie waren intereſſant und hatten zuweilen menſchliche Töne.

Aber die andern! Dieſe kalten Pedanten! Die langweiligen Schablonenmeiſter! Kalbsköpfe alle miteinander!

Er würde einmal eine ariſtophaniſche Komödie ſchreiben: Die Kaulquappen. Dazu, als Modelle, ſeien ſie zu brauchen, ſonſt zu nichts.

Ob wohl einer von dieſen Plärrern eine Ahnung davon hätte, was hinter ihm, dem Stilpe, ſteckte?

Und ſolchen Leuten war er untertan, er, der Ziele vor ſich hatte, an die ſie ebenſowenig dachten, wie der Igel an ein Himmelbett!

Nein, er mußte fort aus dieſer Sklaverei und fort auch aus dieſem Sumpf mit der Perſon da, die wirklich keine Hetäre war, wie Aſpaſia.

* * *

Ja, eine Aſpaſia, das wäre ſeine Retterin! Ein Weib, himmliſch ſchön und von freier Nacktheit Leibes und der Seele, und voll Poeſie! Voll Ideal!

Ah! Hellas! Hellas! Hellas!

Pfui Teufel, was da auf ſeinem Arme ſtand, dieſes blödſinnige Epſilon Gamma!

Was ging ihn dieſes Deutſchland an, ihn, den Kosmopoliten!

Er ſchrieb mit roter Tinte in griechiſchen Lettern Hellas auf eine Papptafel und hing dieſe über ſeinem Bette auf.

Griechenland, ja, das war ein Wort und ein Ruf, und ſein Schrei!

Aber nicht das, was dieſes Lehrergeſindel im Munde führte, ſondern das, von dem Heine ſchrieb als dem Gegenſatz zum Chriſtentum.

Denn mit dem Chriſtentum war er nun auch im reinen. Er nannte es die Weltmaſern und tat ſich auf das Wort nicht wenig zugute.

* * *

Eines Tages ging er mit Girlinger ins Roſental.

Girlinger war ſehr niedergeſchlagen. Sein Vater war hinter ſeine Lektüre gekommen und hatte ihn vor der ganzen Familie als „unreifen Zuſammenleſer unverſchämter Dummheiten" lächerlich gemacht und zugleich Maßregeln getroffen, die ſeine Lektüre unter eine ſtrenge Aufſicht ſetzten.

— „Der Herr Staatsanwalt hat ein Ausnahmegeſetz über mich beliebt. Aber er ſoll ſich irren. Ich bin nicht der unreife Knabe, für den er mich hält. Ich habe es deutlich bemerkt, daß er von den Sachen, die er verdammt, ſo viel verſteht, wie ich von ſeinem Büttelamte. Ich laſſe mich nicht knechten! Ich werde es ihm zeigen!"

— „So? Du? Weißt du, dein Vater kennt dich ſehr gut. Der weiß, daß du wie ein Pudel über den Stock ſpringſt, wenn du auch vorher bellſt."

— „Das wirſt du ſehen! Ich habe zwar nicht das große Maul wie du, aber ich handle!"

— „Da bin ich geſpannt. Wirſt du es mir nicht verraten?"

— „Nein! Der Tag wird kommen, wo du's ſiehſt."

— „Dann muß er bald kommen!"

— „Wieſo?"

— „Ich verrate auch nichts."

Sie gingen ſchweigend nebeneinander her, und Stilpe hieb mit ſeinem Spazierſtock in die Büſche. Endlich ſagte er:

— „Nein, und wenn du mir auch nichts ſagſt, ich will offen ſein! Aber gib mir deine rechte Hand, daß du's niemand ſagſt."

— „Ja doch."

— „Nein, die Hand! Und das iſt wie geſchworen!"

— „Ja doch. Hab' ich ſchon was verraten?"

— „Alſo gut!"

Und er blieb ſtehen und ſagte leiſe, aber mit feierlichem Tone:

— „Ich gehe nach Griechenland."

Girlinger ſah ihn groß an:

— „Ja, kannſt du denn Neugriechiſch?"

Die Frage kam Stilpen unerwartet. Daran hatte er noch nicht gedacht. Er biß die Lippen ärgerlich aufeinander.

— „Natürlich nicht."

— „Ja, was für eine Sprache wirſt du denn da reden?"

— „Es gibt eine deutſche Kolonie in Athen."

Stilpe wußte davon eigentlich nichts, es war eine ſeiner rettenden Improviſationen, aber Girlinger fand ſie plauſibel.

— „So, nun ja, aber was willſt du in dieſer deutſchen Kolonie machen?"

— „Irgend was: Schreiber, Kopiſt, Sekretär, irgend ſo was!"

Girlinger ſchwieg eine Weile. Dann meinte er:

— „Haſt du denn Geld zur Reiſe?"

Stilpe, langſam:

— „Ja."

— „Wieviel denn?"

— „Weiß ich noch nicht."

— „Ach ſo . . . Ich habe hundertunddreiundfünfzig Mark."

— „Was? Hundertunddreiundfünfzig! Das iſt ja koloſſal!"

— „Das iſt viel zu wenig. Ich habe gedacht, du würdeſt mindeſtens tauſend haben."

— „Ja, woher denn?"

— „Das iſt einerlei."

Girlinger ſagte das etwas im Tone des entſchloſſenen Böſewichts der Bühne, dumpf, tremolo.

— „Nein, ſoviel kann ich nicht . . . bekommen."

— „Was denkſt du denn, was die Reiſe koſtet?"

— „Ich laufe natürlich."

— „Da werden ſie dich bald einhaben."

— „Ich werde ſie auf eine falſche Spur locken. Natürlich denken ſie alle: Amerika. Übrigens: Du willſt doch nicht etwa nach Amerika?"

Girlinger lächelte ſpöttiſch:

— „Du hältſt mich für ſehr dumm. Nein, ich denke an England."

Und er ſetzte nun ſehr kühl und eingehend auseinander, welche Vorzüge England habe: keine polizeilichen Anmeldungen, Nachfrage nach deutſchen Kräften für kaufmänniſche Korreſpondentenſtellungen uſw. uſw. Er hatte alles, nach ſeiner Weiſe, praktiſch bedacht und ſich über alles in Büchern Gewißheit verſchafft. Engliſch und die doppelte Buchführung hatte er ſich auch nach Möglichkeit beigebracht.

Aber Stilpe übergoß ihn mit ganz anderen Argumenten für ſeine Idee:

— „Was? England? Dieſes große Krämerneſt? Dieſes Land des Nebels und der Kommis? Dieſe Inſel der Pfefferſäcke? Wo ſie die Feigenblätter en gros fabrizieren aus Weißblech mit Ölfarbenanſtrich? Wo man Sonntags nicht nieſen darf? Ja, Menſch, kennſt du denn Byron nicht? Byron, ſiehſt du, der wollte lieber in Griechenland ſterben, als in England leben. Nur Griechenland! Nur Griechenland! Denke doch: dieſer Himmel! Dieſe Erinnerungen! Und dieſe Weiber! Ich ſage dir: ehe dieſe Bande hier ihr Abiturientenexamen gemacht hat, ſind wir berühmt."

— „Ach was, ich will frei ſein und nicht dichten."

— „In Griechenland wirſt du frei ſein! Und warum verſtellſt du dich denn? Ich weiß doch, daß du noch viel ehrgeiziger biſt als ich. Und dann die Schönheit! Die alte Kunſt! Die Akropolis! Denke: wenn wir da hinaufſchreiten! Und alles das Südliche überhaupt! Ölbäume, Orangen, Zitronen, Rhododendren!"

Girlinger hatte allerlei praktiſche Bedenken, aber ſchließlich legte

auch er es ſich zurecht. Seine Phantaſie war nicht ſo ſchnell losgelaſſen, wie die Stilpes, und ſie ſchwärmte nicht ins Blaue, aber gerade dieſe Sehnſucht nach dem Süden war in ihm, und um ſo ſtärker, als er ſich wirklich ein Bild vom Süden machte, während Stilpe nur den Abreiz von Worten ſpürte.

Sie gingen mit dem Verſprechen Girlingers auseinander, daß er am nächſten Sonntag, in zwei Tagen, ſeinen endgültigen Entſchluß kundtun wolle.

Girlinger benutzte die Zeit, um gründlich über den Plan nachzudenken und nach Möglichkeit zu ſtudieren, was ihm über das Griechenland von heute zugänglich war.

Stilpe aber ſchwamm in einem heißen Entzücken bei dem Gedanken, die große Tat im Verein mit Girlinger zu vollführen, und weidete ſich an der Vorſtellung, welchen Eindruck es machen würde, wenn nicht bloß er, der „zweifelhafte Schüler", durchgebrannt und verſchwunden war, ſondern mit ihm der geprieſene Muſterknabe und Primus. Mit beſonderem Genuſſe ſtiliſierte er ſich im Geiſte die Notizen, die über dieſes Ereignis in den Blättern ſtehen würden. Er kam ſogar auf die Idee, eine „Rechtfertigung" abzufaſſen, die er auf irgendeine Weiſe (das Wie überließ er ſpäterer Überlegung) drei Tage nach ihrer Flucht (Flucht!) von Leipzig aus dem Leipziger Tageblatt zukommen laſſen wollte. Vielleicht durch den Deklamator? Oder durch Martha? Dieſe Frage beſchäftigte ihn am meiſten.

Am Sonntag enthüllte ihm Girlinger in kurzen Worten, aber ſehr ernſt, daß er bereit ſei, mitzugehen, aber nicht vor vierzehn Tagen. Denn es ſei noch viel zu ordnen und zu bedenken. Er könne, alles in allem, zweihundertundfünfzig Mark zuſammenbringen, teils durch Bücherverkauf, teils durch ſeine Schweſtern. Mindeſtens ſo viel müſſe aber Stilpe beſchaffen. Die Summe werde für jeden zur Hinreiſe genügen (er hatte das Hendſchelſche

Kursbuch bei ſich) und außerdem Lebensunterhalt für zwei Wochen ſichern.

— „Natürlich werden wir in dieſem Klima vegetariſch leben."

— „Selbſtverſtändlich."

Eine ganze Anzahl praktiſcher Notizen hatte er auf einem Zettel zuſammengeſchrieben, und Stilpe mußte ſich verpflichten, dieſe auch für ſich anzuerkennen. Da hieß es:

Es ſind mitzunehmen
pro Perſon: ein Koffer
mit: einem Anzug,
ein Paar Stiefeln,
zwei Hemden,
drei Paar Strümpfen,
(NB. Aus der Wäſche ſind die Namenzeichen auszutrennen!!)
ſechs Taſchentüchern,
zwei Kragen.

Die Koffer werden in St.s Gartenhaus in der Verſenkung, wo jetzt das Gartengerät aufbewahrt iſt, niedergelegt.

Stilpe muß zwei Koffer ſtellen, da es für G. unmöglich iſt, ſich mit einem Koffer aus dem elterlichen Hauſe zu entfernen.

Ein Revolver, wenn billig zu haben, iſt wünſchenswert.

Stilpe fand den Revolver in allererſter Linie für notwendig und machte ſich anheiſchig, einen zu beſorgen.

— „Natürlich einen, den man in die Bruſttaſche ſtecken kann!"

— „Ja, aber doch nicht allzu klein!"

Bereits am Dienstag brachte Stilpe den Revolver mit in die Schule und zeigte ihn Girlinger auf der Retirade.

— „Biſt du verrückt! Steck' ihn ſofort ein! Und er iſt ja viel zu groß!"

— „Ich werde doch kein Spielzeug mitnehmen!"

Girlinger entfernte ſich eilig, und als ſie nach Hauſe gingen,

ſagte er ſehr ſcharf: „Wenn du's ſo machſt, nehme ich mein Wort zurück! Überhaupt, wie benimmſt du dich denn? Alle Augenblicke nimmſt du mich auf die Seite und machſt mir Zeichen. Jeder Menſch muß merken, daß wir was vorhaben."

— „Bring lieber deine Wäſche ins Gartenhaus, ſtatt daß du mir Moral ſchwingſt. Meine Sachen ſind alle draußen."

— „Bei mir geht das nicht ſo wie bei dir. Hier (er ſah ſich nach allen Seiten um) ſind zwei Kragen. Ich muß jeden Tag einzeln was bringen. Wenn ich nur wüßte, wie ich's mit dem Anzug mache. Ich kann doch nicht mit ein Paar Hoſen überm Arm in die Schule gehn."

— „Zieh den Mantel an und nimm ſie untern Mantel! Oder, halt: ich komme und hole ſie!"

— „Nein, nein, ich werde ſchon alles ſelber bringen."

* * *

Während ſo bei Girlinger die Schwierigkeiten mehr ins einzelne gingen, hatte Stilpe nur ein großes Problem zu bewältigen: das Geld.

So viel war ſicher: die Ladenkaſſe reichte nicht. Man konnte ſie höchſtens mit fünfzig Mark anſetzen.

Alſo denn erſt mal alles verkaufen, was in Griechenland überflüſſig war an Kleidern, Wäſche, Büchern.

Geſchah. Von Büchern entgingen nur Börnes Werke, Tannhäuſer in Rom und Byrons Don Juan dem Deklamator. Aber alles in allem kamen nur vierzig Mark heraus.

Wie wär' es mit ein paar Anzügen Vater Wiehrs? Ein Gedanke! Der Mann hatte ja ſeine ganze Vergangenheit noch im Kleiderſchranke hängen.

Aber Vorſicht! Vorſicht! Und erſt in den letzten Tagen. Auf fünfzig Mark konnte man das aber immerhin anſetzen.

Fünfzig und fünfzig ſind hundert, und vierzig ſind hundertundvierzig ... Wenn ihm nur irgendein Coup einfiele! Das Geplempere mit kleinen Poſten gefiel ihm gar nicht.

Hm! Im Glasſchrank ſtand ſo allerlei herum, auch Schmuckzeug ... Aber da verging ja kein Tag, an dem nicht Mutter Wiehr den Kram beſtreichelte.

Halt! ... Aber nein ... nein ...! ... Freilich, wenn gar nichts übrig blieb ...? ...: Die Paten- und Konfirmationsgeſchenke des verſtorbenen Filius ...? ...! ... Die waren in dem verſchloſſenen Schranke in ſeiner Stube, und die Alten hatten eine große Scheu vor dieſen Erinnerungen. Sie hatten ſie verſchloſſen, um ſie nicht zu ſehen; nie machten ſie den Schrank auf. Da mußten ja wohl auch noch Bücher ſein und ſonſt was ...

Das war aber doch ein verfluchter Coup! Das war ſchon nicht mehr bloß, pfui Teufel, Diebſtahl, das war ſo was wie Frevel. Oder?

Stilpe verſuchte, den Gedanken mit Gewalt loszuwerden und erging ſich, um ihn beiſeite zu ſchieben, dafür in den abenteuerlichſten Plänen.

Sogar der ſchmierige Beutel des Deklamators tauchte auf und eine verbrecheriſche Intrige mit der roſigen Gattin.

Hatte ſie ihm nicht kürzlich hinter dem Rücken des Alten zugelächelt?

Wie, wenn er mit ihr im Bunde den Alten ...? Aber, du lieber Gott, das war ja eine Kriminalnovelle und kein Coup!

Immer wieder der verſchloſſene, große, braune Schrank ...

Was da wohl alles drin ſteckte ... Natürlich zuerſt ſämtliche Hoſen und Höschen, Jacken und Jäckchen des geprieſenen Filius, von der Wiege bis zur Bahre.

Verdammt nochmal: auch noch Rückſicht auf Sentimentalitäten, wo es ſeine Freiheit und Zukunft galt! Da gab's doch kein

Beſinnen! Dort der Tod! Hier das Leben! Hie Mottenfraß! Hie Freiheit!

Er ging an den Schrank und verſuchte ſeine Schlüſſel am Schloß. Ging nicht.

Alſo: eintreten! Einfach: eintreten!

Er ſchlug mit der Fauſt auf die Schranktüre. Aber wie er das Poltern hörte, lief er gleich weit weg und ſah zum Fenſter hinaus.

Wozu überhaupt dieſe Menge Geld? Hundertfünfzig waren auch genug.

Er ſtellte das Girlinger vor. Aber der protzte ſeine ganze widerliche Konſequenz auf:

— „Wie wir's ausgemacht haben, ſo bleibt's. Du haſt mein Wort, und ich habe deins."

Stilpe empfand eine kochende Wut über dieſes Benehmen.

Nicht einmal ſagen kann ich's dem Kerl, was ich vorhabe. Natürlich er: jede ſeiner Schweſtern gibt ihm fünfzig Mark. Und ich muß ſolche Gemeinheiten aushecken.

Aber wart' nur: dieſe Erfahrungen, dieſe Kämpfe, die werden aus mir was Ganzes, Eigenes machen, wo du bloß eine Molluske biſt und bleibſt! Ich bin der Kämpfende! Ich werde den Sieg haben! Und dann, oben auf der Akropolis will ich dir's ins Geſicht ſchütteln mit meinen Fäuſten: Ich habe ſtehlen müſſen für meine Freiheit und unendliche Frevel auf mich geladen für meine Ideale! Du aber biſt bloß der Pudel, der hinter mir herlief, aufgefüttert und vollgeſtopft, ohne Mark und Entſchluß!

In dieſem Aufſud ſtürmiſcher Gefühle fiel ihm Karl Moor ein, und er fühlte ſich nun nicht bloß gerechtfertigt, ſondern geradezu verpflichtet, den Schrank aufzubrechen.

Aber Vorſicht! Vorſicht! Und: nicht zu früh!

* * *

Jetzt waren es noch sechs Tage bis zu dem Sonnabend, wo sie sich nachmittags im Gartenhause treffen wollten, um abends abzureisen.

Von Girlinger fehlte immer noch die Hose und ein Hemd im Koffer, aber er konnte ihn nicht einmal mahnen, denn der Primus blieb aus der Schule weg und hatte ihm verboten, ihn zu besuchen.

Er stellte sich krank, hatte er ihm geschrieben, um nicht unnötig durch ihn aufgeregt zu werden, auch habe er einen besonderen Trick vor mit dieser Krankheit. Im übrigen solle er nur alles genau nach Verabredung besorgen und tun. Sonnabend um drei Uhr am Gartenhause!

Stilpe hatte einen grenzenlosen Respekt vor Girlingers kühler Klugheit, und er stellte sich irgend etwas unerhört Schlaues vor, das hinter dieser Krankheit steckte.

Wer weiß: er bringt vielleicht fünfhundert Mark mit!

Wenn man's nur wüßte! Nur wüßte! Dann wäre auch diese infame Chose mit dem Schrank nicht nötig.

Schon das Verkaufen von Vater Wiehrs Garderobe war eine verdammt schwierige Sache gewesen, und es war bloß Dusel, wenn es nicht zur Unzeit bemerkt wurde.

Nun aber der Schrank!

Das Heiterste wäre, wenn mich Mutter Wiehr angeschwindelt hätte, und es gäbe da drin gar nicht diese kostbaren Konfirmationskleinodien und Taufbecher.

Ob ich sie nochmal frage?

Er nahm wirklich einen Anlauf dazu, brachte es schließlich aber doch nicht übers Herz. Dafür machte er sich im stillen einige moralische Komplimente über diese Feinfühligkeit und fand, daß er eigentlich sein Gewissen dadurch für beruhigt ansehen könnte:

Denn, wäre ich wirklich ein gemeiner Kerl, so hätte ich gefragt;

aber ich handle eben bloß unterm Zwang der Verhältniſſe und ſchone dabei nach Möglichkeit, was zu ſchonen iſt.

Unter dieſen Erwägungen brach er kaltblütig den Schrank auf, nachdem er die Kammertür verſchloſſen und das Schlüſſelloch verhangen hatte.

Schau, ſchau, gepfropft voll! Aber iſt es nicht ſündhaft, alle dieſe Sachen von den Motten freſſen zu laſſen? Es ſcheint, die guten Wiehrs wiſſen nicht, wieviel arme Jungens keine ganzen Kleider am Leibe haben. Natürlich! Die Sentimentalität geht bei dieſen Bourgeois vor allem vor . . .

Der Überzieher da iſt noch wie neu . . .

Herrgott, wieviel Hüte hat denn der Filius gehabt? . . .

Sogar ſeine erſten Hoſen ſind noch da . . .

Übrigens: Inſektenpulver haben ſie doch geſtreut . . . Donnerwetter: das kann mich ja verraten! Die ganze Kammer wird ſtinken!

Er lief und öffnete die Fenſter. Unten ging gerade ein Schutzmann vorbei. Stilpe machte eine Verbeugung:

Das Auge des Geſetzes wacht! Sie, Schutzmann, hier wird geſtohlen! Ja, das möcht' er wohl, der Gute, daß ich ihn raufwinkte. Wird nicht verzapft!

Nun aber die Kleinodien!

In der Pappſchachtel? Nein: ſeidene Tücher. Da könnt' ich übrigens eins . . . Unſinn! . . .

Aber es ſcheint wirklich kein Edelmetall . . .

Er holte ſich einen Stuhl und ſtieg darauf, um beſſer ſehen zu können, was auf dem oberen Schrankbrett ſtand.

Siehſte woll? Der Kaſten iſt ſchwer. Und: er klappert.

Er nahm ihn langſam herunter.

Es war eine alte Schatulle aus eingelegtem Mahagoniholze mit zopfigen Ornamenten. Ein kleiner Schlüſſel mit herzförmigem Griff ſteckte im Schloß.

Er trug die Schatulle auf den Tiſch und ſchloß ſie auf.

Donnerwetter, was für 'ne Menge!

Zwei Uhren! Eine ſilberne und eine goldene! Und ditto zwei Ketten. Dieſer Filius iſt verzogen worden!!

Und goldene Ringe gar dreie. Was? Auch goldene Manſchettenknöpfe? Das iſt ja blödſinnig!

Am Ende hat der Junge auch noch eine Buſennadel gehabt. Richtig! . . .

Ekelhaft, das! So einer muß ja ein Protz werden. Und dabei war er dumm wie ein Heuroß.

Gut! Gut! Klappe zu!

Er ſtellte die Schatulle wieder an ihren Platz, lehnte die Schranktüre feſt an, klemmte ein bißchen Pappe ein und hatte eine deutliche Empfindung von Zufriedenheit, wie er ſah, daß äußerlich nichts an dem Schranke zu merken war.

Was aber nun anfangen mit dem Zeug? Er beſchloß, es erſt in Athen zu verkaufen. Trödler gibt's dort ſicher auch . . .

* * *

Nun kam der große Tag heran. Das letzte, was Stilpe ins Gartenhaus getragen hatte, waren ſeine Tagebücher und Manuſkripte geweſen. Die letzten Worte in ſeinem Tagebuche lauteten ſchwungvoll ſo:

Und nun, mein ſtolzes Schiff, ſtich aus ins Meer!
Du trägſt mein Alles, und dein Zeichen heißt:
Freiheit, Hoffnung und Zukunft. Meine Hand,
Mit der ich nun die Ankerkette ſchnell
Aufwinde, iſt beſchmutzt, doch waſch' ich ſie
Im Meer der Schönheit, und ich ſchwöre: Nie,
Bei allen Göttern, die ich ſuche, nie
Soll wieder Schmutz an dieſe heiße Hand!

* * *

Die letzte Schulſtunde, zu der er ſich herabließ, war Griechiſch. Es wurden unregelmäßige Verba abgefragt, und da er ſich nicht vorbereitet, auch nicht einmal in der Vorpauſe, wie er ſonſt zu tun pflegte, in der Grammatik nachgeleſen hatte, blieb er jede Antwort ſchuldig.

— „Warum haben Sie Ihr Penſum nicht gelernt?"

Er lächelte und dachte bei ſich: Freiheit, Hoffnung und Zukunft.

— „Wollen Sie wohl antworten? Warum haben Sie Ihr Penſum nicht gelernt?"

— „Es war mir zu langweilig."

Der Profeſſor ſchnappte nach Luft. Das war der Gipfelpunkt der Frechheit. Das war jenſeits aller Bezeichnungsmöglichkeit. Nur das eine Wort: Karzer! wühlte ſich aus dem verſtopften Sprachſchatze empor.

— „Wieviel Stunden, Herr Profeſſor?" fragte Stilpe mit unterwürfigem Lächeln.

— „Iſt der Menſch verrückt geworden?"

Die ganze Klaſſe hatte mit dem Profeſſor nur dieſen einen Gedanken und ſtarrte auf den lächelnden Stilpe. Sein Nachbar rückte ein Stück von ihm ab.

Er aber ſetzte ſich gelaſſen und tat, als ob die Sache für ihn erledigt wäre.

Der Profeſſor, eben noch violett, wurde weiß wie weicher Käſe und rief, indem er ſein Buch von ſich warf:

„Verwegener Bube! Ah! Ah! Am Montag werden Sie erfahren, was Sie ſich zugezogen haben."

Bei dem Worte Montag hätte Stilpe laut auflachen mögen, aber es kam ihm der Gedanke, daß man ihn gleich heute am Nachmittag einſperren könnte, und ſo hielt er ſich ſtille.

Als die Stunde vorüber war und die Sekundaner ihre Bücher zum Heimgehen packten, bildete ſich ein Kreis um Stilpe:

— „Na, die Unverſchämtheit kommt dir teuer zu ſtehen, mein Söhnchen ... Du haſt wohl Luſt, geſchwenkt zu werden? ... Du biſt wohl nicht bei Troſte? ..."

Stilpe lächelte bloß geringſchätzig. Gerne hätte er jetzt irgendeine kleine Andeutung gemacht. Es wurde ihm ſehr ſchwer, ſie zu verbeißen. Aber er überwand ſich.

Und nun kam er in Aufregung. Wenn er nur nicht noch zu Tiſche zu gehen brauchte! Aber das mußte er natürlich, ganz abgeſehen davon, daß er recht gut bei Appetit war.

* * *

Kaum aber, daß er ſich vom Tiſch erhoben und geſegnete Mahlzeit gewünſcht hatte, lief er aus dem Hauſe und rannte durch die Straßen.

Es war ein unfreundliches Spät-Frühlingswetter, Regen und Wind. Da er keinen Schirm hatte, war er bald ganz durchnäßt. Aber er lief, ſo unangenehm ihm dieſe eindringende Feuchtigkeit war, immer auf und ab und immer denſelben Weg: Grimmaiſche und Petersſtraße. Er wollte nicht eine Minute früher als Punkt drei Uhr am Gartenhauſe ſein, aber er wollte auch nirgends vorher einkehren, denn er fühlte, daß er nicht ſitzen könnte.

Sein einziger Gedanke war: Wenn wir nur erſt im Zuge ſitzen. Und dann bis Trieſt in einem Saus! Ah! Nacht und Tag und Nacht! Und dann das Schiff! ...

Freilich: die Seekrankheit ... Unſinn! Wenn erſt die ſchimmernde Küſte Griechenlands auftauchen wird! ... Venus Anadyomene! ... Und dieſe Hellenen in ihren bunten Trachten; auch Türken, Armenier! Und herrliche Weiber mit Krügen auf den Köpfen! Großäugig! Glutäugig! Und bronzene Brüſte ſchimmern durch paphiſche Gewänder! ... Und Marmorpaläſte, ſüdliche Gärten und ſengende Sonne!

Und nun, mein ſtolzes Schiff, ſtich aus ins Meer!

Plötzlich kam ihm ſeine Mutter in Sinn. Es kam ſo unvermutet und grell, daß er mitten im Rennen ſtehen blieb.

Herrgott, wie wird ſie weinen ... Es iſt doch eigentlich ... Ah, aber nein: wenn ich ſicher bin, ſchreib ich ihr alles, und wenn ſie ſieht, wie glücklich ich bin, dann wird ſie ſtolz auf mich ſein! Sie verſteht mich ja! Sie weiß, daß aus mir was Großes werden wird!

Mütterchen, weine nicht, weine nicht ſo,
Sieh, ich bin in der Fremde froh
Und denke dein.

Er hoffte, es würde ein ganzes Gedicht werden, aber es blieb, wie gewöhnlich, beim Anfang.

Endlich dreiviertel drei Uhr! Nun zum Gartenhaus!

Er lief im Trabe mitten durch Pfützen und ohne aufzuſehen, wie ein Junge neben dem Reifen.

Jetzt am Garten. Nun die Allee hinauf.

Ob Girlinger ſchon da iſt?

Nun den Seitengang. Gott ſei Dank, daß es regnet und niemand im Garten iſt.

Aber der Dreck! Der Dreck! Ganz beſpritzt!

Das wird doch auf der Eiſenbahn nicht auffallen?

So, jetzt bei Kürners Garten vorbei und nun mit Barriereſprung übers Staket. Teufel! Mitten in eine Pfütze! So ein Blödſinn!

Punkt drei!

Aber Girlinger iſt noch nicht da. Natürlich; der macht ſich's bequem und kommt ſicher in Gummigaloſchen und muß um jede Pfütze einen Bogen machen und womöglich bei jedem Buchladen ſtehen bleiben. Ekelhaft dieſe Hundsſchnauzigkeit.

Er ging zum Gartenhaus und griff in ſeine Taſche nach dem Schlüſſel.

Plötzlich fuhr er zuſammen und ſtarrte auf etwas Weißes, das in der Türſperre klemmte. Sein Geſicht verzerrte ſich: Ah, du Hund, du!

Er riß das eingeklemmte Papier heraus. Herunter das Kuvert. Da ſtand mit den ſchönen, ſo oft in der Schule belobten Schriftzügen unter Einhaltung des Höflichkeitsrandes uſw. folgendes:

Lieber Stilpe!

Nachdem ich mir unſern Plan noch vielmals und reiflich überlegt habe, bin ich zu der unumſtößlichen Überzeugung gelangt, daß es im Grunde bloß ein etwas perſönlich drapierter Dummerjungenſtreich wäre. Wenigſtens was mich angeht. Du biſt ja anders, und Dein Temperament berechtigt Dich gewiſſermaßen zu einem ſolchen Schritt, der ins Ungewiſſe führt. Aber ich bin nicht zu dergleichen kühnen Entſchlüſſen geeigenſchaftet.

Alſo: ich kann nicht mittun.

Verachte mich, ſoviel Du willſt, und nenne mich einen Feigling und Wortbrüchigen. Ich kann nichts dagegen tun. Höchſtens, daß ich auch Dir rate: Stehe auch Du von dem Plane ab.

Selbſtverſtändlich biſt Du ſtrengſter Geheimhaltung von meiner Seite aus ſicher. Aber ich erwarte auch von Dir, daß Du nicht etwa in einem Deiner Wutausbrüche mich als Deinen Komplicen nennſt. Das wäre keineswegs honorig.

Indem ich Dir, für den Fall, daß Du den Plan zur Ausführung bringſt, alles Glück aufrichtig wünſche, bin ich, auch wenn Du mich verachteſt,

Dein Freund
Robert Girlinger.

P. S. Meine Sachen nimm, wenn Du gehſt, mit. Sie werden Dir nützlich ſein.

Stilpe geriet in maßloſe Wut.

Zuerſt ließ er ſie an dem Briefe aus, den er mit den Zähnen zerriß und in das matſchige Erdreich hineinſtampfte. Dann warf er ſeinen Hut auf die Erde und ſchlug mit den geballten Fäuſten an die Gartenhaustür. Er war aſchfahl im Geſicht und biß ſich fortwährend auf die Lippen, als wenn er das Bedürfnis hätte, etwas zu zerfleiſchen.

Dann ſchloß er die Tür auf und ging ins Gartenhaus. Mit einem Fußſtoße öffnete er die Decktür zu der Verſenkung, wo die Koffer ſtanden, und ſpuckte auf dieſe. Dann warf er die Decktür zu, daß es krachte, und ſetzte ſich auf einen Gartenſtuhl. Ein Windſtoß warf die Türe zu, und nun war er im Dunkeln allein mit ſeiner kochenden Wut.

Was tun?! Was tun?!

Ah, vor allem eins: Rache an dieſem feigen Hund! Hin zu Girlinger und ihm laut ins Geſicht ſchreien, was für ein erbärmliches Subjekt er iſt. Das ganze Haus zuſammenſchreien! Ihm den Koffer vor die Füße, nein, vor den Bauch werfen. Und ihn prügeln!

Prügeln! Unſäglich und lange prügeln!

Ach was, erſchießen müßte man ihn!

Erſchießen! Das iſt ein Gedanke! Ah, und da iſt ja auch der Revolver! Gott ſei Dank, daß er ſo groß iſt!

Aber das war ſchon mehr bloß pathetiſche Zierleiſte. Er merkte das ſelber, und den Gedanken, ſich hinterher etwa ſelber zu erſchießen, ließ er nur ganz von ferne vorbeidrohen.

Überhaupt nein: weder Prügel noch Revolver, nur Verachtung! Ein einziges Wort auf eine Poſtkarte geſchrieben: Lump! und dann fort!

Fort! Fort! Fort! Er rüttelte das Wort in ſich hin und her. Fort! Fort! Aber es geſchah halb mechaniſch, wie er ſich das in plumpen Stößen immer wiederholte.

Fort! Fort! Natürlich: Fort!

Ich werde doch wohl wegen dieſer Canaille nicht hier bleiben!?

Aber dieſe Beſtie hat ja das Kursbuch! Der ganze Reiſeplan ſtand ja bei ihm!

Ich Wickelkind habe ihm ja alles überlaſſen!

Sonderbar: der Gedanke, ſich nun ſelbſt ein Kursbuch anzuſchaffen und einen Reiſeplan zu machen, kam ihm nicht.

Dafür entwarf er bereits den Brief, den er nach ſeiner Ankunft in Athen „dieſem Elenden" ſchicken wollte: „Hier bin ich, auf der Akropolis, und gottlob ohne den Pintſcher, der mir folgen wollte... Ich habe eine ſehr angenehme Stelle als Sekretär eines deutſchen Privatgelehrten ... Meine Adreſſe teile ich Dir nicht mit, um vor Deiner Verräterei ſicher zu ſein. Denn es gibt keine Gemeinheit, die ich Dir nicht zutraute ..."

Dieſer Brief, den er vielmal in ſich hin und her wandte und mit zahlreichen vergifteten Spitzen verſah, beruhigte ihn ungemein.

Als er ihn auswendig wußte, war er ſo weit, die „Jammerhaftigkeit dieſes Staatsanwaltsſprößlings" für ein Glück anzuſehen.

Wäre ich denn in ſeiner Gegenwart frei geweſen? Hätte er mich nicht in meinen beſten Entſchlüſſen geſtört? Was für eine unglaubliche Verirrung dieſer Gedanke überhaupt geweſen iſt, mit dieſer Hundeſchnauze zuſammen nach Griechenland gehen zu wollen. Aber eine gute Lehre das! Immer und alles allein! Jedes Vertrauen iſt Wegwurf!

Er ſchrieb ſich dieſe Maxime in ſein Notizbuch und empfand das ganze differenzierte Wohlgefühl des Peſſimiſten.

Er wurde ſogar übermütig. Warte, mein braver Knabe, dachte er ſich und nahm die Girlingerſchen Sachen aus dem Koffer, hing ſie, nachdem er ſie zerriſſen hatte, auf eine Bohnenſtange und ſtellte das Ganze nach Art einer Vogelſcheuche in ein Beet. Daran befeſtigte er ein Stück Papier mit der Aufſchrift: Siegeszeichen des Wohlverhaltens.

Dann nahm er den Koffer mit ſeinen Habſeligkeiten und ſchlug den Weg zu dem Hauſe ein, in dem Martha waltete.

* * *

Es war ſelten, daß dort ein Menſch männlichen Geſchlechtes mit einem Koffer erſchien, denn, wenn auch viele Handlungsreiſende in dieſem gaſtfreien Hauſe verkehrten, ſo ließen ſie ihre Muſterpakete doch gewöhnlich im Hotel. Und ſo erregte er ein gelindes Aufſehen.

— „Ja, Schnutchen, kleines, willſt du denn verreiſen?" rief ihm Martha entgegen, die, mit einem ſchwarzſeidenen Hemde bekleidet, nicht mehr an die Gemälde Profeſſor Thumanns erinnerte.

— „Ich bin auf dem Wege zum Bahnhofe und will dir nur Lebewohl ſagen," erwiderte Stilpe etwas ernſter, als es im Stile dieſes Milieus war.

— „Nanu, doch nicht ganz fort, Schnutchen? Dann muß ich ja weinen!?"

— „Ganz fort. Weit weg. Aber frage nicht. Wir wollen noch einmal fröhlich ſein."

Er gab ſich hier ſonſt gerne frivol, weil er fürchtete, im andern Falle ſeine Jugend zu verraten, die ihn in dieſem Hauſe immer etwas genierte, aber diesmal konnte er die jugendliche Feierlichkeit nicht verleugnen.

— „Jetzt wird mir's aber ängſtlich, Schnutchen. Wer ſoll mir denn dann Verſe vorleſen?"

— „Du brauchſt nicht ſo ſpöttiſch zu ſein."

— „Aber nee, ich mein's ernſt, auf Ehre. Ich kann ſie ja auswendig!"

Und ſie deklamierte mit unverſtellter Genugtuung:

Wie jene Ritter in der alten Zeit,
Die für die Liebe ſtritten todbereit,
Streit' ich für dich und deine Edelheit.

Ich liebe dich und glühe mich dir an,
Vor deinen Füßen lieg' ich, ſieh mich an,
Ein Knabe bin ich, küſſe mich zum Mann!

Nein, bin kein Knabe! Denn ich weiß durch dich,
Was Liebe iſt, dein Blick erweckte mich,
Drum ſing' ich Dank dir heut' und ewiglich!

— „Siehſt du, ich kann's ganz auswendig!"

Stilpe war ſelig. Seine Verſe klangen ihm aus dieſem Munde wie der Inbegriff aller Poeſie, und er fiel dem Mädchen heiß um den Hals.

— „Rotwein! Champagner! Und Zigaretten!"

— „Aber Schnutchen, haſt du denn ſoviel Geld?"

— „Ja, ja, maſſenhaft! Laß nur kommen."

— „Nee, Schnutchen, laß das doch die alten Onkels machen. Ein paar Glas Bayriſch tut's bei dir ſchon."

— „Nein, nein! Heute müſſen wir Wein trinken! Weißt du, eine Orgie feiern! Eine Orgie! Weißt du, was das iſt?"

— „Ja, ja, ſo was Verrücktes. Aber wozu denn?"

— „Mach! Mach! Ich habe nicht lange Zeit. Ich muß fort. Beſtelle nur! . . . Ach ſo, vorausbezahlen? Da, da iſt Geld."

Er gab ihr ſein ganzes Portemonnaie.

— „Gehört das ganz meine?"

Stilpe erſchrak ſehr. Aber er faßte ſich und ſagte mit edlem Anſtande:

— „Wie du willſt. Aber dann kann ich nicht reiſen."

— „Gott, biſt du ein anſtändiger Junge!" ſagte das Mädchen und gab ihm das Portemonnaie zurück.

Diesmal ärgerte ihn das Wort Junge nicht.

Der Wein nahm ſeiner Stimmung den Reſt von Gedrücktheit. Zwar wollte ſich durchaus nicht das entwickeln, was er eine Orgie nannte, denn das Mädchen bemutterte ihn heute noch mehr als

ſonſt, aber wenn er auch nicht tanzte, ſo lief er doch recht lebhaft in dem kleinen Zimmer, ſoweit es nicht Bett war, auf und ab.

— „Wenn du wüßteſt, was ich vorhabe! Wenn du wüßteſt, wohin ich reiſe!"

— „Na, ſo ſag's mir doch."

Er blieb ſtehen und ſah ſie ekſtatiſch an.

— „Ja! wenn du mir verſprichſt, mit mir zu reiſen!"

— „Ja, wenn du bei Mutter Zanken meine Schulden bezahlſt."

— „Wieviel ſind es!"

— „Na, bloß ſo dreihundert Märker."

— „Herrgott! Dreihundert! Nein, das kann ich nicht. Oder! Halt! Warte mal!"

Und er ſtürzte ſich auf ſeinen Koffer und brachte die Uhren und Ringe ans Bett.

— „Da, was kriegt man dafür?"

Martha kniete ſich im Bett auf und breitete die Tauf- und Konfirmationsgeſchenke von weiland Wiehr junior vor ſich aus, hübſch eins neben das andere; es gab eine luſtige Reihe, die im Lichte der roten Bettampel verſtohlen blinkte.

— „Das kann ſchon zweihundert Mark geben, wenn du dich nicht beſchummeln läßt."

Sie ſah die Sachen verliebt an, ſteckte ſich die Ringe an die Finger, ſchüttelte die Uhren und hielt ſie ans Ohr und ließ die Diamanten der Buſennadel leuchten.

Plötzlich warf ſie den Kopf zurück, daß die langen blonden Haare von den Brüſten weg über die Schultern fielen, und fragte erſtaunt: „Ja, wo haſt du denn die Sachen her?"

Stilpe überlegte. Sollte er's ſagen? Hatte ſie ſich damals nicht ſo verdammt moraliſch gehabt? Aber jetzt ſteht die Sache doch anders. Das Zeug liegt auf dem Bette und gehört beinahe ſchon ihr. Ob ſie da nicht . . .? . . .

Aber er zögerte doch und ſagte bloß: „Alte Tauf- und Konfirmationsgeſchenke."

— „Und das willſt du verkaufen? Das iſt aber nicht ſchön von dir?"

Was? Schon das fand ſie unrecht? Das empörte ihn förmlich, es kam ein Gefühl von Zorn über ihn, und zugleich regte ſich etwas wie Furcht. Er wurde mit einem Male irre.

Aber, wart', nun gerade ſoll ſie's wiſſen, dieſe elende Duckmäuſerin. Das wird einen Effekt geben!

Ob ſie das Zeug aus dem Bette und mir vor die Füße wirft?

Und er erzählte ihr ganz kühl, daß er die Sachen geſtohlen habe, und wem ſie gehörten.

Sie ſah ihn bloß erſtaunt an und ſchüttelte den Kopf.

Dann ſagte ſie langſam und wie ungläubig: „Nein . . .! . . . du . . .! . . . Das . . .? . . ."

— „Ach mach kein ſolches Gehabe. Es iſt ſo, und ich finde gar nichts dabei."

Jetzt ſprang ſie aus dem Bette und faßte ihn an den Schultern:

— „Aber, Junge! Was iſt denn mit dir los? Du biſt doch kein ſo gemeiner Kerl! Herr du mein Gott, wie kommſt du denn auf ſo was!"

Sie ſagte das faſt tonlos und mit einer ganz anderen Stimme, als er an ihr gewöhnt war.

Es ging ihm durch und durch. Mit einem Male fühlte er, daß er etwas Gemeines getan hatte. Hätte ſie nur im Geringſten was Pathetiſches geſagt oder getan, er würde ihr ins Geſicht gelacht, und, wenn ſie etwa Miene gemacht hätte, Lärm zu ſchlagen, alles geleugnet haben. So aber war's wie ein Urteil, wie eine Verdammung.

Er mußte auf den Boden ſehen und fühlte ſich gedemütigt, ohne ſich dagegen aufzulehnen.

Was ſie nun noch ſagte, war eigentlich überflüſſig und ſchwächte den Eindruck der erſten Worte eher ab. Aber er ließ alles über ſich ergehen und ſagte nichts dazu.

Sie legte durchaus den Hauptton darauf, daß er den alten Leuten das genommen hätte, was ihnen das Liebſte war. Sie ſagte das nicht in feinen und gefühlvollen Worten, ſondern faſt roh und ungeſchickt.

Immer wieder kam das Wort: „So eine Sünde, und gar nichts dabei zu fühlen!"

Er wagte nicht ein einziges Mal aufzuſehen, und ihre Hände auf ſeinen Schultern fühlte er wie eine unerträgliche heiße Laſt.

— „Was ſoll ich aber nun tun?" ſagte er ganz verzweifelt, wie ſie ſchwieg.

— „Gleich alles wieder hintragen? Alles ſagen!"

— „Das geht nicht!"

Und nun erzählte er ihr, ſchluchzend und unfähig, ſeine Tränen zurückzuhalten, alles, was er vorhatte, alles, was ihm geſchehen war, alles, was ihn drückte.

Das machte weniger Eindruck auf ſie. Sie verſtand es nur unklar, aber das Davonlaufen begriff ſie.

— „Fahr hin, wo du willſt, wenn du nicht mehr in die Schule gehn magſt. Sie erwiſchen dich doch bald. Aber das Zeug da nimmſt du nicht mit ... Nein ... So ein Junge! Gott ſei Dank, daß du zu mir gekommen biſt! Denke bloß: Später! Wenn du's gefühlt hätteſt, was du getan haſt ...

Herr du mein Gott, ſo ein Unglück! Du wärſt ja ein Lump geworden, Junge! Gott weiß, was du noch alles angerichtet hätteſt! Mord und Totſchlag! Wahrhaftig ein Glück, daß der andere Bengel nicht gekommen iſt. Sonſt hätt' ich dich nicht hier."

Es beleidigte ihn gar nicht, daß ſie ihn ſo in aller Deutlichkeit als Junge uſw. traktierte. Er war vollkommen mürbe.

Nach langen Beratungen kamen sie schließlich überein, daß er die Nacht noch hierbleiben sollte (denn er fühlte sich nun unfähig zu jedem anderen Vorhaben, als eben hier zu sein); am nächsten Tage möge er dann getrost nach Griechenland oder Kamerun fahren; sie aber werde die Sachen einpacken und mit einem Brief, den er schreiben müsse, an die Adresse der alten Wiehrs schicken.

Der Brief lautete:

Lieber Vater und liebe Mutter Wiehr!

Seien Sie mir nicht böse, daß ich ohne Abschied von Ihnen fortgegangen bin und nahe daran war, eine große Schlechtigkeit zu begehen. Ich hoffe, alles gut machen zu können, und bitte Sie, meinen Eltern nichts von dem zu sagen, was ich beinahe begangen hätte. Lassen Sie mich nicht verfolgen und melden Sie mich in der Schule ab. Es dankt Ihnen für alles Gute, was Sie ihm, dem Unwürdigen, getan haben,

Ihr Pflegesohn

W. St.

Die Schlußsätze des Briefes waren eigenste Hinzufügung Stilpes. Sonst war der Brief nicht eigentlich nach seinen Intentionen. Er hatte ihn zerknirschter und umfangreicher angelegt, mit einer große Diatribe gegen das Geschlecht der Gymnasiallehrer als Mittelstück, aber das Mädchen wollte nichts davon wissen.

Als aber der Brief geschrieben war, fingen beide an, vergnügter zu werden, als vielleicht die Leute glauben, die da nicht wissen, zwischen welch fernen Gegenden die Schaukel in der Seele mancher Menschen hin und her schwingt.

Denn Himmel und Hölle, Reue und Wollust liegen zuweilen nicht weiter voneinander entfernt, als die Lippen zweier Menschen, die sich küssen.

Fünftes Kapitel

Die Oberprima des Königlichen Gymnaſiums einer kleinen ſächſiſchen Induſtrieſtadt war ausnahmsweiſe Sonnabend nachmittag in die Schule berufen worden, weil der Geheimrat Ammer, der als Königlicher Kommiſſarius die bevorſtehende Abiturientenprüfung zu überwachen hatte, mit dem Wunſche hervorgetreten war, die Kandidaten ſchon zuvor perſönlich kennen zu lernen. Er hatte ſich mit ihnen in einer ſehr freundlichen und ſchmeichelhaften Art unterhalten, nämlich gar nicht ſo, wie es die Art der Lehrer war, ſondern in der gewinnenden Manier eines älteren Freundes etwa, der ſeinen Vorſprung an Jahren und Reiſe als nebenſächlich behandelt und ein Verhältnis von Vertraulichkeit zu ſchaffen oder wenigſtens vorzutäuſchen ſucht, ſoweit dies möglich iſt. Er hatte ſogar „Meine Herren!" geſagt. Und ſtatt der Vorprüfung, die man befürchtet hatte, war es wirklich bloß eine Art Unterhaltung geweſen, bei der der Geheimrat jeden Anſchein von Examinieren vermieden hatte.

Die Oberprimaner verließen das Schulgebäude alſo mit ſtolz erhobenen Häuptern, auf denen hellrote Mützen meiſt ſehr weit nach hinten gerückt ſaßen. Dieſe Mützen hatten die Form von umgedrehten kleinen niedrigen Näpfchen, nur drei der jungen Leute trugen ſolche von anderer Faſſon, nämlich breite, hinten etwas nach abwärts gedrückte Deckel.

Dieſe drei Schlappdeckel, wie die anderen ſie nach ihren Mützen nannten, gingen in ſehr eifrigem Geſpräche abgeſondert.

— „Eigentlich war's etwas gewagt von Schaunard, ausgerechnet die beiden Gracchen als ſeine Lieblings-Römer zu nennen, nachdem der Hohe Rat ihn wegen Sozialismus und Atheismus ſchon mal hat ſchwenken wollen," ſagte der eine, ein unterſetzter

Burſch mit ſchläfrigen, aber nicht geiſtloſen Augen und einem bereits ſehr dichten Schnurrbart.

— „Aber mein ſüßer Rodolphe! Du geruhſt immer noch, dich um drei Gramm dümmer zu ſtellen, als wofür du uns hältſt. Du weißt ſo gut wie wir, daß Schaunard ein Pſychologe von vielen Graden iſt. Er hat dieſen fürtrefflichen Geheimrat bloß ſehr gut erkannt. Denn ſiehe da: ſchon iſt er zu einer Privataudienz zurückbehalten worden!"

Der das ſagte, war ein dürrer brünetter Menſch mit einer ſehr ſchönen Naſe und wunderſchönen braunen Augen, die leider hinter ſehr ſtarken Klemmergläſern ſaßen. Er ging etwas gebückt, aber nicht aus irgendeinem körperlichen Grunde, ſondern aus philoſophiſcher Koketterie. Es wäre ihm ein Vergnügen geweſen, buckelig zu ſein.

— „Marcel hat recht. Schläue und abermals Schläue! Heute hat Schaunard ſein Abitur gemacht, ſag' ich! Das Backpflaumenmännchen hat ſich in ihn verliebt und wird ihn trotz allen konrektoralen Gekrähes und Geheules durchſchleppen. Wetten?"

Der ſo ſprach, war ein ſehr jung und zart ausſehender Jüngling, der ſich aber ein bißchen renommiſtiſch gebärdete und damit den knabenhaften Eindruck ſeiner Perſon zu verwiſchen ſuchte. Auffällig an ihm war ſeine Haarfriſur, die etwas an die Napoleoniſche Zeit erinnerte, wo man es liebte, nach dem Vorbilde des Cäſaren die Haare ins Geſicht und über die Ohren zu ſtreichen.

Wer Mürgers Bohème-Buch kennt, wird, nachdem die Namen Rodolphe, Marcel und Schaunard gefallen ſind, ohne weiteres wiſſen, daß ſich dieſer Jüngling des Spitznamens Colline erfreute.

Dieſe Spitznamen waren übrigens in der Schule nicht allgemein gültig, ſondern ein Reſervatrecht des „Cénacle" oder der Vereinigung der vier Schlappdeckel unter ſich, die, als zukünftige

Dichter und Künſtler, wie ſie ſich fühlten, ſich das Zenakel in Mürgers Vie de Bohème zum Muſter genommen hatten und ſogar nach Möglichkeit die Ausdrucksweiſe ihrer Vorbilder nachahmten. Sie hielten ſich, im Gefühle ihrer Zukunft, ſehr exkluſiv gegenüber den anderen Primanern, die eingeſtandenermaßen bloß Paſtoren, Lehrer, Ärzte, Juriſten, Offiziere werden wollten, und wurden dafür wieder von dieſen als überſpannt und lächerlich abgetan. Ihre bürgerliche Nomenklatur war dieſe:

Rodolphe: Bruno Wippert,
Marcel: Max Stöſſel,
Colline: Ludwig Barmann,
Schaunard: Willibald Stilpe.

Stilpe war der Gründer des Zenakels und ſein anerkanntes Haupt.

* * *

Er war damals, nachdem er ſich von Martha getrennt hatte, nicht gar weit gekommen. In Halle, das doch nicht auf der Route Leipzig-Athen liegt, hatte man ihn in einem Tingeltangel feſtgenommen, weil er in der Betrunkenheit unabläſſig laut und rhythmiſch geſchrien hatte:

$$(a+b)^2=a^2+2ab+b^2$$

Auf die Polizei gebracht und nach dem Grunde dieſer mathematiſchen Rezitation gefragt, hatte er auf die ihm drohende Nachprüfung in der Mathematik als einen höchſt triftigen Grund hingewieſen und überdies gebeten, man möge ihm ſeine Logarithmentafel holen, die in der Unterſekunda der Leipziger Thomasſchule Zötus B auf ſeinem Platze liege, unten auf der letzten Bank rechts. Damit hatte er ſich zur Genüge als der durchgebrannte Gymnaſiaſt aus Leipzig legitimiert, deſſen Signalement auch auf der halleſchen Polizei eingetroffen war.

Was ſich dann begeben hat, bleibe im Schatten der Vergeſſenheit, wie auch Stilpe ſelbſt nie mehr daran dachte. Denn er liebte unangenehme Erinnerungen wenig und beſaß ein ausgeſprochenes Talent dafür, fatale Dinge zu vergeſſen.

Es fehlte nicht viel, daß er damals wirklich, aber nicht in Athen, die Stelle eines Sekretärs, aber nicht bei einem Privatgelehrten, erhalten hätte. Der verzweifelte Lepidopterologe wollte ihn durchaus als Schreibgehilfe bei der Magiſtratskanzlei in Leißnig anketten. Aber den Bitten der Mutter und den guten Urteilen über Willibalds Begabung, die einer ſeiner Leipziger Lehrer abgab, gelang es, den Vater zu einem letzten Verſuche zu bewegen. So kam Stilpe an das eben begründete Königliche Gymnaſium der kleinen Stadt, in dem er es jetzt wirklich bis zum Oberprimaner gebracht hatte.

* * *

Auch hier war ſein Studiengang nicht ohne Fährlichkeiten abgelaufen, denn die Lehrerkonferenz bedachte ihn mit ausgezeichnetem Mißtrauen, indem ſie ihn bald für einen Freund wüſter Zechgelage und bedenklicher Mädchen, bald für einen Propagandiſten gemeingefährlicher Ideen anſah.

Aber er war klug geworden. Ohne nach dem Ruhme eines Muſterſchülers zu geizen, aber auch ohne ſich irgend etwas abgehen zu laſſen, was er zu ſeinem Wohlbefinden für nötig hielt, lenkte er das ſcharf beobachtete Schiff ſeiner Schülerexiſtenz geſchickt zwiſchen allen Präzeptorenklippen hindurch, indem er aufs genaueſte die Taktik befolgte, ſich aller offenkundigen Manifeſtationen ſeiner Privatvergnügen zu enthalten. Er war, wie er es ſelber einmal in ſeinem immer üppiger werdenden Tagebuch ausdrückte, „zur Höhe eines vorſichtigen Zynikers emporgeſtiegen". Was er ſeine Orgien nannte, feierte er in Leipzig, und den ver-

botenen Ideen frönte er ſtill für ſich, ohne etwa in deutſchen Aufſätzen, wie damals als „biederer Sekundaner", davon etwas merken zu laſſen. Vielmehr kultivierte er jetzt in ſeinen Schulaufſätzen, deren Gewandtheit und Schwung ſogar anerkannt wurde, eine virtuoſenhafte Jongleurkunſt mit wohlgebauten Phraſen, in die er nur die beſtakkreditierten Meinungen ſilbern und golden einſpann.

Zum Glück lernte er in den drei bereits genannten Kameraden Leute von ähnlichen Neigungen kennen. Zwar achtete er ſie nicht für ſeiner ebenbürtig, ja er hatte ſogar ein ſtilles Mitleid mit ihnen, weil ſie, wie er bemerkte, noch „einige biedere Züge von Wohllöblichkeit" hatten, aber er fühlte es doch als einen ſehr angenehmen Zufall, daß er in ihnen „Inſtrumente fand, auf denen er ſpielen konnte". Colline-Barmann war ſeine Baßgeige, Marcel-Stöſſel ſein Fagott, Rodolphe-Wippert ſeine Trommel. Natürlich empfanden ſich die drei ſelber als beträchtlich mehr, und er ſeinerſeits ließ es ihnen nur ſelten merken, daß er „auf ihnen ſpielte". Auch liebte er ſie in einem gewiſſen Sinne wirklich. Einer ganz hingebenden Freundſchaft war er zwar nicht fähig, aber die Frivolität ſeines zur Schau getragenen Zynismus gegenüber dieſen Freunden war doch zum guten Teile bewußt angeſchminkt.

* * *

Zuerſt begann die Vereinigung der vier mit einem literariſchen Zirkel, „Lenz" genannt.

Dieſer Titel galt in zweierlei Bedeutung. Einmal in der, wie ihn die Lyriker als Synonym für Frühling verbrauchen, und dann in der des Namens ihres literariſchen Hauptheiligen. Denn ſie laſen damals ausſchließlich Dichtungen der Sturm- und Drangperiode.

Dann ſchoben ſich Ibſen und die Ruſſen, dann Zola und der Naturalismus ein, und nun wurde aus dem Leſezirkel, wo man

mit verteilten Rollen „Die Kindesmörderin", „Sturm und Drang", „Der Hofmeiſter" geleſen hatte, ein Debattierklub, wo man vor allem „Herrn Schillinger", den Dichter „des pp. Wallenſtein", vernichtete und Vorträge folgender Art hielt: „Die Wahrheit als einziges Prinzip der Kunſt", „Inwiefern Naturalismus und Sozialdemokratie Parallelerſcheinungen ſind", „Emile Zola und Henrik Ibſen: die Trageſäulen der neuen Literatur", „Worin liegt die Gemeingefährlichkeit des ſogenannten Idealismus?"

Zu dieſer Zeit waren die vier ſehr rabiat.

Ihr zweites Wort war: Konſequenz. Gewiſſe Namen durften, bei hohen Strafen, bis zu zwanzig Pfennigen, unter ihnen nicht genannt werden, ſo Paul Heyſe und Julius Wolf. Wer es wagte, „Schiller und Goethe" zu ſagen, ſtatt „Goethe und Schiller", mußte, da gab es kein Erbarmen, Tabak für alle vier auf einen Monat kaufen. Aber auch Goethe galt nur für voll, „inſoweit er nicht Geheimrat war". Das war ſogar ſtatutenmäßig feſtgelegt. Shakeſpeare wurde fortwährend und mit beſonderer Ehrerbietung genannt, aber doch mehr als „merkwürdiges Phänomen eines frühen Naturalismus". Denn es ſtand ihnen feſt, daß die eigentliche Literatur jetzt erſt begänne, und Stilpe führte den Gedanken mit Vorliebe aus, daß man jetzt in dem wirklichen Sturm und Drang ſtehe, aus dem der „neue und ganze Goethe" hervorgehen werde.

Wenn man ihn dann höhniſch fragte, ob er vielleicht Luſt habe, dieſe Rolle zu übernehmen, ſo grinſte er mit ſichtlicher Anſtrengung und ſagte: „Vorderhand ſind wir alle bloß Teig. Das Leben wird uns erſt kneten und backen."

— „Du aber haſt die großen Roſinen," entgegnete ihm darauf Stöſſel.

— „Und dir fehlt es an Salz," revanchierte ſich Stilpe.

Barmann aber ließ etwas von „zukünftigen Dreierbroten"

vernehmen, und Wippert meinte, auch Hundekuchen ſei ein Backwerk.

In dieſem Stile bewegten ſich die Verhandlungen des Debattierklubs, wenn man aufs Perſönliche kam. Sonſt war die Ausdrucksweiſe trotz der naturaliſtiſchen Tendenz mehr auf höhere Tropen bedacht.

* * *

Aber eines Tages, es war ganz zu Anfang des Oberprima-Jahres, begann Stilpe in einem neuen Stile und von anderen Dingen zu reden. Er baute fürchterliche und ſchnöde Hyperbeln, fand den „Naturalismus in Worten" lachhaft, fragte, ob es „in dieſem Neſte" nicht ein Tricktrack gebe, und erklärte, die famoſeſte Mädchenfigur der Weltliteratur ſei Mamſell Müſette. Dazu kamen die Worte: Naſenwärmer, Bohème, Cénacle und eine große Menge franzöſiſcher Flüche. Auch trug er fortwährend ein kleines Buch aus der Reclambibliothek mit ſich herum, das er ſein Brevier nannte. Eine Woche ſpäter ſah man aber an deſſen Stelle ein anderes, franzöſiſches. Er ſagte: „Ich leſe jetzt meine Bibel im Urtext."

Durch dieſe Geheimtuerei voll herablaſſend abgegebener Andeutungen fühlten ſich die anderen beleidigt, und es wäre faſt zu einem Bruch gekommen, denn Stilpe behandelte ſie im Grunde wie kleine Knaben, die nicht wiſſen, was ein Mädchen iſt, da rückte der Adept endlich mit ſeinem Myſterium heraus, indem er eine Verſammlung mit einem Schreiben einberief, das folgenden Wortlaut hatte:

Die ehrenfeſten und rühmlichſt bekannten Säulen des königlich ſächſiſchen Gymnaſialnaturalismus zu . . . werden hiermit ſo höflich wie dringend eingeladen, in der beſcheidenen Behauſung des unterzeichneten Renegaten und Müſettiſten Schau-

nard, weiland Stilpe, zu erſcheinen und außer zwei Steingutteller mit Zwiebelwurſt und Muldekaviar einen Vortrag entgegenzunehmen, deſſen Titel und Thema iſt:

Der Müſettismus

als einzige und eigentliche Künſtlerreligion, nachgewieſen an dem klaſſiſchen Werke wahrer Künſtlerfreiheit und Laune:

Scènes de la Vie de Bohème

par

Henry Murger.

(NB.! Das Werk wird auch in einer Überſetzung herumgereicht, und im Urtext ſind die ſchwierigeren Vokabeln in deutſcher Überſetzung beigeſchrieben.)

Nach beendigtem Vortrag wird der Unterzeichnete ſich die Freiheit nehmen, zu beantragen was folgt:

Der naturaliſtiſche Debattierklub wird aufgehoben, und an ſeine Stelle tritt

Das Cénacle

der vier Schlappdeckel.

Zur Leitung der unausbleiblichen Debatte wird der ehrenwerte Naturaliſt Barmann berufen, falls er ſich für die Dauer dieſes Ehrenamtes ſeiner ihm angeborenen Grobheit zu enthalten verſpricht, die vielleicht einem Naturaliſten, nicht aber einem zukünftigen Cénaclier angemeſſen iſt.

NB.! Vier Pariſer Naſenwärmer ſind heute eingetroffen und ſtehen, aber erſt nach Konſtituierung des Cénacles, zur Verfügung.

NB.! Der Unterzeichnete hat ſich in Anbetracht des ungewöhnlichen und wichtigen Ereigniſſes in Unkoſten geſtürzt und vier Flaſchen Pontet Canet (Marke: Le petit bleu) herbeigeſchleift. Doch wird man gebeten, Weingläſer mit-

zubringen, da es ſtilwidrig wäre, Rotwein aus Bierſeideln oder Kaffeetaſſen zu trinken.

NB.! Petita Molinarina wird die Honneurs der Schaunardſchen Hütte machen, falls der gute Zufall, der Gott des künftigen Cénacles, es ſo einrichten ſollte, daß die ſchauderhafte Mutter des erfreulichen Mädchens zur Zeit der Feierlichkeit nicht zu Hauſe wäre.

NB.! Da die Schildkröte des Unterfertigten, deren Intelligenz ſo häufig als überlegenes Gegenſtück zu der des Hüh-Wüh-Konrektors anerkannt worden iſt, ſich leider entſchloſſen hat, ſeit vergangener Nacht als Leiche zu exiſtieren, ſo erſcheint es angemeſſen, ſie künftig als Symbol des verewigten naturaliſtiſchen Debattierklubs in pietätvollen Ehren zu halten. Sie wird in einer roſa auswattierten Zigarrenkiſte als Tafelſchmuck funktionieren.

NB.! Man ſpanne ſeine Erwartungen hoch!

Schaunard.

Da man das Muſter dieſer Einladung nicht kannte und überhaupt lauter Rätſeln gegenüberſtand, ſo wirkte das Schriftſtück auf die drei ungewöhnlich ſtark.

Völlig verblüfft war man aber, als man, der Einladung folgend, Stilpe erblickte. Er präſentierte ſich nämlich in Unterhoſen und Frack. Im Munde hatte er eine kurzgebiſſene rotbraune Tonpfeife, und ſein ganzes Benehmen war ungemein zeremoniell und feierlich.

— „Petita Molinarina kann leider nicht gereicht werden. Dieſe beklagenswerte Bourgeoiſe hat ſich an meinen Unterhoſen geſtoßen und war nicht dahin zu bringen, zu begreifen, daß dieſe nur als Surrogat für weiße Nankingpantalons anzuſehen und damit nicht nur entſchuldigt, ſondern geradezu in die Sphäre des Schönen und Wohlanſtändigen erhoben ſind. Dafür iſt die Schildkröte mit

der ganzen Würde eines amphibiſchen Leichnams zur Stelle. Sie darf betrachtet werden, und ich bitte zu bemerken, wie ſie im Tode noch mehr den rührenden Zug einer Familien- und Intelligenzverwandtſchaft mit Sr. Brüllenz Hüh-Wüh hat."

Da auch der Rotwein keine Fiktion war, ſo ſtand einer fröhlichen Sitzungseröffnung nichts im Wege.

Barmann übernahm mit einem geharniſchten Proteſte gegen den Vorwurf der Grobheit den Vorſitz. Seine Eröffnungsanſprache, die er ohne Zweifel auswendig gelernt hatte, ſchloß ſchwungvoll ſo:

— „Und nun möge Stilpe, den wir einſtweilen noch ſo und nicht anders nennen wollen, ſeinen Vortrag halten, an den ſich ein ſo wichtiger Antrag knüpfen ſoll. Ich bin beauftragt, ihm zu erklären, daß wir ernſtlich indigniert ſein werden, wenn ſich ſeine Machination (Stilpe: Oho!) als Frivolität entpuppen ſollte. Wir ſind bereit, uns überzeugen zu laſſen, aber wir werden entſchieden und ſcharf Front machen gegen jeden Verſuch, unſere augenblicklichen Prinzipien (Stilpe: Sehr gut!) nur mit den billigen Waffen ſeichten Witzes (Stilpe: Tautologie!) anzugreifen. (Stöſſel und Wippert: Bravo!) Stilpe hat das Wort!"

Stilpe erhob ſich und machte jedem einzelnen, zuerſt dem Vorſitzenden, eine tiefe Verbeugung, wobei er beide Hände auf den Bauch legte. Dann fuhr er ſich mit entſchloſſenen Fingerkammſtrichen durch die Haare, ſchleuderte ſeinen Zwicker (ſämtliche Schlappdeckel trugen ſchwarze Hornzwicker mit ſehr breiten Bändern) wie etwas überaus Läſtiges von ſich und begann:

Meine Herren Naturaliſten!

Gleich vier Edelauſtern unter unzähligen Maſſen niedrigen Kümmelkäſes, harter Picklinge, zerkrümmter Sardellen und anderer Mobdelikateſſen verwandter Art befinden wir uns in dieſer ſchäbigen Induſtrieſtadt und verſuchen es, wenigſtens unter uns den Sinn für Geiſtiges zu kultivieren.

Wir haben zuerſt das denkwürdige Leſekränzchen „Lenz" gegründet und unterhalten, indem wir uns an den kühnen, wenn auch künſtleriſch mangelhaften Beſtrebungen der Sturm- uud Drangdichter erbauten, die unter dem Rouſſeaurufe „retournons à la nature" den Limonadenteich der damaligen Modeliteratur mit rieſigen Klumpen Edelmetalls aus dem Schachte ihrer Seelen ausfüllten und damit beſeitigten. (Wippert: Iſt das Bild von dir? Stilpe: Ich gebe nur eigene Münze aus und verbitte mir im übrigen Zwiſchenrufe von beleidigender Fraglichkeit. Barmann: Die Kritik der Zwiſchenrufe ſteht bei mir. Stilpe macht drei Verbeugungen vor der Perſon des Vorſitzenden.)

Nachdem wir damit zu Ende waren und keine Luſt verſpürten, die deutſchen Klaſſiker, die im Pennal ohnehin genug malträtiert und zu Popanzen der Langenweile mumifiziert werden, auch unſererſeits privatim zu traktieren, haben wir uns, mitgeriſſen von der modernen Sturm- und Drangbewegung, entſchloſſen, den Leſezirkel Lenz durch einen naturaliſtiſchen Debattierklub abzulöſen. Wir haben die Hauptwerke der nordiſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen und deutſchen Naturaliſten nicht allein geleſen, ſondern auch in heißen Debatten eingehend beſprochen, und wir haben ſo, während unſere biedere Lehrerſchaft von der Exiſtenz einer ſolchen Literaturbewegung nicht viel mehr weiß, als eine Hebamme von unſerer lieben Frau Aſpaſia (Allgemeines Bravo! Ausgezeichnet! Famos!), in uns alles aufgenommen, was heute in der Literatur aller Völker bewegend iſt. Wir können, wenn uns auch bei dieſer Gelegenheit einige unregelmäßige Verba im Griechiſchen entfallen ſein ſollten (Stöffel: Man denke!), auf dieſe Tatſache ſtolz ſein, denn wir haben nach dem ewig zitierten, aber ſonſt nie befolgten Satze gehandelt: Non ſcholae, ſed vitae discimus. (Barmann, ſehr laut: Jawohl! Haben wir auch! Stilpe: Gewiß haben wir!)

Wem aber ſoll unſer Leben dienen?

Irgendeinem dieſer ſackleinenen „wiſſenſchaftlichen" Broterwerbe, als da ſind: Die Lehre, den Menſchen juriſtiſch zu verblöden, die Lehre, den Menſchen theologiſch zu kaſtrieren, die Lehre, den Menſchen mediziniſch zu vergiften, die Lehre, den Menſchen philoſophiſch zu benebeln, die Lehre, den Menſchen philologiſch zu verſchweinsledern?

Bei allen ſchönen Mädchen und guten Geiſtern, wir rufen: Nein! Sapriſti! Nein! (Toſender Beifall. Barmann ſchwingt die Arme.)

Unſer Leben ſoll der Kunſt dienen! Wir wollen Dichter werden! (Gläſerklingen. Hörbare tiefe Schlucke. Stilpe lächelt.)

Aber eben darum, meine lieben Debattiernaturaliſten, müſſen wir jetzt unſeren Debattierklub auflöſen, dem Naturalismus Lebewohl ſagen und den Müſettismus proklamieren! (Alle möglichen Rufe durcheinander: Wieſo!? Was iſt das!? Nur nicht ſo fix!? Wo haſt du denn das her?)

Und nun erging ſich Stilpe in einer Schilderung der Mürgerſchen Bohème, als eines Muſters für alle künſtleriſchen Seelen, die nicht bloß von Kunſt reden, ſondern Kunſt leben wollten.

Natürlich ſei „dieſer Haufen Steine hier" nicht Paris, und ſie ſelber ſeien ja noch für elf Monate „Geiſteigene verſchiedener patentierter Knabenerzieher", aber der Grundgedanke dieſes vorbildlichen Lebens: die Verbindung von Kunſt und Genuß, von revolutionärem Streben und „Lacheſinn" (das Wort wurde beanſtandet), kurz das, was er Müſettismus nenne, der müſſe und könne gepflegt werden.

Um praktiſch zu reden: man müſſe, ſtatt über Naturalismus zu debattieren, in fröhlichen Zuſammenkünften brav trinken und eigene Lieder ſingen, man müſſe ſich entſprechende Mädchen beilegen, kurz man müſſe nicht bloß in Worten, ſondern in Werken „bald zwanzig" ſein. So erſt werde man ſich dem zukünftigen Berufe recht vorbilden:

Et nous chanterons à la ronde,
Si vous voulez,
Que je l'adore, et qu'elle eſt blonde
Comme les blés!

Stilpes glutvolle Rede und zumal die Zitate aus dem Zigeunerleben wirkten abſolut überzeugend, und der Antrag auf Gründung des Zenakels wurde mit ungewöhnlicher Begeiſterung durch Akklamation angenommen.

— „Vive le cénacle! Vive le cénacle!"

Stilpe konnte die eigentliche Sitzung mit der Verteilung der „Naſenwärmer" ſchließen, aus denen innerhalb einer Viertelſtunde ſolche Maſſen von Tabakrauch produziert wurden, daß man die Notwendigkeit einſah, morgen in die Schule andere Röcke anzuziehen.

— „Vive le cénacle! Vive le cénacle!"

* * *

Das Zenakel ſchloß die vier Schlappdeckel noch viel enger aneinander, als es die früheren Vereinigungen getan hatten.

In dieſem Müſettiſtenklub lagen denn doch noch ganz andere Reize und Hilfsmittel der Freundſchaft als in jenen Deklamier- und Debattierzirkeln.

Zwar waren auch jene unerlaubter und daher verführeriſcher Natur geweſen, aber ihr Fehler war Einſeitigkeit. Sie hatten die ſtrotzende Fülle des Unerlaubten nicht kühn genug erſchöpft. Stilpe hatte das ſehr klar erkannt und mit den an ſeine Lektüre von Büchners Kraft und Stoff erinnernden Worten ausgedrückt: Wir haben an einer Hypertrophie der Zerebralbedürfniſſe gelitten: beſinnen wir uns auf die — Niederlande, (hier hatte er gewartet, ob man ſeinen Witz verſtünde; da es nicht den Anſchein hatte, fügte er erklärend hinzu) —: wir müſſen unſeren werten Sinnen auch was zukommen laſſen.

Aber das war es nicht allein.

Eine Hauptſuggeſtion lag in dem Worte: Paris.

Die vier Oberprimaner ſpürten das Komiſche, das in ihrer Imitation lag, nur wenig (bisweilen nämlich doch, anflugweiſe), aber ſie empfanden es als etwas verteufelt Keckes und Unverſchämtes, den Ausbund der franzöſiſchen Künſtlerſchaft zu kopieren. Natürlich konnte die Kopie nicht ſehr treu ſein, aber das war ein Reiz mehr, daß ſie ihre Muſter in vielen Beziehungen wenden und drehen mußten.

Sie trieben den verrückteſten Unfug.

Die tote Schildkröte wurde allmählich ihr Wahrzeichen, indem ſie ſich daran erinnerten, daß eine Schildkrötenſchale das Urmaterial zur griechiſchen Lyra abgegeben hatte.

Da ſie, was Tricktrack ſei, nicht ausfindig machen konnten, und es ihnen höchſt notwendig erſchien, auch ihrerſeits etwas zu ſpielen, das nicht an den üblichen Skat der deutſchen Primaner erinnerte, ſo legten ſie ſich ein japaniſches Brettſpiel bei, das „die Gabe hatte, jeden, der im Verdauen war, unfehlbar und angenehm zu idiotiſieren", wie Stilpe behauptete.

Mit Eifer frequentierte man die ſonntägigen Tanzvergnügungen auf den benachbarten Dörfern, die „Kuhſchwöfe", doch ſtellte es ſich bald heraus, daß ſich dort nichts fände, was auch nur mit „Phémie Teinturière" verglichen werden konnte, geſchweige denn mit Mimi oder der völlig götzendieneriſch verehrten Müſette.

Dafür verliebte ſich Stöſſel in die Tochter eines Gerbers, Wippert in die eines Viktualienhändlers und Barmann, der immer was ganz Ausgefallenes haben mußte, in das boshafteſte und häßlichſte Mädchen der Stadt, die Tochter eines Arztes.

Dieſe Liebſchaften fand Stilpe alleſamt blamabel, denn, ſo ſagte er, ſelbſt ein blindes Huhn ſieht, daß ſie irreparabel platoniſcher Natur ſind.

Dafür ging er ſelber ein vollkommen und zielbewußt unplatoniſches Verhältnis mit dem Dienſtmädchen ſeiner Wirtsleute ein, einem ſtämmig liebenswürdigen Weſen, das ſich für ihn hätte vierteilen laſſen, ſo verliebt war es in ihn.

Er machte ganz heilloſe Gedichte auf dieſes Verhältnis, und es gehörte zu den ſtürmiſchſten Augenblicken der Zenakelzuſammenkünfte, wenn er dieſe freien Rhythmen losließ, die an Überſchwenglichkeit alles in den Schatten ſtellten, was den Schlappdeckeln an erotiſcher Lyrik bekannt war. Im übrigen wurden die Zenakelzuſammenkünfte mit Teetrinken (doch war viel Rum dabei) und den ungeheuerlichſten Geſprächen ausgefüllt.

Es durfte von allem geſprochen werden, nur nicht von der Schule. Hauptſächlich ſprach man von zukünftigen dichteriſchen Plänen. Stöſſel, der zugleich Muſiker war, wollte Opern dichten und komponieren, „wißt ihr, Opern moderner Art, von fabelhafter Sinnenfreudigkeit, ungeheuer umfaſſend, allegoriſch, aber lebendig!"

Mehr war darüber nicht zu erfahren, und wenn er am Klavier ſaß, kam's immer auf die ungariſchen Rhapſodien von Liſzt heraus.

Wippert hatte vornehmlich ſatiriſche Pläne. „Juvenalia" ſollte ſein erſtes Werk heißen mit dem Untertitel: Ein Hechelepos in ſieben Zinken. Jede Zinke ſollte „einen Hauptſtand der gegenwärtigen Ordnung zerſtrählen". Die erſte Zinke, in gereimten Hexametern, behandelte die Sippe der Gymnaſiallehrer und begann ſo:

> Strähle mir, Zinke, den Mann, der ſchwitzend auf dem Katheder
> Mit höchſteigener Hand verteilt ſein eigenes Leder!

Barmann hatte noch viel vom alten und neuen Sturm und Drang. Obwohl er am wenigſten von der wirklichen Welt wußte (wie denn alle, mit Ausnahme Stilpes, ziemlich unwiſſend in dieſem Punkte waren), haßte er dieſe Welt doch mit einem ſehr grimmigen Haſſe und wollte ihr „in machtvoll wahren, meinethalben

kraſſen Dramen einen Spiegel vorhalten, daß ſie ſich vor Selbſtekel übergeben ſollte".

Stilpe aber hatte ſo viel Pläne, daß niemand recht wußte, was er eigentlich vorhatte.

Manchmal fühlten ſie ihm höhniſch auf den Zahn: ob er vielleicht immer bloß ſeine jeweiligen Betthaſen beſingen wolle?

Er aber antwortete gelaſſen: „Wohl möglich! Jedenfalls wird immer mein Prinzip ſein: Erſt leben und dann dichten! Ich heiße doch nicht Müller von der Werra, ſapriſti! Ich bin doch nicht bloß zum Skandieren da! Das Dichten iſt bloß Wiederkäuen des Genuſſes. Aber um wiederkäuen zu können, muß man vorgekäut haben. Verlaßt euch drauf: ich werde enorm vorkäuen!"

Die anderen fühlten inſtinktiv, daß er der einzige unter ihnen war, der ſein Programm ſicher durchführen würde, und ſie hatten deshalb viel Reſpekt vor ihm, obwohl ſie auch nicht ohne Neid waren.

* * *

So rollte das Jahr bis an die Schwelle der Abiturientenprüfung.

Bis auf Stilpe waren die Schlappdeckel ſo ziemlich ſicher, daß ſie das Examen beſtehen würden. Was aber ihn anging, ſo hatte Barmann recht gehabt, als er ſagte, daß auch er jetzt ſo gut wie durchgekommen ſei, da der Königliche Kommiſſarius ein ſo auffälliges Intereſſe für ihn an den Tag legte.

Der alte Geheimrat Ammer hatte ſchon aus den deutſchen Aufſätzen dieſes „zwar begabten, aber ſonſt in mehr als einer Beziehung bedenklichen Schülers", wie er ihm bezeichnet worden war, geſehen, daß Stilpe in der Tat ein merkwürdig frühreifer Kopf und überhaupt ein ungewöhnlich angelegter Jüngling ſei. Die Probeſtunde mit den Abiturienten hatte ihm das noch deutlicher gezeigt. Er hatte die Primaner aufgefordert, ihm zu ſagen, welche Männer-

geſtalten ihnen aus dem Altertum am nächſten ſtünden. Die Antworten lauteten durchgängig ſo, daß er ſich über die völlige Gleichgültigkeit, die die jungen Herren gegenüber den antiken Männern empfanden, ſehr klar wurde.

Wie oft war Odyſſeus genannt worden, ſogar Cicero dreimal! Nur dieſer Stilpe hatte die Courage gehabt, die beiden Gracchen zu nennen und „mit ſchöner Offenheit", wie der Kommiſſarius meinte, zu erklären, ſie ſeien ihm deshalb beſonders lieb, weil ſie ihn „faſt modern anmuteten in ihren ſozialpolitiſchen Forderungen".

Der Geheimrat machte ſich ſogleich ein Bild von der Entwickelung dieſes ungewöhnlichen Jünglings, wie ſie ſich geſtalten würde, wenn man ihn rechtzeitig und früh auf die richtigen Bahnen lenkte. Unzweifelhaft: ein zukünftiger Publiziſt! Jetzt natürlich noch unreif und verworren, eines Tages wahrſcheinlich ſozialdemokratiſcher Idealiſt, aber dann, immer eine geſchickte Beeinfluſſung vorausgeſetzt, wahrſcheinlich einmal eine glänzende und feſte Stütze der ſtaatserhaltenden Inſtitutionen!

Dieſer alte Geheimrat war ein ſehr kluger Herr und ärgerte ſich im ſtillen rechtſchaffen über die Plumpheit, mit der ſich die Lehrerſchaften der verſchiedenen Gymnaſien die Gelegenheit entgehen ließen, Talente für den Staat zu erziehen, die den ſtaatsfeindlichen Gewalten in der Hauptſache deshalb zum Opfer fielen, weil ſie ſich ſchon auf der Schulbank zu Revolutionären geſtempelt ſahen. Sein Beſtreben war, wenigſtens im letzten Augenblicke gutzumachen, was noch gutzumachen war. Daher auch ſein Verhalten Stilpen gegenüber.

Er behielt ihn, als die anderen Schüler fortgingen, zurück und machte den Weg in ſein Hotel mit ihm zuſammen. Dabei verhehlte er ihm nicht, daß ſeine Ausſichten, das Examen zu beſtehen, nicht eben glänzend wären, aber er ließ auch deutlich durchblicken, daß mancherlei zu ſeinen Gunſten in die Wagſchale fiele.

— „Nehmen Sie beim deutſchen Aufſatz alle Kräfte zuſammen! Gelingt der Ihnen ſo gut wie die häuslichen Aufſätze, ſo haben Sie viel gewonnen. In der mündlichen Prüfung hoffe ich mir eine gute Leiſtung im Überſetzen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen ins Deutſche. Zeigen Sie, daß Sie den Geiſt der Alten ſchnell erfaſſen können! Daß Sie ſo manches, zumal Mathematik und alles Grammatikaliſche, ſo vernachläſſigt haben, iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, aber, wenn Sie zeigen, daß Sie dafür anderen Dingen um ſo mehr Liebe entgegenbringen, dann wird ſich das gelinder anſehen laſſen. Und nun noch dies: Was Sie auf der Schule in Hinſicht der ſittlichen Führung gefehlt haben, machen Sie das auf der Univerſität gut! Wenn Sie, wie ich hoffe, auf unſerer Landesuniverſität ſtudieren werden, ſo wird es mir eine liebe Aufgabe ſein, Sie in den Augen zu behalten. Vergeſſen Sie das nicht!“

Stilpe antwortete mit edler Offenheit und in gut zutage geförderten Sätzen, die eine heiße Dankbarkeit und tiefe Vorſatznahme alles Guten ſchön erkennen ließen.

Der Kommiſſarius: „So ſei es! Ich hoffe, wir werden uns auch in veränderten Verhältniſſen noch ſehen und ſprechen. Meine Anteilnahme für Sie gründet ſich auf eine gute Meinung und wird ſo lange andauern wie dieſe. Denken Sie immer daran! Es handelt ſich um mehr als die Reifeprüfung.“

Stilpe (ſehr leiſe und mit einer faſt zärtlichen Tonfärbung): „Ich werde immer an dieſe gütigen Worte denken und beſtrebt ſein, mich ihrer würdig zu erweiſen.“

Händedruck und ein tiefer Abwärtsſchwung der Schlappmütze.

* * *

Als der Geheimrat verſchwunden war, ſetzte Stilpe ſeine Mütze nicht wie ſonſt auf den Hinterkopf, ſondern tief in die Stirne. Er

kam ſich unendlich brav vor und ſtieß ſeine Vergangenheit energiſch von ſich.

Kein Zweifel: er würde das Examen beſtehen! Und mehr noch: ſeine Zukunft war gemacht.

Dieſer Geheimrat hatte erkannt, was in ihm ſteckte, und es wäre ein Frevel, ſein Vertrauen zu täuſchen. Wer weiß, was er mit ihm vorhatte! Offenbar ganz hohe Poſten!

So etwa als literariſcher Regierungsſekretär oder . . . aber gleichviel: irgend etwas ſehr Angeſehenes. Natürlich: erſt ſtudieren, und zwar neben Kunſtgeſchichte und Literatur auch Jurisprudenz!

Seine alten Pläne waren durchaus verſunken. Hier winkte Außerordentliches! War nicht auch Goethe Geheimrat und Miniſter geweſen?

Das war's, was winkte! Die Verbindung von Staatsmann und Poet.

Sollte er etwa wie Lenz untergehn? Nein: ſeine Sturm- und Drangperiode war vorüber. Endgültig.

Hinter ihm Nebel des Wüſtſeins, vor ihm die breite, ſonnenhelle Marmortreppe zu Einfluß und Ruhm und Reichtum.

Oh, dieſe Eſelhaftigkeit, zu vergeſſen, daß ohne Reichtum Genuß undenkbar iſt.

Was wär' ich geworden? Ein genialer Lump! Eine hungrige Berühmtheit, nein, pfui Teufel, ein Literat!

Was hätt' ich gehabt? Nichts zu eſſen und mediokre Weiber, Nähmädchen, höchſtens Choriſtinnen.

Nun aber: Stellung und Anſehen! Mitten in den höchſten Kreiſen!

Ach, dieſe ariſtokratiſchen Damen! Alles an ihnen Schönheit und Eleganz, rauſchende Seide, feinſter Geiſt!

Er ſah einen ganzen Hofball vor ſich von nackten Schultern

und Brüſten, Diademe in duftenden Haaren, heiße Blicke hinter Straußfederfächern. Und er fing gleich zu dialogiſieren an:

— „Ah, Exzellenz, Ihr letztes Drama, wie herrlich!"

— „Hat es Ew. Hoheit Beifall?"

— „Ach, ich bin hingeriſſen!"

Und die Herzogin ſah ihn glühend an, dieſe Herzogin, die geiſtreichſte Frau des Hofes, und ſo jung und ſchön! Ah!

Ein ganzer Roman entzündete ſich in ihm. Zuletzt lag er der Herzogin zu Füßen und küßte ihr die Knie, und ſie neigte ſich über ihn, und er küßte ſie auf die . . .

— „Höh! Schaunard! Muſterknabe! Favorit! Prima-Nota-Jüngling!"

Die drei Schlappdeckel! Ekelhaft!

Er machte ein ärgerliches Geſicht:

— „Was wollt ihr!!!"

— „Na! Na! Na! Stolz und grob wie ein Günſtling!"

— „Ich verbitte mir dieſe Albernheiten."

— „Köſtlich! Er verbittet ſich!"

— „Er ver—bit—tet ſich!"

— „Unglaublich! Weil ihm der Geheimrat die Hand gedrückt hat, iſt er übergeſchnappt."

— „Das iſt ein Zeichen von ſchwacher Zerebralkonſtitution."

— „Affen!"

— „Hahahaa!"

— „Er ſieht förmlich friſiert aus."

— „Guckt nur, wie er die Mütze aufhat!"

— „Er hat ja einen Heiligenſchein!"

— „Sogar zweie, einen um den Kopf und einen um den Hintern."

— „Aber ein bißchen verblödet ſieht er aus."

— „Man könnte faſt ſtupid ſagen."

Stilpe machte ein Zeichen der Verachtung, und zwar ſo: er fuhr über die dünn ſtehenden ſchwarzen Haare ſeines Schnurrbartes und huſtete dann in die Hand.

— „Der reine Geſandtſchaftsattaché!"

— „Ich glaube, der Geheimrat hat ihm einen Schwur abgenommen, Juriſt zu werden."

— „Habe wenigſtens die Gnade, uns zu ſagen, ob du noch mit uns verkehren willſt."

Das ſagte Stöffel. Aber Barmann fuhr hinterdrein:

— „Was! Er! Ob er will! Ob wir wollen! Das iſt die Frage! Ein Menſch, der offenbar zu Kreuze gekrochen iſt! Ein Renegat!"

Wippert: „Ein Feigling!"

Barmann: „Pater peccavi hat er gemacht!"

Stöffel: „Höre mal, mein Lieber, du haſt wohl die beiden Gracchen zurückgenommen?"

Barmann: „Ja, und Cicero als Lieblingsrömer proklamiert, wie dieſer Stint, der brave Müller-Emil!"

Das war Stilpen zuviel. Dieſer Vergleich wühlte ſeine ganze Natur auf, und er ſprach:

— „So! Alſo bis zu dieſer Niederträchtigkeit depraviert euch ein jämmerlicher Neid! Wißt ihr, was ich getan habe? Ich habe dieſem Biedermann geſagt: Nicht die beiden Gracchen verehre ich am höchſten, denn das ſind die Nationalliberalen des alten Rom, und ſie kommen mir vor, wie zwei rot angemalte Zuckerſtengel ..."

— „Das haſt du nicht geſagt!"

— „Beim Momus, das hab' ich geſagt! Und noch was hab' ich geſagt: Mir imponiert überhaupt gar keiner in der ganzen Toga-Geſellſchaft mit Ausnahme von ..."

— „Von ...!? ... Na ...? ..."

— „Von Katilina!"

— „Donnerwetter! Iſt der Kerl nicht in Ohnmacht gefallen?"

— „Ach der! So ein Amphibium! Habt ihr nicht bemerkt, daß er ausſieht, als wenn er einem Aquarium entſprungen wäre? Wenn man ihn grün anſtriche, könnte man ihn von einem Laubfroſch nicht mehr unterſcheiden."

So ſprach Schaunard.

Sechſtes Kapitel

Stilpe kam, während er ſich auf das Abiturientenexamen vorbereitete, noch manchmal auf ſeine Hofdichterphantaſien, wie er es nun nannte, zurück. Die Vorſtellung, einmal eine Rolle in der großen Welt zu ſpielen und dabei Verhältniſſe mit Herzoginnen anzuknüpfen, tat ihm zu wohl, als daß er endgültig auf ſie verzichten ſollte. Aber im ganzen erwies ſich Henry Mürger doch ſtärker als Geheimrat Ammer.

Wenn ſich beides vereinigen ließe! war ſein Lieblingsgedanke. Und er verfabulierte ſich auch dieſen Gedanken.

Warum ſollte es nicht möglich ſein? Es kam lediglich auf den Potentaten an, mit dem er es zu tun haben würde.

War nicht Karl Auguſt anfangs ein ſehr fideler Bruder geweſen? Hatte er nicht auch mit der Reitpeitſche geknallt? Daß er ſchließlich ſo gräßlich ernſthaft geworden iſt, wer war daran ſchuld, wenn nicht Goethe ſelber, der eben in ſich den Geheimratskeim ſchon geerbt hatte von ſeinem Vater?

Goethe und Lenz in einer Perſon zu ſein, das war das Problem, das war das Ideal! Indeſſen dachte er dabei doch mehr an Lenz, als an Goethe.

Auch Günther, dem „ſein Leben wie ſein Dichten zerrann", fiel ihm zuweilen ein, doch kannte er von dieſem nichts. Aber er ver-

ehrte ihn ſehr und nannte ihn oft, nur eben, weil Goethe ſo von ihm geſprochen hatte.

— Ein fabelhafter Kerl, dieſer Günther! dachte er bei ſich, und er las oft, was Goethe über ihn geſchrieben hat. Man ſollte ihn eigentlich leſen. Na, ſpäter!

Überhaupt, er ſchob jetzt noch mehr auf, als es ohnehin ſeine Art war.

Das Examen bedrückte ihn doch, obwohl er nicht mehr daran zweifelte, daß er durchkommen würde. Aber es blieb eine unangenehme Perſpektive und fatal wie alles Unvermeidliche.

Sein Haupttroſt war Berta, das Dienſtmädchen.

In deinen blauen Augen, Schatz,
Sind keine Wolken,
Alſo ſage ich: Es gibt
Keine Wolken.

Stöſſel machte eine Parodie auf dieſe freien Rhythmen:

Unter deinen tümpelbraunen Augen, Schaunard,
Sind ſchwarz-grüne Wolken.
Alſo ſage ich: du biſt
Eine ſchwarz-grüne Wolke.

Und das war richtig: Stilpe ſah ſehr ſchlecht aus, ſo ſchlecht, daß man wirklich glauben konnte, er überarbeite ſich wegen des Examens.

Er fand das rieſig intereſſant und gewöhnte ſich überdies an, die Lippen nach unten zu ziehen, um das Anſehen beſtändiger Weltverachtung zu haben. Freilich ſtimmte das nicht zur Heiterkeitsdeviſe des Zenakels, aber eben das war wieder paradox, und das Paradoxe hielt Stilpe damals für die Hauptſache.

* * *

Das Examen kam heran. Alle Vorbereitungen waren getroffen.

Die Überſetzung ins Griechiſche abonnierte er bei Wippert, die ins Lateiniſche bei Barmann, die Mathematikaufgabe bei Stöſſel. Es war ſehr gut, daß für jedes Manko ſeiner Schultüchtigkeit im Zenakel Rat geſchafft werden konnte.

— „Wir ſind die reinen Freimaurer," ſagte Stilpe, „wir laſſen keinen ***Bruder bankerott gehen. Es lebe Müſette! Es lebe der Kommunismus der überflüſſigen Kenntniſſe! Schade, daß ich euch gar nichts dagegenbieten kann. Höchſtens, daß Barmann von meinem franzöſiſchen Stile zehren könnte."

Aber Barmann verzichtete und meinte, er könne ſeine grammatikaliſchen Fehler alleine machen.

* * *

Und es ging alles gut vorüber, obwohl Stilpe die Mathematikaufgabe ſogar falſch abſchrieb. Dafür errang er einen Triumph im deutſchen Aufſatz, der das tiefe Thema behandelte: Wie befreite ſich Goethe von den Fehlern der Sturm- und Drangperiode?

Hei, wie da Stilpe ins Zeug ging! Er war ganz Hofpoet, ganz Harmonie, ganz „Weltauge". Ohne es ſich merken zu laſſen, natürlich, identifizierte er ſich während der fünf Stunden, da er ſeine Perioden baute, völlig mit Goethe und endete mit einem feierlichen Panegyrikus auf Karl Auguſt, der gleichfalls „aus Sturm und Drang emporgedieh zur fürſtlichen Ruhe ſchönheitbeſchirmender Macht".

So gut hatte er den Königlichen Kommiſſarius verſtanden.

Auch im mündlichen Examen ging alles vortrefflich, und das Ende war, daß Stilpe mit Note 2b das Zeugnis der Reife zum Univerſitätsſtudium erhielt.

* * *

Eine große Zenakelfeier ſchloß ſich der Verkündigung der Examenergebniſſe an.

Man trank lediglich deutſchen Schaumwein und Stilpe verwahrte ſich gegen alle literariſchen Geſpräche. Dafür wurde lebhaft darüber debattiert, ob ein Zenaklier in ein Korps oder in eine Burſchenſchaft einſpringen müſſe. Man kam aber zu keinem Entſchluß, ſondern ſetzte feſt, daß darüber endgültig in einer letzten Zenakelſitzung zu befinden ſei, die man im Freien, draußen an den Ufern der Mulde, abhalten wollte.

Im übrigen waren alle vier vollkommen betrunken, als dieſer Beſchluß gefaßt wurde, Stilpe aber immerhin noch mehr als die anderen. Er wollte durchaus ein Korps „Berta" gründen und rief beharrlich mit lallender Stimme: Berta ſei's Panier!

* * *

Der Abiturientenball war vorüber, der Abiturientenkommers war vorüber. Nun kam am letzten Tage ihres Aufenthaltes in der Gymnaſialſtadt die Schlußſitzung des Zenakels.

Bedeckt mit großen ſchwarzen weichen Filzhüten (aber Stilpes Hut war der breiteſte) wanderten ſie zu einem an der Mulde gelegenen Dorfe. Jeder trug einen dicken Spazierſtock, jeder trug ein rotes Klemmerband. Jeder lächelte ſouverän, wenn Bürgerin und Bürgersmann mauloffen ſtehen blieb. Aber Stilpe lächelte am ſouveränſten, denn er trug in der linken Hand die Schildkröte.

Als ſie dem Poliziſten begegneten, der ſie einmal abends beinahe arretiert hätte, lüftete Stilpe mit großem Schwunge ſeinen Hut und fragte ihn:

— „Sagen Sie, Bürger Nationalgardiſt, iſt das der Weg ins Bois de Boulogne?"

— „Quatſch!" antwortete der Polizeidiener, worauf Stilpe den Kopf ſchüttelte und bemerkte:

— „Dieſer Funktionär ſpricht ein ungewöhnliches Franzöſiſch. Er ſcheint das hieſige Gymnaſium frequentiert zu haben."

— „Der Frühling ſcheint mir noch nicht ganz fertig zu ſein," ſagte Stöſſel, als ſie außerhalb der Stadt waren.

— „Es iſt der richtige Mulus-Frühling," erwiderte Wippert.

— „Der Religionslehrer an der höheren Bildungsanſtalt dieſer Stadt würde ſagen: Mit ein wenig mehr Eifer hätte der Schüler ſein Ziel vollkommener erreichen können!" fügte Wippert hinzu.

Stilpe aber ſang, indem er Fechthiebe phantaſtiſcher Natur in die Luft ſchlug:

Der Frühling iſt ein Mädchen,
Das Berta Linke heißt,
O weh, daß aus dem Städtchen
Schaunard, der Knabe, reiſt,
Ein Knabe ſonder Makel,
Der Knabe Schaunard,
Der treu dem Zenakel
Und Fräulein Berta war.
Oheh! Oheh!
Das Leben iſt ein Kuhſchwof.
Und Scheiden tut nicht weh.

Sofort ſchwangen die drei gleichfalls ihre Stöcke und ſangen mit Überzeugung:

Oheh! Oheh!
Das Leben iſt ein Kuhſchwof,
Und Scheiden tut nicht weh.

Stilpe aber ſang weiter (es hatte den Anſchein einer ſorgſamen Vorbereitung):

Der Tacitus
Iſt kein Genuß,
Wenn man ihn präparieren muß.
Dagegen lieb' ich ſehr
Den Vater Homer,
Denn ich leſe, denn ich leſe,
Denn ich leſ' ihn nimmermehr!

Stürmiſcher Kehrgeſang der drei, ſechsmal wiederholt.
Und wieder Stilpe:

Und die Mathematik
Hatt' ich lange ſchon dick,
Faſt wär's ihr gelungen, und ſie brach mir's Genick.

Da ſangen die drei nicht mit, denn in dieſem Punkte fühlten ſie ſich Stilpen überlegen.

Aber das hielt ihn keineswegs ab, weiter zu ſingen:

Wer weiß mir zu raten,
Wo finde ich, wo,
In Schobern und Schwaden
Das trockenſte Stroh?
Liebwerte Kameraden,
Ach, ſagt es mir: Wo?

Als wenn er auf Antwort wartete, ſchwieg er einen Augenblick, dann gellte er in höchſter Fiſtel:

Im Ci—cero!

Und alle Kehlen ſtimmten krähend bei:

Im Ci—cero!
Im Ci—cero!

Stilpe aber, in der Melodie des Poſtillions von Lonjumeau!

Hoho! Hoho!
Das ſteifſte Stroh
Verzapft Herr Konſul Cicero!

Unter dieſen und ähnlichen anmutigen Geſängen erreichten ſie das Dorf an der Mulde, das das Zenakel für würdig befunden hatte, zum Schauplatz ſeiner letzten Sitzung zu ernennen.

Nun, es ging hoch her, und vorzüglich in Verſen. Eigentlich hatte man vorgehabt, hier, mit freier Benutzung des Hambacher Feſtes als Vorbild, ſämtliche Schulbücher zu verbrennen, aber Stilpe hatte ſich rechtzeitig des Deklamators in Leipzig erinnert,

wo man dieſe nichtswürdigen Schwarten gewinnbringender anlegen könnte, und ſo unterblieb dieſer Teil des urſprünglichen Programmes. Dafür wurde die Schildkröte des Zenakels, „in ihrer Eigenſchaft als Symbol einer in Unfreiheit befangenen Vereinigung und um ihrer nachgerade ſtörend wirkenden Ähnlichkeit mit jenem pp. Pädagogen willen", in die Mulde geworfen, wozu man ſang:

Lebewohl! Lebewohl,
Niederträchtiges Symbol!
Schwimm vorbei! Schwimm vorbei,
Schauderhaftes Konterfei!

Dann aber hub Stilpe ſeine große Schlußrede an, die mit den beifallumtoſten Worten endete: Le cénacle eſt mort! Vive le cénacle!

Und man ſchwur ſich, in Leipzig „keinesfalls den ataviſtiſchen Farbenblödſinn jener kläglichen Jünglinge mitzumachen, die einer bunten Mütze bedürfen, um ſich als Studenten und freie Bürger einer Univerſität zu fühlen, ſondern ſofort ein neues, das eigentliche Zenakel zu gründen als die erſte künſtleriſche Studentenverbindung mit neuen Bräuchen und neuen Zielen"!

Eine unendliche Debatte knüpfte ſich an dieſen Schwur. Stilpe entwickelte das größte Programm:

1) Jeder muß ein Mädchen haben (aber richtig haben, nicht etwa bloß in dieſer knabenhaft blümeranten Manier!).

2) Jede Ähnlichkeit mit beſtehenden Verbindungen muß vermieden werden. Keine Mützen! Sondern graue Zylinderhüte!

3) Man geht nur auf Säbel los! Die Schläger ſind pur enfantillage. (Das Wort war ihm aus der Vorrede zur deutſchen Überſetzung der Vie de Bohème geläufig.)

4) Man muß eine Zeitſchrift gründen.

5) Man muß ſich einen Barbemuche zu verſchaffen ſuchen, d. h. einen ehrgeizigen Eſel, der für „beſſere Bowlen" ſorgt.

Dieſes Programm wurde im allgemeinen angenommen, eine ſehr genaue Beratung und Ausarbeitung jedoch vorbehalten.

Als man ſich dann zum Heimgehen anſchicken mußte, weil das Dorf eine „geradezu mittelalterliche" Polizeiſtunde hatte, war Stilpe ſo betrunken, daß die drei ihn ſchleppen mußten. Unaufhörlich ſtellte er den Antrag, für Zenakel künftig Bertakel zu ſagen und ihn zum Geheimrat Ammer zu bringen, wo er ſich durchaus vorſtellen müſſe.

Die anderen aber ſangen unabläſſig, faſt pauſenlos:

Auf in den Kampf, Tore—e—e—ero!

Drittes Buch

Vir Juvenis Dominus Stilpe

In Gottes Apotheke gärt
Ein Stoff, der iſt mir herzlich wert,
Ihm hab' ich mich ergeben.
Wär' er nicht da, die Welt wär' hohl;
O du viellieber Alkohol,
Von dir lernt' ich das Schweben.
Jawohl!
Jawohl!
Das Schweben zwiſchen den Polen,
Das lehrte mich der Alkohol;
Will mir einmal der Teufel wohl,
Soll er mich alkoholen.

Aus Stilpes zerſtreuten Verſen.

Erſtes Kapitel

Wenn ein neues Semeſter begonnen hat, pflegen die farbentragenden Studentenkorporationen in Leipzig mit beſonderem Eifer das zu kultivieren, was ſie den Grimmſchen Bummel nennen. Es iſt das eine Art ſtolz geſchrittenen Korſos auf der Grimmaiſchen Straße, wobei ſich die zu einem größeren Geſamtverbande gehörigen Verbindungen ſehr feierlich nach der gerade im Schwange befindlichen Mode begrüßen.

Denn die Art, die Mütze abzunehmen, iſt unter Couleurſtudenten gewiſſen zykliſchen Schwankungen unterworfen.

Auch hier iſt das Walten harmoniſcher Geſetze erkennbar. Alte Semeſter haben darüber kulturhiſtoriſch bedeutſame Aufzeichnungen gemacht, aber das Verdienſt, das Geſetz des Zyklus erkannt zu haben, gebührt der kleinen Anna, einem Mädchen von ſehr ausgedehnten Bekanntſchaften in korpsſtudentiſchen Kreiſen.

Wie die Muſe der Geſchichte hat ſie die Semeſter an ſich vorüberſtreifen (ja, ſtreifen) ſehen und dabei dies beobachtet:

Als Beginn eines Zyklus iſt allemal die primitive Zeit zu betrachten, wo man die Mütze ganz einfach vorn beim Schild ergreift und ſie in leichtem Bogen ziemlich ſenkrecht nach unten ſchwingt. Dann folgt:

Die Periode des rechten Randgriffs, die in zwei Unterabteilungen zerfällt:

a) man ergreift die Mütze am rechten Rande und führt ſie mit gebogenem Arm langſam nach vorn,

b) man ergreift ſie wie unter a, führt ſie aber nicht nach vorn, ſondern ſtößt ſie rechtsſeitig ſteif nach oben.

Sodann folgt die Periode des hinteren Randgriffs, bei der die Mütze alſo am hinteren Rande ergriffen wird.

Sie hat drei Unterabteilungen:

a) weiter Bogen nach vorn,

b) ſteifer Stoß nach oben,

c) ganz kurze Lüpfung, wobei das Schild und der vordere Rand feſt aufliegen bleiben. Dieſe Phaſe, als gewöhnlich letzte des Zyklus, hat etwas marode Dekadentes.

Zuweilen fügt ſich als vierte Periode noch der vordere Randgriff an, der ſich als Pendant zu 3c kennzeichnet. Gewöhnlich indeſſen beginnt der Zyklus nach der kurzen Lüpfung aufs neue.

Natürlich ſind in dieſem kurzen Abriß alle Nuancen, deren es ſehr feine gibt, beiſeite gelaſſen worden.

* * *

Man befand ſich wieder einmal in der Periode 3b, als das weiland Wurzener Zenakel die Leipziger Univerſität bezog, und es gab keinen Fuchs, der die Mütze ſo energiſch nach oben ſtieß, wie der ſtud. phil. et jur. Willibald Stilpe oder, wie er auf der Matrikel feierlich und lateiniſch hieß: vir juvenis dominus Stilpe leiſſnigenſis.

Die Mütze, die er in dieſer Weiſe handhabte, ſah gelb aus, genauer geſagt, kanariengelb, und zeigte außerdem einen weißen und einen ſchwarzen Streifen.

Stilpe war, uneingedenk des Schwurs an der Mulde, einer Verbindung beigetreten, einer Verbindung ſchlechthin, die nicht Korps, nicht Burſchenſchaft, nicht Landsmannſchaft war.

Das Kanariengelb war ſchuld daran.

Stilpes koloriſtiſcher Blick hatte ſofort bemerkt, daß dieſe Farbe zu ſeinen glänzend ſchwarzen Haaren eminent (das Wort liebte er jetzt) ſtehen müſſe, und es lag überhaupt etwas Schmetterndes, Verwegenes in ihr, etwas, das zu ſeiner augenblicklichen Stimmung genau paßte.

— Bitte, was koſtet dieſe Handelsſtadt? Nur keine Bange! Nur den Preis genannt! Ich zahle ohne Feilſchen.

Ein Triumphatoren-, ein St. Georgsgefühl! Hinter ihm, ein widerlich geſchwollenes Grau, lag der überwundene Drache Gymnaſium, vor ihm breiteten tauſend junge ſchöne Mädchen glänzende Teppiche aus, weit ins Land hinein, wo rechts und links die angenehmſten Dinge als rotgoldene Ähren auf gelbgoldenen Halmen ſchaukelten.

Bloß mitnehmen! Bloß einſcheuern! Sklaven wimmeln ringsum und ſchielen aus tiefer Verbeugung nach Seiner Herrlichkeit gelaſſenen Winken . . .

Und dieſe vielen Reſtaurants! Und keins verboten! Kühn darf man mitten in Damenbedienung ſitzen und das Taſchentuch behaglicher Paſchawünſche werfen.

In dieſer Stimmung hatte er ſich ohne viel Beſinnen die kanariengelbe Mütze aufgeſetzt. Und nun ſaß ſie feſt und ſah gut aus.

Nachdem er ſich für ſie einmal entſchieden hatte, erbaute er ſich aber auch ein Syſtem von Gründen dafür, daß er juſt in eine ſimple Verbindung, nicht in ein Korps, nicht in eine Burſchenſchaft, nicht in eine Landsmannſchaft eingetreten war:

Das Korps: rückſtändige Inſtitution aus unfreien Zeiten, daher Fuchſenſklaverei, Burſchentyrannis, ſtarrer Formelnkram; die Burſchenſchaft: entweder rückſtändige Romantik, Tugendbund und Keuſchheit bis zum Ehebette oder Form ohne Inhalt; die Landsmannſchaft: traditionsloſe Neugründung, bemäntelt mit einem alten Namen, ohne Wurzeln im Alten, ohne Greifranken ins Neue: Zwitter. Die bloße Verbindung dagegen, nun ja: das war eben eine Sache für ſich, etwas mehr Improviſiertes, das daher auch nicht ſo umklammerte und abſorbierte. Zweifellos bot ſich hier auch die leichtere Möglichkeit, eine beeinfluſſende Stellung zu erhalten. Und das iſt doch wohl das wichtigſte!

So verteidigte ſich Stilpe vor ſich ſelber. Erſt hinterher kam ihm der Gedanke: Aber warum denn überhaupt eine farbige Mütze? Das war ja doch wohl eigentlich eine Kinderei, — wie? Ein Atavismus? Ein teſtimonium paupertatis animi? Hatte er nicht das Wort geſchliffen: Ein freier Kopf braucht keine bunte Mütze?

Gewiß, gewiß! Aber: Si duo faciunt idem, non eſt idem! (Seitdem er nicht mehr Latein treiben mußte, zitierte er viel Lateiniſches.) Für jene anderen iſt die Mütze eine gewiſſe Notwendigkeit und ein Ziel, für ihn aber nichts als ein in ſouveräner Laune frei gewähltes Mittel.

Mittel, — wozu?

Erſtens zur Erzielung gewiſſer landsknechthafter Empfindungen! Denn es ſteckt Hiſtorie in dieſer Inſtitution des wehrhaften deutſchen Rauf- und Saufſtudenten, und ein rechter Kerl zeigt ſeine Raſſe; und zweitens zur Kenntnis eben dieſes Milieus für ſeine zukünftige künſtleriſche Verwertung, denn: wie ſollte er einmal den deutſchen Studenten darſtellen, wenn er nicht auch dieſe Spezies ſtudiert hatte?

So rechtfertigte er, der nicht gern etwas bereute, aber noch weniger gern etwas unterließ, was ihm luſtig dünkte, vor ſich ſelber den improviſierten Schritt, und er legte ſich damit auch gleich die Sätze zurecht, mit denen er den Zenakliers entgegentreten wollte, wenn ſie ihm mit den Einwendungen kommen würden, die ja eigentlich aus der Rüſtkammer ſeines Intellekts ſtammten. Er hatte ſogar vor, ſie für ſeine Verbindung zu keilen.

Indes, er kam zu ſpät.

Eines Tages, als er mit ſeiner Mütze und ſeinen Verbindungsbrüdern leuchtend den Grimmſchen Bummel abſolvierte, gewahrte er, obwohl er regelrecht und ſtolz geradeaus ging und ſcheinbar kein Auge für andere Couleuren hatte, unter den fünf Mitgliedern eines rotmützigen Korps — Stöſſel.

Es gab ihm einen Ruck, und ſchon wollte die Hand zum hinteren Rande der gelben Mütze zucken, da kam ihm noch rechtzeitig die Kluft zum Bewußtſein, die zwiſchen dieſem ſchmetternden Gelb und jenem trüben Rot lag.

Und er lächelte nur ein wenig und dachte bei ſich:

— Schau, ſchau, — Korpſier! Dieſer Knabe Marcel war immer ein bißchen eitel. Nun, mögen ſie ihn pieſacken, die Herren C. V. C. V. Übrigens ſah er ſchon verpieſackt genug aus. Natürlich wird er mich verachten ... Wie? Er? Mich? Er möge ſich's gefälligſt unterſtehen! Dieſes Knickebein! Sah er nicht aus wie ein friſiertes Meerſchweinchen? Welch ein üppiger Knabe!

Im Grunde war es ihm höchſt ärgerlich, daß Stöffel Korpsſtudent geworden war, und er bemerkte plötzlich, daß ſeine Verbindungsbrüder an äußerer Eleganz einiges zu wünſchen übrig ließen. Er nahm ſich vor, da Wandel zu ſchaffen.

Kaum, daß er ſeinen Ärger ein bißchen verwunden hatte, ſah er Barmann als hellrotmützigen Burſchenſchafter vorüberziehen.

Diesmal dachte er ſchon nicht mehr ans Grüßen und verfolgte mit innerlichſtem Wohlgefühl die Hand des wackeren Colline, die ſchon an der Mütze ſaß, um dann freilich ſchüchtern herabzuſinken.

Und Stilpe dachte dies:

— Was man nicht alles erlebt! Dieſer Colline, der einen Vortrag im Zenakel hielt über „Die Epoche der patriotiſchen Phraſe", als Fahnenſchwinger für Ehre! Freiheit! Vaterland! ...! Gut! Gut! Allerliebſt und ſehr niedlich! Die Haare haben ſie ihm aber ſchon nach hinten gekämmt. Und wie er errötötöte! Jetzt ſieht er ſich ſicher nach mir um. Nein, mein Lamm, ich nicht! Ich habe ſchon genug geſehen.

Über dieſen Fall ärgerte er ſich übrigens weniger. Burſchenſchaft — bah! Aber geſpannt war er nun, „in welcher Couleur

der tüchtige Rodolphe eidbrüchig geworden ſein möchte". Er taxierte ihn voll Zorn auf akademiſchen Turnverein:

Wir recken den Arm, wir ſtrecken das Bein,
Wir ſind der akademiſche Turnverein.

Aber nein: Wippert war Landsmannſchafter geworden und trug eine dunkelblaue Mütze ſtolz an Stilpes gelber vorüber.

— So wären wir denn alſo glücklich nach allen Windrichtungen auseinandergefahren. Das iſt eigentlich eine Direktionsloſigkeit. Warum haben es dieſe Knaben denn nicht für nötig gehalten, mich aufzuſuchen, ehe ſie ſo weitgehende Entſchlüſſe faßten? Kein Zweifel: ſie wollten ſich meinem Einfluſſe entziehen! Sie wußten, daß ihr Wille verloren war, ſobald ſie ſich in die Zerreibungszone meiner Beredſamkeit begaben, und feig flohen ſie davon. Krapüle! Dabei trug dieſer Rodolphe eine Art von naſenſteifem Selbſtbewußtſein zur Schau, die mir nicht gefallen hat. Nun, im Walde pfeifen die Handwerksburſchen, wenn ihnen die Hoſen ſchlottern ... Eine erſtaunliche Sippſchaft. Wie bring' ich ſie zur Räſon?

Es war ihm doch fatal, daß die drei ſich ſo ohne weiteres von ihm emanzipiert hatten. Hätte er nur nicht ſelber ſchon die gelbe Mütze aufgehabt! Das komplizierte ſeine Stellung den Abtrünnlingen gegenüber ſtark. Es war, als wenn er mit vernagelten Kanonen ſchießen ſollte.

Aber es dauerte nicht lange, und er hatte ſeine volle Sicherheit wiedergewonnen. Er ſchrieb in drei gleichlautenden Stücken folgenden Brief und ſandte ihn an die drei.

Landerirette!

Farben ſind ſtärker als Eide, und was die Mulde gehört hat, braucht die Pleiße nicht zu wiſſen. Sela.

Indeſſen: Soll gelb oder blau oder dunkel- oder hellrot auch ſtärker ſein als Herz und Intelligenz? Soll die Pleiße völlig entbehren müſſen, was die Mulde füllereich genoß?

Nein! Unſre Mützen ſind gelb, blau, dunkel- oder hellrot, aber unſre Herzen ſchlagen noch im Takte des momiſchen Alexandriners:

O l'Amour! O l'Amour! Prince de la jeuneſſe!

Oder? Schmach dem Fragezeichen!

Wir haben nicht aufgehört, Menſchen zu ſein, indem wir unſre reſpektiven Mützen aufſetzten, und ſo haben wir auch nicht aufgehört, Zenakliers zu ſein.

Und alſo darum ſage ich Euch, ich, der ich Schaunard war, bin und ſein werde: Wir müſſen die farbigen Schranken und Planken, hinter die wir uns, jeder nach freier Wahl und geiſtvoller Erwägung, begeben haben, wenigſtens aller zwei Wochen einmal mit dem Elan unſrer Zenakelherzen überſpringen und einander in die Arme eilen! Eine Jammerlende, die dieſen Sprung nicht wagt, eine Groſchenſeele, die ſich vor dem Komment mehr fürchtet als ehemals vor dem Konrektor, ein Kaſtrat des Herzens, wer nicht wenigſtens aller zwei Wochen einmal ſingen will:

Der Freiheit Tabernakel,
Ja -nakel!
Der Freude Heiligenſchrein
Iſt einzig das Zenakel
Und wird es ewig ſein.
Landerirette!

Man trifft mich Sonntag abend in meiner Wohnung, die den Kopf dieſes Briefes ziert.

Schaunard.

Zweites Kapitel

Stilpe hatte ſich nicht getäuſcht: die Gründung des „Geheim-Zenakels", ſo ſehr ſie gegen den Verbindungskomment der einzelnen war, geſchah, und die vier Zenakliers, die ſich, wenn ſie ihre Mützen auf hatten, nicht einmal grüßen durften, fanden ſich zweimal des Monats an Sonntagen zu Vergnügungen zuſammen, die jedem viel lieber waren, als die Pflichten ihrer Verbindung. Zwar keiner geſtand das zu, denn jeder bemühte ſich aufs höchſte, den Anſchein zu erwecken, als fühle er ſich unter ſeiner bunten Mütze über die Maßen wohl. In Wahrheit fühlten ſich alle ſehr elend darunter, bis auf Stilpe, der auch in dieſem Verhältniſſe mit Hingabe aufging.

Er war faſt nie nüchtern und wurde von ſeinen Verbindungsbrüdern ſehr bald als eine phänomenale Kraft ſowohl auf der Kneipe wie auf dem Fechtboden erkannt. Seine Zügelloſigkeit, die ihn in einer Korporation von feſterem Gefüge unmöglich gemacht hätte, war ihm hier, wo er ſehr bald anfing, die Rolle des Überlegenen zu ſpielen, nur wenig hinderlich.

Schon im zweiten Semeſter hatte er „ſeine Leute" ungefähr auf ſeinen Ton geſtimmt. Er pflegte zu den Zenakliers zu ſagen: Die Bären tanzen ſchon ganz wacker die ſchwierigſten Sachen; nächſtens werde ich ihnen das Dichten beibringen.

Aber er dachte ſelber nur wenig ans Dichten. Nur „was er ſo für die Liebe und das Zenakel brauchte", ſonſt:

> Wie kann ich ſingen, da ich ſaufen muß?
> Die heikle Muſe meidet meinen Kuß,
> Pfui, ſagt ſie, pfui, du ſtinkſt nach Spiritus!

Das war Selbſterkenntnis, aber keineswegs Selbſtanklage. Im Gegenteil, er tat ſich innerlich ſehr viel darauf zugute, daß er „in

den Wolken des Alkohols taumelte, wie nur ein Erkorener der neun Grundräuſche taumeln kann". Die neun Grundräuſche waren

1) das braune Bier,
2) die blonden Mädchen,
3) der rote Wein,
4) die braunen Mädchen,
5) der weiße Wein,
6) die ſchwarzen Mädchen,
7) die Schnäpſe jeglicher Obſervanz,
8) die edle Kunſt raſender Reime,
9) die große Ewigkeit gewaltigen Ruhmes.

Er pflegte zu ſagen:

— Hütet euch vor Dichtern, die nicht ſaufen! Sie bedeuten für die Literatur dasſelbe, was die alten Jungfern für die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes bedeuten. Sie ſind ein Greuel und eine große Gefahr. Wehe, wenn ſie die Welt mit ihrem Laſter ſtrohtrockener Verſe anſtecken. Dann iſt das Ende nahe herbeigekommen. Selbſt Schiller trank Likör, aber, wenn er nicht trank, ſchrieb er dieſe bedenklichen Sachen, an denen heute noch ſämtliche Gymnaſiallehrer leiden. Shakeſpeare dagegen ſoff wie ein Loch. Wie? Ihr fragt nach den Belegen? Ja, wenn ihr's nicht fühlt! Ich mache mich anheiſchig, bei jedem ſeiner Stücke zu ſagen, was er damals gerade getrunken hat. Im Hamlet ſteckt viel Porter. Daher dieſe etwas ſchwermütige, aber immerhin ſublim betrunkene Grundſtimmung. Voll Whisky-Brandy iſt Othello, doch mit einem Schuß Sherry. Ale, Ale, und abermals Ale iſt King Lear. Es iſt das hohe Lied Ales. Immer, wenn ich's geleſen habe, muß ich zum alten Krauſe gehen, der dieſes blondeſte aller Biere am beſten ſchenkt. Ein paar Sommerſproſſen Porter auf dieſen weißen Teint geſpritzt, und man verſteht die Lieder des Narren und weint in großer Seligkeit. Auch Knickebein hat Shakeſpeare getrunken, und zwar viel.

Seine Komödien ſind der Beweis dafür. Wie vermählt ſich da überall das Ei dem ſeimigen Liköre! Und da hat irgend ſo ein Fünfgroſchenphantaſt behauptet, Andreas Hofer habe den Knickebein erfunden. Wie kümmerlich! Schon die alten Juden kannten ihn. Das Prinzip der Parallelität der Verſe in den Pſalmen iſt geradezu ein Symbol des Knickebeins ... Die ganze Literaturgeſchichte, wohl gemerkt, ſoweit es ſich um Verſe handelt, iſt nichts als eine große Tafel der Getränke. Ich werde meine Doktordiſſertation über dieſes Thema ſchreiben.

In dieſem Stile ſprach er überhaupt oft, und manche ſeiner Dikta gingen in den Schatz der geflügelten Worte der Studentenkneipen über. Auch war er der fruchtbarſte Vermehrer jener ungeſchriebenen Literatur, die ſich um die Figur der Wirtin an der Lahn gebildet hat. Er konnte ſich ſtundenlang damit abgeben, aus einer Zote einen Reim oder aus einem Reim eine Zote zu locken. Herauskitzeln nannte er das.

Zuweilen, aber keineswegs oft, kam ihm der Gedanke, daß er eigentlich etwas Beſſeres tun ſollte. Dann gruppierte er ſeine Gedanken um die Worte „ſchal und unerquicklich" und bewarf ſich „mit den faulen Eiern des moraliſchen Katzenjammers". Aber es war auch nur eine Art Stilübung.

Einmal empfing er die Zenakliers in ſolcher Stimmung und hielt zehn Minuten einen Monolog in Jamben an

> Dieſes Lotterfleiſch voll Alkohol
> Und niederträchtiger Verſe, die wie Schmeer
> Von trichinöſen Schweinen blau geädert ſind
> Und übel riechen wie die Peſtilenz
> Des ganz bedreckten Neſts des Wiedehopfs.

Aber als er zu Ende war, ganz aufgeregt und, wie es ſchien, direkt vor einem ſtürzenden Tränenausbruch, ſo daß niemand imſtande war, zu entſcheiden, ob hinter dieſen burlesken Selbſtanklagen nicht

doch eine Spur von Ernſt ſteckte, da rief er: Aber das kommt von der Abſtinenz! Seit fünfundſiebzig Minuten habe ich keinen Alkohol geſehen. Auf! Laßt uns in ein Gebärhaus tröſtlicher Gedanken wallen, und wenn es eine Goſenſtube wäre. Kennt ihr mein Ritornell?:

Molkige Goſe!
Bezeugte nicht dein Rauſch ſehr hohen Rang,
Nennt' ich dich Sauce.

Mit einziger Ausnahme des Brechweines gab es kein alkoholiſches Getränk, dem ſich Stilpe nicht mit Hingabe widmete.

Aber die „ſchweren Sachen" bevorzugte er. Das Leipziger Lagerbier war bald nicht mehr imſtande, ihm irgend etwas anzuhaben. Er nannte es „ſchlechterdings Waſſer" und konnte es durchaus nicht begreifen, daß man „es noch immer in Brauereien herſtellt; man ſollte doch merken, daß es aus dem Schoße der Erde quillt, denn es iſt im eigentlichen Sinne kulturlos". Dagegen zollte er direkt Ehrerbietung der oſtpreußiſchen Bowle, die aus Burgunder, Porterbier, Sekt und Kognak beſteht. Dieſes Getränk, ſo ſagte er, hat die Kraft und das heilige Rauſchen des germaniſchen Urwaldes. Man fühlt direkt Speere in der Fauſt, wenn man es trinkt. Seine Hauptgnade aber beſteht darin, daß es wunſchlos macht. Es iſt das Katholikon der Getränke. Auserwählten iſt es gegeben, zu ſehen, daß dieſe Bowle eine tiefgoldene Gloriole hat.

In dieſer Weiſe charakteriſierte er im Kreiſe des Zenakels „die geſamte Ariſtokratie der Spirituoſen", und er lehnte es durchaus nicht ab, wenn man ihn den Homer des Alkohols nannte.

Aber die Getränke, die er liebte, waren koſtſpielig, und weder er noch die anderen drei Zenakliers waren auf die Dauer imſtande, das Geld dafür aufzubringen. Deshalb beſchloß man, einen „Barbemuche zu etablieren", d. h. nach dem Muſter des Mürgerſchen Zenakels jemand ausfindig zu machen, der „alſo geeigenſchaftet wäre:

Ehrfürchtig vor dem Geiſte,
Sehnſüchtig zur Kunſt,
Wohlausgeſtattet mit Gelde,
Ein bißchen dumm und deſſen dumpf bewußt,
Demütigen Herzens
und
Angenehm lächerlich".

Stilpe war es, der einen ſolchen Jüngling entdeckte: — Herrn ſtud. phil. Lehmann aus Liegnitz.

Er hatte ihn in „ſo einem" Hauſe der Magazingaſſe aufgeleſen. Dort, in einem Salon, war ihm der blaſſe, etwas angeſettete junge Mann durch eine ſehr dicke Briefta ſche und ſchwermütiges Betragen aufgefallen.

— „Sie fühlen ſich nicht wohl in dieſer Umgebung," hatte Stilpe zu ihm geſagt, als ſie ſich einander vorgeſtellt hatten. „Ich begreife das. Man geht hierher, um ſich nicht wohl zu fühlen. Man will ſich kaſteien. Sie peitſchen ſich lieber mit blonden Ruten, ich lieber mit braunen. Das iſt der ganze Unterſchied. Temperamentsſache."

— „Ach ja, es iſt ſchrecklich," antwortete der Philologe Lehmann; „ich verabſcheue dieſe Häuſer, aber, ſehen Sie, ich finde ja draußen nichts, und dabei bin ich doch ſo ... ſo ... ſinnlich. Ach, leider!"

— „Wie? Leider? Sie ſagen: Leider? Sie haben doch leider geſagt? Hm, hm, hm!"

— „Aber natürlich: leider! Es iſt doch ſchrecklich, ſo direktionslos zu ſein!"

— „Direktionslos nennen Sie das, wenn alles ſo deutlich ins Schwarze zielt? Das nennen Sie di ..., aber Herr Lehmann! Sie ſind beneidenswert um dieſe gerade Tendenz Ihres Weſens! Seien Sie fröhlich, Herr Lehmann! Es fehlt Ihnen bloß die rechte Geſellſchaft. Sie ſind ein Einſiedel-Lehmann, und das iſt für ſolche Naturen eine Gefahr."

— „Freilich iſt es das. Ich fühle es ſelber. Aber ich ſchließe mich ſchwer an. Wiſſen Sie, die meiſten Studenten ſind ſo banauſiſch, ſo entſetzlich intereſſelos, und ich möchte doch jemand haben, der auch noch etwas mehr will, als Doktor werden. Sechs Tage ochſen und einen Tag ſumpfen, das mag ich nicht mitmachen!"

— „Das ehrt Sie, Herr Lehmann! Sie ſuchen den Einklang von Lebenskunſt und Wiſſenſchaft. Sie wollen Streben und Genuß vereinen. Sie wollen, mit einem Worte, aber verſtehen Sie mich recht und nehmen Sie das nicht etwa als einen Witz: Sie wollen ein runder Menſch werden!"

— „Ich ahne, was Sie meinen, und es iſt wahr, das deckt ſich wohl mit dem, was ich ſuche."

— „Rund ſein iſt alles, Herr Lehmann! Wiſſen Sie, wie dieſe indiſchen Götter: rund um den Leib herum tauſend Arme, und immer zwiſchen zwei Armen eine Göttin. Aber Gott bleiben! Ein runder Gott bleiben mit tauſend Armen und fünfhundert Göttinnen dazwiſchen! Oder, weniger exotiſch geſprochen: Goethehaft!"

Herr Lehmann lächelte höchſt bitter:

— „Sie wollen mich wohl verſpotten. Goethe und — ich! Ich mit meiner klaſſiſchen Philologie. Ich ſtudiere nämlich klaſſiſche Philologie. Aber Sie müſſen da nicht gleich denken, daß ich Gymnaſiallehrer werden möchte. Nein, ich möchte mich der akademiſchen Karriere fürs Griechiſche widmen. Es iſt da noch viel zu holen, ſag' ich Ihnen! Mein Fach iſt im Niedergange. Es fehlt an Kapazitäten. Ein neues Alexandrinertum iſt eingeriſſen!"

— „So reißen Sie es um, Herr Lehmann! Schmeißen Sie die Perücken zum Tempel hinaus! Der Moder ſtinkt! Hygiene tut not! Fort mit den Schwartenſchwenkern! Das reine Hellas ziehe ein! Und was iſt der Hellene des Altertums? Der runde Menſch! Was iſt Hellas? Die Syntheſe von Genuß und Erkenntnis! . . . Kürzlich ſtellte ich für einen kleinen Kreis von Freunden, der ſich,

ganz in Ihrem Sinne, Herr Lehmann, zu einem Zirkel der Lebenskunst und Kunstliebe vereinigt hat, eine Namenstafel der Spezialheiligen unsrer Religion auf. Sie ist noch unvollständig, aber es fiel mir gleich auf, wieviel Hellenen dabei sind."

— „Ach, das interessiert mich, der ganze Zirkel sowohl als die Namenstafel. Ich möchte nicht aufdringlich erscheinen, aber vielleicht darf ich Sie bitten, mir Näheres darüber zu sagen?"

Herr Lehmann sagte das mit dem Tone ernstester Anteilnahme und zog die Augenbrauen hoch.

Stilpe lachte wieder einmal „mit den Eingeweiden" und zog sein Notizbuch.

— „Über den Zirkel ist nichts weiter zu sagen, als was ich schon andeutete. Zur Kunst erhöhtes Leben in jedem Betracht. Die Namenstafel aber, nun, wie gesagt, sie ist noch unvollständig, aber ich kann Ihnen das Fragment schon mitteilen. Also:

I.

Männlichen Geschlechts:
Anakreon,
Aristophanes, .
Alkibiades,
(es geht gleich griechisch an, wie Sie sehen)
Georg Büchner,
(um Gottes willen: Georg, nicht Ludwig!)
Bizet,
Gottfried August Bürger,
Cervantes,
Catull,
(aber der hat ein Fragezeichen)
Michael Georg Conrad."

— „Ist das der preußische Prinz, der die Dramen schreibt?" fragte Herr Lehmann bescheidenen Tones.

— „Gott behüte und Gott bewahre! Machen Sie immer ſolche Witze?" rief Stilpe. „Dafür müßten Sie ſchon eine Bowle ſchmeißen, Herr Lehmann. Sind Sie bereit?"

Der Philologe Lehmann errötete und ſagte: „Es wird mir ein Vergnügen ſein, denn damit werde ich ja das Vergnügen haben, auch die anderen Herren kennen zu lernen."

— „Gut!" ſagte Stilpe ſchon im Tone des Zenakel-Präſidenten. „Dafür werden Sie dann auch erfahren, welches unſer Conrad iſt. Weder Prinz noch Preuße. Alſo nun in der Liſte der Heiligen weiter:

Danton,
Demokritos,
(ſchon wieder ein Grieche!)
Devrient,
(Sie wiſſen: Lutter und Wegeners Weinſtube in Berlin!)
Fiſchart,
Franz der Erſte von Frankreich."

— „Warum der?" fragte Herr Lehmann.
— „Leſen Sie im Rabelais nach!

Grabbe,
Meiſter Gottfried von Straßburg,
Der junge Goethe,
(Sie wiſſen doch, daß es drei verſchiedene Goethes gibt?)
Eduard Griſebach,
Johann Chriſtian Günther,
Horaz,
(hat aber zwei Fragezeichen)
Theodor Amadeus Hoffmann,
Heinrich Heine,
Mozart,

Mirabeau,
Momus,
(unſer Wirt mit der langen Kreide)
Müſſet,
Mürger,
Marat."

— „Pardon," ſagte Herr Lehmann, deſſen Vater Fabrikbeſitzer war, „warum eigentlich dieſe Revolutionsmänner?"

— „Sie tranken ſämtlich gern und waren ſehr verliebte Leute. Daß wir keine Sozialdemokraten ſind, ſehen Sie an Franz dem Erſten.

Rabelais,
Rembrandt,
Sokrates,
Sullivan,
Tſchang-hſien-tſchung."

— „Wer iſt das?"

— „Das iſt ein chineſiſcher Pelzhändler, ſpäter Gegenkaiſer, der einmal an einem Tage fünfzigtauſend Gelehrte hat köpfen laſſen. Ich werde ein Epos auf ihn machen."

— „Ach, dichten Sie?" rief Herr Lehmann eifrig.

— „In der Tat, bisweilen. Sie natürlich auch?"

— „Ach . . . nein . . . ich . . . nein . . . ich kann nicht ſagen, daß ich . . . Aber . . ."

— „Sie möchten gern?"

— „Ich . . . weiß . . . nicht . . ."

— „Dieſe Schüchternheit iſt ein ſchönes Zeichen. Übrigens: Dichten, — na ja. Das is nu ſo 'ne Sache. Notwendig iſt es nicht, Herr Lehmann. Es . . . aber: genug!! Wir ſind mit dem männlichen Geſchlecht fertig, und es folgt

II.

Weiblichen Geſchlechts:
Aſpaſia,
(alſo auch hier Griechenland an der Tete!)
Die kleine Anna,
Anna mit den gewürfelten Strümpfen,
Anna Ach—gehn—Se—weg."

— „Ja . . . aber . . . ? . . ." ſagte Herr Lehmann.

— „Ich verſtehe: Sie kennen dieſe drei Annas nicht. Es ſind vorderhand noch Privatperſonen, und ſie kommen auf mein Konto. Die mit den gewürfelten Strümpfen ſchlägt, glaub' ich, in Ihren Geſchmack. Ich ſchenke ſie Ihnen."

Herr Lehmann war ganz verblüfft.

— „Na, wollen Sie nicht wenigſtens ‚Danke!' ſagen? Das Mädchen kommt noch in die Literaturgeſchichte! Ich habe ſogar ein Sonett auf ihre Strümpfe gemacht! Aber weiter!

Berta,

(hat zwei Ausrufezeichen. Es iſt aber nicht jene Berta mit den großen Füßen, die Uhland beſungen hat, ſondern auch dieſes Mädchen geht mich an. Ich habe ſie immens geliebt. Und ſie liebt mich heute noch, obwohl ſie einen Gelbgießer geheiratet hat. Achten Sie die Treue des weiblichen Geſchlechts, Herr Lehmann, aber ſehen Sie zu, daß der andre der Lackierte iſt. Übrigens werde ich jetzt die Privatmädchen weglaſſen, weil ich Ihnen ſonſt fortwährend Kommentare geben müßte; ich werde alſo nur die hiſtoriſchen Damen nennen, nämlich):

Mimi Pinſon,
Die Königin Pomare,
Müſette,
Lais,

Ninon de l'Enclos,
George Sand,
Berangers Liſette,
Päpſtin Johanna,
Fränzchen mit dem Muff,
Margarete von Navarra,
La belle heaulmière,
Marion Delorme,
Die ſchöne Seilerin,
Roswitha von Gentersheim.

Die Liſte iſt noch ſchrecklich lückenhaft. Vielleicht könnten Sie uns noch ein paar tüchtige Griechinnen empfehlen. Wie hieß doch gleich die, die ſich auszog?"

— „Sie meinen Phryne?"

— „Richtig! Phryne! Dieſes ganz vorzügliche Mädchen! Warten Sie, ich werde ſie gleich einfügen. Es iſt eine Schande, daß ich ſie vergeſſen habe. Aber Sie ſehen, wie gut wir Sie brauchen können. Im klaſſiſchen Altertum ſind wir doch ein bißchen ſchwach."

Herrn Lehmann war es gar ſonderbar zumute. Dieſe Welt war ihm neu, aber er hatte die Empfindung, daß es ſehr luſtig in ihr zugehen müſſe. Vor allem fühlte er, daß er im Zenakel Anſchluß an „Weiber" finden würde, und daran lag ihm viel, denn er hatte es nachgerade bemerkt, daß er von ſich allein aus dieſen Anſchluß nie erreichen würde. Und bei alledem doch dieſe vielen literariſchen Aſpirationen, alſo die Gewähr des Höheren! Kein bloßer Sumpf! Sondern, wenn ſchon Sumpf, ſo doch von ganz ungewöhnlicher Art! Ein origineller Sumpf. Ach, danach hatte er ſich ja geſehnt! Er wollte originell, geiſtreich ſumpfen. Da bot ſich die Möglichkeit! Alſo zugegriffen!

Er verließ am Arme Stilpes das Haus in der Magazingaſſe mit dem angenehmen Gefühl, es fürder nicht mehr nötig zu haben.

Als er am nächſten Morgen erwachte, lag er auf ſeinem Sofa und Stilpe in ſeinem Bette. Da dieſer ihn duzte, mußten ſie wohl Brüderſchaft getrunken haben.

Auch einen anderen Namen hatte er erhalten: Barbemuche, und auf ſeinem Nachttiſch lag ein völlig mit Porterbierflecken bedeckter Zettel dieſes Inhalts:

Quittung.

Für weiland Herrn Lehmanns Aufnahme ins niedere Barbemuchiat 50 Mark erhalten zu haben beſtätigt

i. N. d. Z.
Schaunard.

Drittes Kapitel

Obwohl das Zenakel keine moraliſche Anſtalt war, ſo bedeutete es für Stilpe doch einen Haltepunkt und eine Verbindung wenigſtens mit der Fiktion „extra-alkoholiſcher Tendenzen".

Stilpe führte damals kein Tagebuch mehr, denn er hatte überhaupt das „unzüchtige Verhältnis mit Büchern" aufgegeben, aber zuweilen, wenn er ſich übel fühlte, ergriff er, wiederum in ſeinem Stil von damals zu reden, den „Stecken und Stab des Bleiſtiftes und wanderte gedankenvoll über die ausgebleichte Wüſte weißen Papiers".

Einige dieſer Notizen ſind geeignet, ein Stück ſeiner Seele von damals erkennen zu laſſen:

Die Gelbmützelei iſt ein ſcheußlicher Unſinn und meiner unwürdig. Aber ich ſelbſt bin meiner unwürdig, denn ich werfe die gelbe Mütze dieſen Idioten nicht vor die Füße, ſondern ich trage ſie noch immer mit einer lachhaften Würde. Heiße jetzt Erſter Chargierter gar. Kann man tiefer ſinken?

* * *

Ich tyranniſiere dieſe gelbmützigen Banauſen mit vollendeter Kunſt und einigem Genuß, und keiner von ihnen erfreut ſich mehr eines intakten Magens. Nie wurde ſo geſoffen wie unter meiner Ägide. Was ſoll man auch mit dieſen Knaben anderes anfangen? Fröſche muß man in den Sumpf treiben.

* * *

Ich fange an, unzufrieden mit mir zu werden, und erwäge den Plan, dieſe gelbe Blaſe zu ſprengen. Wenn ich ſie nur nicht alle ſo tiefgründig angepumpt hätte . . .

Und außerdem: Was ſoll ich denn ſonſt anfangen? Noch ſcheint die Zeit nicht erfüllt zu ſein, wo ich mich dieſem Herrn Geheimrat Ammer, falls er ſich nicht ſchon zu ſeinen Vätern verſammelt hat, als Stütze des Staates anbieten kann. Oder ſollte ich tatſächlich ſtudieren? Welch eine Idee!

* * *

Nicht 'mal für Liebe habe ich genügend Zeit. Wann, frage ich, wann kann ich mit Hingabe und Hinnahme lieben?

Um zehn Uhr zerrt mich der Leibfuchs aus dem Bett und kredenzt mir das Antidotum gegen den Datterich, die liebliche Laſe voll Kulmbacher Biers.

Bis zwölf Uhr pauke ich der Füchſe ſummende Herde für die Menſuren ein.

Dann ſalbt mich der Friſeur, und bis um drei Uhr treib' ich die braven Knaben in die Lichtenhainer Schwemme.

Hol' ſie der Teufel, ich beneide ſie! Denn ſelbſt dieſes Lehmwaſſer macht ſie betrunken.

Auch mein Mittagsmahl erledige ich um dieſe Zeit. Es iſt erſtaunlich, wie mäßig ich darin bin. Rohes Fleiſch und Kaviar, etliche Eier und Bouillon erhalten dieſen ſchwachen Leib.

Von drei bis fünf der Kaffeelachs; doch ist das ein leerer Name, denn ich habe längst den Kaffee durch Liköre ersetzt, und statt des Skates herrscht der Lederbecher mit den Knobelknochen. Das ist meine palaestra musarum, denn erstens erfinde ich neue Knobeltouren, und zweitens muß ich beim Mogeln immerhin aufpassen.

Das erschöpft mich sehr, und ich begebe mich nun auf das schwarze Ledersofa in der Kneipe, wo ich der Ruhe pflege, bis das Gas angebrannt wird und die werten Knaben anrücken, um bis früh zwei, drei Uhr von mir vollgeplumpt zu werden.

Mir scheint, das ist kein Leben nach dem Geschmack Apollos und der neun Musen, — oder sind es zwölf? Ewig verwechsle ich die Apostel mit den Musen.

Und die Liebe? Sie muß hungern!

Liebe und Alkohol sind feindliche Mächte. Tragisches Geschick, beiden hold zu sein.

* * *

Zuweilen gibt es Mensuren. Ich leugne nicht, daß diese kleine Aufregung mich amüsiert.

Trinkt man vorher fünf Kognaks, so ist man erstaunlich wacker und ließe sich mit Heroismus den Schädel spalten. Nein, lieber bloß die Backe, denn das ist's ja, was den Menschen ziert, und dazu ward ihm der Verstand: der Durchzieher.

Ich glaube, jetzt etwa ein schockmal gefochten zu haben, wenn man diesen mathematischen Wechsel von Schlag und Parade fechten nennen kann. Man gewöhnt sich daran wie der Pudel ans Baden.

Das Schönste dabei ist der Geruch, diese allerliebste Mischung von Jodoform, Karbol, Kognak und ein bißchen Schweiß. Es wirkt wie ein Aphrodisiacum auf mich. Aber es ist möglich, daß ich ein bißchen pervers bin. Blutdurst und Wollust! Gib mir dein Herz zu saufen, Laura: ich liebe dich!

Die ſchweren Sachen meid' ich. Meine Säbelmenſur war nicht eigentlich prima nota. Ich hatte den Kognak überſchätzt. Man muß entſchieden Porter dabei zur Hand haben. Porter und Kognak zuſammen macht ſicher ſehr ſäbelmutig. Man muß nur auch die Doſis richtig bemeſſen.

Ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daß ich ohne Alkohol mehr horaziſchen als achilleiſchen Mut bewähren würde.

Dies unter uns geſagt.

* * *

Kürzlich focht ein Jüngling auf unſre Waffen, der entſetzliche Angſt hatte, ſich aber doch nicht eher umdrehen ließ, als bis er einen ausgewachſenen Durchzieher hatte. Später geſtand er mir, daß er „aus Liebe" gefochten hätte.

— „Wie?" rief ich, „hat Ihr Gegner ſich erfrecht, Ihr Fräulein Braut zu betaſten?"

— „Ach nein," ſagte er, „meine Braut wünſcht nur, daß ich einen ſchönen Schmiß habe."

So heroiſch ſind die Töchter Thusneldas angelegt.

— Hörſt du nicht den Eichwald rauſchen?

* * *

Als ich noch Bücher las, habe ich irgendwo das Diktum gefunden, daß der Menſch nie verzweifeln könne, denn es bleibe ihm auch beim ſchlimmſten Zahnweh immer die tröſtliche Möglichkeit des Selbſtmordes.

Ich habe ein Analogon dazu; ich ſage mir: du kannſt zwar verſumpfen, aber es bleibt dir immer noch die Möglichkeit, Journaliſt zu werden.

* * *

Dieſe Verachtung des Journalismus gehörte zum Repertoire des Zenakels, aber Stilpe fing doch bereits an, ſich mit dem Gedanken ſehr vertraut zu machen, daß ihm ſchließlich die Laufbahn des Zeitungsliteraten blühen möchte.

Zwar war er keineswegs an ſeiner dichteriſchen Bedeutung irre geworden; der Nagel ſaß feſt. Aber der Umſtand, daß er jetzt im Grunde nicht einmal mehr Pläne zu künftigen Werken machte, kam ihm doch manchmal zum Bewußtſein, und dann ſagte er ſich: Ich bin eine zerſplitterte Natur, der Fluch des modernen Menſchen laſtet auf mir, daß wir uns nicht ſammeln können; gut alſo, ſo ziehe ich ohne Wehleidigkeit den Schluß daraus und ſchlage mich zu jenen, die ihre Goldbarren täglich ſtückweiſe und halb ausgeprägt vor die Maſſe werfen müſſen.

Und ſofort malte er ſich eine vollkommene Umwälzung der deutſchen Zeitungsliteratur aus, die vor ſich gehen würde, wenn er zu ihr gehörte.

Aber, als ihm ein Artikel, den er einmal in den Ferien geſchrieben hatte, zurückgeſchickt wurde, erfaßte ihn gleich wieder der große Ekel vor dieſen „öffentlichen Männern, die ſich zeilenweiſe proſtituieren und ſich von ihren weiblichen Berufsgenoſſinnen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht gutmütig wie jene ſind". Und die Zeitungen nannte er nun wieder „Holzpapierbordells".

* * *

Um dieſe Zeit war es, daß Girlinger wieder vor ihm auftauchte.

Girlinger hatte in Zürich und Genf ſtudiert, trug ſchwarze Koteletten, einen Zylinder und immer Handſchuhe. Er war ſehr geſetzt und durchaus ſolid. Sein Plan war eigentlich geweſen, romaniſche Philologie zu ſtudieren, und er hatte dieſem Fach, wofür er Fleiß und Talent in ſehr hohem Grade beſaß, auch wirklich mit Eifer obgelegen, aber, da ſein Vater darauf beſtand, er müſſe ſich

der Jurisprudenz widmen, so hatte er sich schließlich dazu verstanden und trieb nun auch Jurisprudenz mit Eifer und Zielbewußtsein. Ein gewisser Zug von echter Resignation stand ihm dabei sehr gut. Äußerlich erlebt hatte er so gut wie nichts, aber er hatte viel an sich gearbeitet.

Als er Stilpe zum erstenmal in seiner gelben Mütze sah, nahm er seinen Zylinder sehr tief und zeremoniell ab und machte sogar eine Verbeugung dabei.

Stilpe empfand das als Hohn und stürzte sich auf ihn:

— „Ach, der Herr Referendar! Welch ein Zylinder! Wo hast du die Sammetbürste, Freund meiner Jugend?"

Girlinger erwiderte: „Ich schlage einen anderen Stil vor, wenn wir uns unterhalten wollen. Übrigens bin ich meinem Examen ferner als du, denn ich stehe im ersten juristischen Semester."

— „Ich schlage vor, daß wir weder von Semestern noch von Examen reden, wenn wir uns unterhalten wollen. Ich spreche nicht gern von gleichgültigen Dingen. Nur zu deiner Orientierung bemerke ich, daß ich immer noch als stud. jur. et phil. immatrikuliert bin, ohne indes von diesen Würden Gebrauch zu machen. Ich fahre noch immer fort, mir das Leben anzusehen. Auch trinke ich gern Spirituosisches. Du scheinst mir dagegen ein buveur d'eau zu sein."

— „So, Mürger kennst du auch?"

— „Es gibt keinen besseren Kenner dieses Klassikers. Schade übrigens, daß die Stelle eines Barbemuche in unserm Zenakel schon besetzt ist, ich würde sonst dir meine Fürsprache nicht vorenthalten."

— „Danke. Ich bin nicht für gelbe Mützen."

— „Köstlich! Nein, diese Biermütze hat mit dem Zenakel nichts zu tun. Dein Zylinderhut läuft keine Gefahr, wenn du uns die Ehre und das Vergnügen machen willst, der definitiven Aufnahme des Herrn Lehmann in das höhere Barbemuchiat beizuwohnen.

Morgen abend um acht auf meiner Bude, wenn ich bitten darf. Oder fürchteſt du dich vor oſtpreußiſchen Bowlen . . ."

— „Herr Lehmann iſt wohl ein Idiot?"

— „Nein, ein Idealiſt, aber mit Barmitteln. Du wirſt deine Menſchenkenntnis bereichern, wenn du kommſt, und außerdem einige Chorgeſänge vernehmen, die ſich meiner Verfaſſerſchaft rühmen. Wenn du aber nicht kommſt, ſo werde ich mich aus Gram betrinken und in der Betrunkenheit dem Zenakel deine Flucht nach Griechenland erzählen."

— „Warum ſoll ich nicht kommen? Da Herr Lehmann die Bowle bezahlt, bin ich ja ſicher."

— „Schön, aber Zigarren kannſt du wenigſtens mitbringen."

— „Ich rauche nicht."

— „Um ſo beſſer, ſo wirſt du uns nicht berauben. Aber merke dir die Marke: Henry Clay. Schreib dir's ins Notizbuch. Eine Kiſte genügt. Schreib aber Clay richtig, nicht wie das Kuhfutter, ſondern ſo: C . . . l . . . a . . . y. So iſt's richtig. Du wirſt wohl empfangen ſein!"

— „Sind Weiber dabei?"

— „Pfui! So einer biſt du? Daher der Zylinderhut und die Koteletten? Kalipſichore verhüllt ihr Haupt."

— „Wer?"

— „Kalipſichore, die Muſe der epiſchen Tanzkunſt, wenn's gefällig iſt. Sie wird perſönlich da ſein. Im Zivil heißt ſie Hulda Ranker. Du kennſt doch das Zeitwort rankern?"

— „Ich glaube, du biſt betrunken."

— „Bleibe feſt und glaube getroſt, du wirſt nicht irre gehen. Aber vergiß die Zigarren nicht! Du kannſt auch Hulda ein Korſett mitbringen. Ich hab's ihr ſchon lange verſprochen. Doch von Seide muß es ſein!"

Girlinger hielt es für gut, ſich nun zu verabſchieden.

— Total verſumpft! dachte er bei ſich. Und wie der Menſch ausſah! Dieſes angeſchwemmte Fett unter faſt gelber Haut! Dieſe unſtäten, ſchwimmenden Augen! Und ſalopp! In einem Korps ſcheint er nicht zu ſein. Sogar die Wäſche nicht ſauber. Und die Hand feucht. Wie er dahin geht, der richtige Gewohnheitsſäufer, der zwar nicht direkt ſchwankt, aber doch auch nicht richtig geradeaus gehen kann. Natürlich auch Gedankenflucht. Er kann ſicherlich keine zehn Zeilen logiſch ſchreiben. Delirantenphantaſie. Ein Ragout im Hirnkaſten. Wieviel Schulden mag der Menſch haben!

Girlinger hatte ein ſchönes pſychologiſches Thema für ſein Tagebuch.

* * *

Stilpes Wohnung lag im Durchgang der großen Feuerkugel (einſt wohnte Goethe hier — jetzt wir!) drei Treppen hoch und beſtand aus einem mäßig großen Zimmer und einem Alkoven.

— Der einzige Fehler dieſer Bude iſt, pflegte Stilpe zu ſagen, daß ſie gerade Wände hat. Schiefe Wände wären ſtimmungsvoller. Aber man beachte die charaktervolle Schäbigkeit der Ausſtattung! Wer angeſichts dieſes pöbelhaften Sofas, dieſer kontrakten Stühle, dieſes ewig wackelnden Tiſches und dieſes immer aufklaffenden Kleiderſarges, von dem infamen „Napoleon in der Schlacht bei Leipzig" ganz zu ſchweigen, daran dächte, hier die Miete nicht ſchuldig zu bleiben, müßte ein gefühlloſer Barbar genannt werden. Was aber das Bett anlangt, meine Lieben, ſo gibt es keine vorlautere Beſtie als dies. Es quietſcht ſchon, wenn man es anſieht, geſchweige denn . . . aber das iſt ein rein muſikaliſches Thema.

In dieſer Wohnung alſo, die wirklich abſcheulich war, verſammelte ſich am folgenden Sonntag das Zenakel zur Feier der endgültigen Aufnahme des Philologen Lehmann, der ſo viel Geſchmack

am Zenakel genommen hatte, daß er ſich ſelber an den gröbſten Verhöhnungen ſeiner Perſon beteiligte.

Stilpe erſchien eine halbe Stunde vor Beginn der Feſtlichkeit. Mit ihm betrat Hulda Ranker das Zimmer. Sie tat es mit der Sicherheit einer Perſon, die mit den Lokalitäten vertraut iſt. Hübſch war ſie eigentlich nicht, aber ſie hatte das gewiſſe Puſſelig-Graziöſe der Leipzigerin, an der der Kenner noch heute die Erbreſte aus jener galanten Zeit bemerkt, in der, wie die Kulturhiſtoriker ſagen, „die Leipzigerinnen an lockerer Moral mit den Pariſerinnen um die Palme rangen".

Die Moral Huldas war wohl nie ſehr feſt geweſen, aber Stilpe hatte ſie, obwohl er erſt vor vier Wochen dem Mädchen „das Taſchentuch zugeworfen" hatte, derart gelockert, daß ſie vollkommen durchſichtig geworden war. Aber das ſtand Fräulein Hulda gerade gut. Sie gehörte zu den Mädchen, die an Charakter gewinnen, indem ſie an Moral verlieren.

Im übrigen war ſie ſchlank, von guter Taille, brünett und paſſabel angezogen. Tagsüber verkaufte ſie Krawatten. Dieſem Umſtand verdankte die geiſtſprühende Scherzfrage Stilpes ihr Daſein: „Welcher Unterſchied beſteht zwiſchen Hogarth und mir?" Antwort: „Jener malte ein Krevettenmädchen, ich bedichte ein Krawattenmädchen."

Aber mit dem Dichten ſah es auch in dieſem Falle windig aus. Außer dem verwegenen Ritornell:

O holde Hulda!
Ganz ohne Makel wärſt du, reimteſt du dich nicht
Auf Ludwig Fulda!

exiſtierte keine Zeile, zu der Fräulein Ranker Pate geſtanden hätte, und auch dieſes zierliche Stachelpoem verdankte ſeine Entſtehung mehr Stilpes Antipathie gegen „dieſen ſchreibenden Kapitaliſten", als ſeiner Liebe zu der braunen Verkäuferin, ganz abgeſehen da-

von, daß es eine von den auch ſonſt nicht ſeltenen Improviſationen ſeiner Skandierkunſt war, die ſich auf einen Reimzufall zurückführen ließen.

— „Laß die Rollfahnen runter, Mädchen, und mach' Licht!" kommandierte Stilpe. „Es gibt hier in der Umgegend keuſche Augen, die ſehr lüſtern ſind. So! Die Beleuchtung iſt mangelhaft, aber das kommt deinem Teint zugute. Im Schummerigen wirken die Weiber überhaupt am beſten. Daher die vielen Rendezvous bei der Gaslaterne. Das elektriſche Licht wird die Rendezvous ſtark reduzieren, und Herr Siemens iſt für die Moral ſehr viel wichtiger als der Sittlichkeitsverein."

— „Quatſch' nich, Käfer. Heute wird ſowieſo wieder furchtbar geredet werden."

— „Sehr richtig! Aber auch getrunken, meine braune Taube, ja ſogar gegeſſen, und zwar keineswegs Schweinsknochen mit Klößen, ſondern fabelhafte Sachen. Außerdem wirſt du drei neue Männer kennen lernen, und zwar 1. jenen Lehmann, 2. einen Herrn im Zylinder und 3. einen Zylinder mit einem Herrn."

— „Mit dei'm närrſchen Zeig!" (Huldas Ausſprüche müſſen immer leipzigeriſch geleſen werden, auch wenn ſie deutſch wiedergegeben ſind.)

— „Ich rede ernſt wie immer. Der dritte Mann iſt nämlich der kleine Auguſt, den Kenner trotzdem Auguſt den Starken heißen."

— „Warum denn?"

— „Nicht bloß im Bizeps liegt die Kraft des Mannes! . . ."

— „Komm, ſag' mir, warum er Auguſt der Starke heißt!"

— „Ich werde mich hüten, denn ich liebe dich. Nur ſo viel: dieſer kleine Mann, der ſich durch einen hohen Zylinder zu recken trachtet, iſt ein fulminanter Muſikus und würde ſchon viele Opern geſchrieben haben, wenn er nicht immer trinken müßte. Zwar be-

hauptet er, ich wäre ſchuld daran, weil ich ihm den Text nicht ſchreibe, den ich ihm verſprochen habe. Aber das iſt eben jene Schlange, die ſich in den werten Schwanz beißt: Ich dichte nicht, weil er nicht komponiert, und er komponiert nicht, weil ich nicht dichte. Ergo müſſen wir beide ſaufen."

— „Sag' doch nicht ſaufen, das klingt ſo ruppig."

— „Kann ich dafür, daß die Wahrheit ein Rauhbein iſt?"

— „Du biſt eins!"

— „Und dennoch liebt mich deine Sanftheit! Aber es klingelt! Schwing dich hinaus, Mädchen!"

Es war Herr Lehmann mit drei Packträgern. Er machte eine tiefe Verbeugung, der man die Tanzſtunde anſah, vor Hulda und begrüßte Stilpe ehrerbietig.

— „Schön, mein Engel," ſprach dieſer, „ich ſehe, du haſt alles gut in die Wege geleitet. Nun laß mich das Auspacken überwachen. Setz' dich zu dieſem ſchlanken Mädchen, aber halte dich in den Grenzen der Wohlanſtändigkeit. Noch biſt du nicht in der Gemeinde derer, denen alles erlaubt iſt."

Und nun kommandierte er:

— „Der die Flaſchen hat, vortreten! ... Ah! Sie! Gut gewählt, der Mann. Er iſt würdig, volle Flaſchen zu tragen! Lieben Sie Nordhäuſer? Schon gut! ... Nun packen Sie aus! Vorne ran die dicken Flaſchen! Gut! ... Wieviel? Sechs? Gut! ... Jetzt die kleinen ſtämmigen! Das müſſen vierundzwanzig ſein! Stimmt's? Gut! Sehr gut! ... Jetzt die rothalſigen! Süße Kerlchen, was? ... Zehn? Da fehlen zwei! Menſch, Sie werden doch nicht? Ah, da ſtrecken ſie ja die roten Hälſe vor. Zu den anderen! Schön ausrichten! Gut! Ganz gut und wacker! ... Sie waren gewiß Unteroffizier. Natürlich! Es lebe der Reſervemann! ... Aber jetzt die Gelbkapſeln, die feierlichen und ſteifen Gelbkapſeln! ... Drei! Ja, ja, es werden nicht mehr. Aber reichen Sie mir 'mal

eine. Schön. Ich bin zufrieden. Laſſen Sie ſich auszahlen bei dem Herrn dort. Er wird Ihnen auch ein paar Zigarren geben.

— Jetzt der zweite mit dem Freßkober und dem Geſchirr! ... Um Gottes willen vorſichtig! Den Bowlenbauch mitten auf den Tiſch. Die Gläſer wie ein Kranz herum. ... So! Sie haben Talent, alter Herr ... Nun die Teller. Aber da ſoll dieſes Fräulein helfen ... Hulda, arrangiere das Tellerweſen. Und nimm dich auch der Meſſer und Gabeln an. Und nun: was ruht im werten Schrein!? Gut! ... Gut! ... Es iſt alles in rechtem Verhältnis, ſowohl das, was dem Meere entſtammt, wie das vom feſten Lande. Die ganze Geographie iſt vertreten, von der Adria bis zum Schwarzen Meere ... Ja, die Eiſenbahnen ſind ein rechter Segen, nicht wahr, Miſter? ... Und nun laſſen Sie ſich gleichfalls von dem verehrten Gaſtgeber auslohnen. Auch Sie haben drei Zigarren extra verdient.

— Und nun der Düſtere in der Ecke mit dem ſchwarzen Sarg! Heran und ausgepackt! ... Wie? Ein Cello? Seit wann zählt das zu den Viktualien? ... Ah, du willſt kniegeigen? Schön! Placet! So kann ich mir mein Bettduo ſparen."

Die Packträger traten ab.

Kaum waren ſie draußen, ſo hörte man in einer Art Baßfiſtel kreiſchen: „Infames Rindvieh! Haben Sie keine Augen? Das Luder hat mir die Galoſchen abgetreten!"

Und herein ſtürmte ein kleiner Menſch mit kurzem weißen Stoppelbart, kaum einen Meter hoch, aber mit einem hohen Röhrenhut bedeckt. Er ſchrie immer noch und fuchtelte dabei mit ſeinem Regenſchirm herum: „Meine rechte Galoſche! Dieſes Trampeltier! Wie? Ochſe! Direkt auf die Galoſche! Ich gehe ſofort!"

— „Aber Auguſt! Siehſt du die Dame nicht?" klagte Stilpe. Und ſofort war der kleine Mann friedlich.

— „Hehe! Warten Sie, mein Fräulein, gleich komm' ich und

lege mich Ihnen zu Füßen. Bloß den Hut und Schirm und Mantel, puh, dieſen zentnerſchweren Mantel, dieſe Rüſtung, Luder, das . . ."

Herr Lehmann ſtürzte herbei und nahm dem Kleinen die Garderobe ab.

— „Sehr nett, Herr . . .?"

— „Leh . . . Barbe . . ." (Herr Lehmann wußte im Zenakel bis jetzt noch nicht, wie er hieß.)

— „Sehr freundlich, Herr Lehbarb!"

Stilpe wieherte vor Entzücken.

— „Gottverdammich, was heulſt du wie eine Lokomotive! Willſt du mich wahnſinnig machen? Kennſt du keine Rückſicht? Ich gehe ſofort!"

— „Aber Auguſt! Du haſt dich dem Mädchen immer noch nicht zu Füßen gelegt."

— „Oh, oh, oh, oh, dein Geſchrei! Dein Geſchrei! Aber jetzt liege ich ſchon!"

Und er fuhr auf Hulda los und ergriff ihre Hände und machte dabei eine Verbeugung, ſo daß er ſie niederzog wie einen Pumpenſchwengel.

— „Ach, die reizenden warmen Händchen! Uh, uh, uh, ti, ti, ti, ſo warme kleine Patſchen! Mm, mm, mm! Heißen?"

— „Hulda heißt das Mädchen," bemerkte Stilpe.

— „Hab' ich dich gefragt? Weg! Weg! Kommen Sie, Huldachen, zu mir aufs Kanapee, Huldachen."

Er ſchleppte ſie förmlich zum Sofa, auf das er ſich nach türkiſcher Art ſetzte, weil er europäiſch ſitzend mit den Füßen nicht zum Boden gereicht hätte.

Das Zimmer war jetzt eigentlich ſchon voll, aber es kamen noch ſieben Perſonen, nämlich:

1. Girlinger, der ſich überaus ſchüchtern und mit der ganzen Rat-

losigkeit eines ſtark kurzſichtigen Menſchen benahm, dem die Brille angelaufen iſt. Die Zigarren hatte er mitgebracht;

2. Stöſſel, der diskret den Korpsſtudenten zu markieren bemüht war und übrigens etwas blaſiert ausſah. Mit ihm

3. Fräulein Grete Gramm, genannt das alliterierende Mädchen, eine etwas üppige Blondine, phlegmatiſch, aber unendlich verliebt. Übrigens eine „Bürgerstochter";

4. Wippert, der jetzt einen ſehr ſchönen dichten Schnurrbart hatte und nicht ganz geſchickt den ungezwungenen Weltmann ſpielte. Mit ihm

5. Fräulein Klara Winkler, ein ſehr lebhaftes rotblondes Ding, das draußen am Carolatheater Choriſtin war und den braven Wippert ein bißchen tyranniſierte;

6. Barmann, der immer noch wie ein Knabe ausſah, obwohl er eine Menge Schmiſſe auf der linken Backe hatte und ungemein ſelbſtbewußt auftrat. Dieſer mit

7. Fräulein Anna Obersdorfer. Das war eine ſehr kleine, flinke Perſon mit großen lebhaften ſchwarzen Augen und braunen, lockigen Haaren, die die Stirn ganz verdeckten. Sie hatte etwas Spätzinnenhaftes in ihrer hupfigen Hurtigkeit. Auch „Bürgerstochter", aber ſchon eigentlich nicht mehr ganz.

Die elf Perſonen wurden folgendermaßen placiert:

Sofa, linke Lehne: Stöſſel. Rechte Lehne: Barmann. Neben Stöſſel das alliterierende Mädchen. Neben Barmann die kleine Anna. Mittelplatz: Der kleine Auguſt mit Hulda.

Dem Sofa gegenüber, auf Stilpes Koffer (einſt war er, mit Schmetterlingen angefüllt, in Südamerika geweſen), Wippert und die rote Klara.

An der linken Schmalſeite des Tiſches Girlinger, an der rechten Stilpe.

Herr Lehmann ſtand, gelehnt an ſein Cellogehäuſe, zwiſchen Tiſch und Alkoventür.

* * *

Wenn vier Leipzigerinnen mit ſechs jungen Männern und einem alten Herrn von der Art des kleinen Auguſt zuſammen ſind, ſo geht es nicht leiſe zu, ſondern ſehr ſchnabellaut, wie in einem Spatzenſchwarm, der ſich auf einem vollen Kirſchbaume niedergelaſſen hat. Als ob ſie vier Wochen in ein Trappiſtenkloſter eingeſperrt geweſen wären, ſchwatzten die Mädchen, und die Zenakliers taten das gleiche. Aber der Quetſchdiskant des kleinen Auguſt dominierte deutlich. Allen Mädchen gleichzeitig galante Komplimente zu ſagen, aber zugleich die jungen Herren mit Grobheiten zu regalieren, ſchien ſein Programm zu ſein. Die anderen ſpielten nur ihr Inſtrument, er, der Kapellmeiſter, beherrſchte die Partitur. Es war wirklich eine Leiſtung. Girlinger, neben Herrn Lehmann der einzig Schweigende, duckte ſich unwillkürlich etwas in dieſem Geſtöber von Worten.

Da erhob ſich Stilpe mit der gelaſſenen Eleganz eines Hofmarſchalls und ſprach:

— „Mädchen und Freunde! Der Wohllaut eurer Stimmen iſt lieblich, und ich möchte ihm gern noch ſtundenlang lauſchen. Aber die Pflicht hebt ihren ernſten Zeigefinger. Wir haben heute eine Sache von Wucht und Wichtigkeit vor; laßt uns ſogleich daran gehen! Es gilt, dieſen Herrn (treten Sie vor, Novize!), der ſich in den niederen Probegraden nicht ganz übel benommen hat, nun endlich und formell zu entlehmannen. Seht ihn euch noch einmal prüfend an und laßt euch nicht den Blick durch dieſe Flaſchen und Viktualien trüben, indem ihr euch die Frage vorlegt: Darf er der Schwelle bittend nahen?“

— „Er darf!“ riefen die drei dumpf.

— „Aber natürlich!“ ſagte die kleine Anna. „Warum ſoll er denn nicht dürfen? ’s is ja ’n ganz netter Herr!“

— „Colline, bind deiner Göttin das Gehege der Zähne zuſammen; ſie macht den Novizen eitel. Wir aber wollen beginnen!

— Novize! Beherrſchen Sie die glänzenden Verſe, in denen Sie zu uns zu reden haben?“

Herr Lehmann verbeugte ſich und ſagte: „Ja!“

— „Novize! Schwören Sie, demütig und ohne Murren alles zu vernehmen, was man Ihnen jetzt ſagen wird?“

Herr Lehmann verbeugte ſich und ſagte: „Ja!“

— „Novize! Fangen Sie an!“

Herr Lehmann trat einen Schritt vor, legte beide Hände kreuzweis über die Bruſt, machte in dieſer türkiſchen Haltung eine ganz tiefe Verbeugung, ließ dann die Hände an den Seiten herabſinken und deklamierte, wirklich nicht übel, was folgt:

Wie Runkelrübenzuckernachgeſchmack
Liegt mir im Innern ſchlammig ſchwappelig
Ein ekelhaftes je ne ſais quoi.
O welch ein Bandwurm quält mich Unglückswurm?

Ich frug herum in manchem braven Haus,
Des Fenſter aus beſtrichenem Glaſe ſind
Und deſſen Hausflur rot beleuchtet iſt,
Ich . . .

Da rief die kleine Anna: „Schämen Sie ſich, Herr Lehmann!“

Stilpe war empört:

— „Colline! Wenn dein Ideal nicht den Schnabel hält, mußt du die Bowle . . . Aber ich will nicht vorgreifen. Weiter, Novize!“

Herr Lehmann fuhr fort:

Ich fragte manche blonde Pythia
(Auch manche braune, wie es grade kam):

„Setz' auf den Dreifuß dich und ſage mir:
Wie heißt der Bandwurm, der mich ſo zerſtört?"

Doch da kein Dreifuß gegenwärtig war,
Ward kein Orakel mir. Ich zahlt' und ging.

Barmann mußte, während Herr Lehmann eine Pauſe machte, der kleinen Anna eine Serviette um den Mund binden. Aber der kleine Auguſt war außer ſich vor Vergnügen, und er ſchrie: „Er zahlte und ging! Hehehe! Warum war auch kein Dreifuß gegenwärtig!? Hulda! Warum?"

Stilpe machte: „Pſt!"

Herr Lehmann fuhr fort:

Da fuhr aus grauer Wolke breit und ſchräg
Ein Balken Licht in mein gequältes Herz,
Und eine linde Stimme ſprach: „Kamel!
Zu viel des Leders fraßeſt du, darum
Biſt du ſo ledern ſelber ganz und gar —:
Geh hin, purgiere dich des Pergaments,
Stoß aus den Wuſt von Chi und Phi und Pſi
Und zähle fürder keine Kommas mehr
In alten Schwarten, denn ich ſage dir,
Das iſt der Wurm, der dich zum Wurme macht."

Und ich purgierte mich. Das Seminar
Mied ich wie böſer Gaſe üblen Stank
Und wälzte keine Folianten mehr
Und lauſchte nicht mehr mit gedehntem Ohr
Dem Oberkommazähler, und ich ward
Beinah ein Menſch.

So ſteh ich hier am Tor
Und klopfe mit gekrümmtem Finger an:
Laßt mich, nicht in den Tempel, ſag' ich, oh,
Nein laßt mich in den Vorhof bloß hinein,
Daß, ein beſcheidner Wandler, rund herum
Um des Zenakels wunderbaren Bau
Ich leiſe ſchreiten darf und hie und da

Hinlegen auf der Schwelle Marmorweiß
Ein kleines Opfer der Ergebenheit.

Herr Lehmann ſchwieg und machte wieder eine ganz tiefe Verbeugung.

Stilpe erhob ſich mit Prieſterwürde und ſkandierte:

Die ihr Adepten ſeid, ſprecht euern Doppelvers:

Und Barmann brummte:

Ein ſehr verwegener Knabe, in der Tat!
Weinreben nehmt und ſchlagt ihn auf den Steiß!

Herr Lehmann erſchrak und trat einen Schritt zurück. (Denn er hielt alles für möglich.)

Wippert aber rief:

Legt mir den Jüngling in ein Lexikon
Als Leſezeichen, klappt das Buch dann zu!

Herr Lehmann ſchüttelte betroffen das Haupt.

Und Stöſſel in Ä-bäh-Tone:

Es müfft der Menſch. Er riecht nach Waſſerfleck.
Desinfiziert ihn mir mit Bibergeil!

Herr Lehmann wollte beinahe ärgerlich werden, er erhob ſchon die Arme. Aber Stilpe ſah ihn durchdringend und zornig an.

Dann ſprach er ſelbſt:

Zu ſtrenge ſeid ihr, und ich tadle euch.
Seht ihr die Flaſchen nicht, das Roaſtbeef nicht?
Oh, lenkt von dieſer bangen Menſchlichkeit
Den ſtrengen Blick zu dieſem Kaviar
Und ſeht der Sprotten goldne Enge an,
Der Flundern breite Liebenswürdigkeit,
Und ach, den Rollmops, wie er zärtlich blinkt
Im Zwiebelkranze, pfeffereingekörnt.
Seid milde, milde, milde, ſag' ich euch,
Wie dieſer Thunfiſch, der im Öle ſchwimmt,
Denn wiſſet, was in Silber rundlich hier

Priapiſch leuchtet, iſt kein leerer Wahn,
Nein: Echt Straßburger Gänſeleberwurſt!

Und alſo ſag' ich: Wer kein Unmenſch iſt,
Entlehmannt dieſen Lehmann, und mein Wort
Heißt: Heil Barbemuche, tritt in den Vorhof ein
Und nimm aus deiner Weſtentaſche das Rezept,
Wie man die Bowle, die Immanuel
Der große Kant erfunden, weislich miſcht!

Bei dieſen Worten erhoben ſich die drei Zenakliers mit ihren drei Mädchen und riefen ſelbſechſt ſehr laut und ſtürmiſch:

„Es lebe Barbemuche! Er mache die Bowle!
Heil! Hurra! Landerirette!"

Der kleine Auguſt aber ſchrie: „Komm Se her, Herr Barbemuche, gäm Se mir 'n Kuß! Nee, warten Se 'mal, lieber nich! Gäm Se Huldan 'n Kuß! Und Hulda gibt mir 'n wieder, wenn Stilpe niſcht drwider hat."

Und jetzt ging's los. Stilpe ſang mit ſeiner grauſamen Stimme das Lied von der Königsberger Bowle:

Braun, braun, braun,
Braun iſt die Bowle, wie was?
Wie was? Wie was?
Ach, Kinder, ſeid moraliſch,
Die Bowle, die iſt naß,
Die Bowle, die iſt naß.

— „Heda," rief Wippert, „die Mädchen beengen uns. Sie ſollen hinter den Stühlen ſtehen und uns bedienen. Wir ſind die Herren mit dem Peitſchenſtiel!"

— „Du biſt wohl verrückt," rief ſeine rote Klara, „wie er ſich mauſig macht!"

— „Nein, er hat recht!" ſchrie der kleine Auguſt. „Alle Mädchen raus! Raus! Mädchen ſind gut, aber erſt trinken! Dann könn ſe wieder rein! Zu enge! Zu enge!"

Er hatte ſchon fünf Glas getrunken.

Stilpe ſchlichtete das Problem ſalomoniſch:

— „Es iſt zu enge, das iſt klar. Aber die Mädchen in den Alkoven zu ſperren, wäre grauſam und gefährlich. Ich ſchlage dies Arrangement vor: Barbemuche und mein Freund Girlinger ſchieben dieſen köſtlich beladenen Tiſch in die Ecke, und wir legen uns in den Lichtkreis dieſer Petroleumampel auf die Erde. Hulda, hol' die Kiſſen rein! So wollen wir ſchlemmen und ſchlampampen nach griechiſcher Art, lang liegend wie Schläuche, immer ein männlicher neben einem weiblichen."

— „Ja, liegen, liegen!" rief der kleine Auguſt. „Hulda, kennſte Hamletn?"

Und ſie lagerten ſich griechiſch, wie Schläuche.

Das alliterierende Mädchen nahm ſich beſonders gut aus.

— „Sie ſind das ſchönſte Kanapee im Möbelmagazine des Herrn," ſagte der kleine Auguſt.

Herr Lehmann mußte anſtatt eines Mädchens ſein Cello neben ſich legen und die wichtigſten Reden, zumal, wenn ſie rhythmiſch wurden, mit leiſem Saitenrupfen begleiten.

Es entwickelte ſich ein unbeſchreiblicher Lärm, zumal dann, als die Delikateſſen, von denen Stilpe übrigens einige beiſeite gebracht hatte, aufgezehrt waren und die Henry-Clays dampften.

Der kleine Auguſt wälzte ſich von Mädchen zu Mädchen und ächzte nur noch, wenn er nicht trank. Ächzend entwarf er verführeriſche Schilderungen ſeines Schlafrockes, den ihm Richard Wagner geſchenkt haben ſollte: — „Beſucht mich doch 'mal, Kinder, mein Schlafrock iſt aus Seide, hehe, ſo mollig, und meine Badewanne iſt auch nicht aus Pappe, nee!"

Wenn aber jemand zur Unzeit lachte, wurde er ungeheuer wild und brüllte Schimpfworte der unerhörteſten Art. Manchmal ſang

er auch Melodien aus ſeinen vielen ungeſchriebenen Opern, die alle höchſt erotiſcher Natur waren und im Oriente ſpielten.

— „Hehe, was hat der Meiſter geſagt? Gott ſei Dank, hat er geſagt, daß der kleine Auguſt ſäuft, ſonſt müßten wir uns einpacken laſſen."

— „Und deshalb ſäufſt du ja bloß, Auguſt," ſagte Stilpe. „Er ſäuft aus Liebe zu Wagner, weil er den nicht umbringen will. Es lebe Auguſt der Großmütige!"

— „Halt's Maul, Stilpe," ächzte Auguſt, „du biſt die frechſte Canaille, die ich kenne, aber ich liebe dich, ich liebe alle frechen Canaillen. Hulda, klopf' mir den Buckel ab!"

* * *

Es dauerte nicht lange, und alle waren betrunken, ſogar Girlinger, der ſich abwechſelnd einen Rabuliſten nannte und provenzaliſche Minnelieder ſang.

Barmann hielt Volksreden, wobei er fortwährend wiederholte, nicht Bebel ſei Präſident, ſondern Bismarck.

Auch der kleine Auguſt ſchrie, daß er Bismarck liebte, nur wäre es ſchade, daß er kein Sachſe wäre.

Wippert lag ſehr lange auf den Knien und küßte der roten Klara die Schuhe. Dazu ſang er:

Lang, lang iſt's her.

Stöffel entwickelte Ideen über das Salondrama, das nur geflüſtert werden dürfte, und wobei man, wie jetzt Operngucker, Hörrohre im Theater verleihen würde.

— „Das Flüſtertheater iſt das Theater der modernen Nerven, das Theater der intimſten Seelendüfte. Seelengeſäuſel! Wolluſtgewiſper! Sanft! Ganz ſanft! Hauch!"

Und er flüſterte ſelber nur noch ſo leiſe, daß ihn kein Menſch mehr verſtand.

Aus reiner Opposition stellte Stilpe das Ideal eines „Schmettertheaters" auf.

— „Nur noch Verse, lang hinhallende Verse wie Fanfaren, Posaunenstöße, die wie lange Donner machtvoll ausrollen. Z. B. so, und er brüllte mit voller Lungenkraft:

Ein Meer von Bowle, dir, Natur, gebracht, in langen, langen Zügen, ohhh!

Sonst sprach man mehr von unliterarischen Dingen, und Stilpe stellte sogar die Behauptung auf, es sei eine Schande, an Literatur auch nur zu denken, solange der Magen noch gesund sei.

— „Nur Magenkranke dichten. Wer gesund ist, säuft. Und das ist der Grund unsres Saufens. Wir saufen, um auf dem Umwege über eine Magenkrankheit einmal Dichter werden zu können."

Unendlich oft sank man sich in die Arme, zumal, als die Mädchen eingeschlafen waren. Die dicke Grete hatte sich mit Hulda direkt ins Bett gelegt, und die kleine Anna glaubte offenbar, sie wäre zu Hause, denn sie zog sich bis aufs Hemd aus und legte sich aufs Sofa. Herr Lehmann durfte ihr ein Schlummerlied auf dem Cello geigen, und sie küßte ihn dafür recht herzlich, wenn auch im Schlafe. Die rote Klara hatte sich nur die Haare aufgemacht und lag dem kleinen August im Schoße, der aber keinen Sinn mehr dafür hatte und ein paarmal rief: „Nehmt doch die Apfelsine weg!"

* * *

Früh um drei schlief alles. Nur Stilpe stieg zwischen den Schlafenden hin und her und trank die Bowle leer. — Die Betrunkenheit hob und senkte sich in ihm. Ihm war, als führe ihn etwas im Kreise herum. Zuweilen lallte er:

„Wie dieser Lehmann schnarcht!

Dieser Idiot ist ganz selig. Warum? Er hat seine Kniegeige.

Und dieser lasterhafte Greis! Glücklich ist der Halunke. Warum? Er glaubt an Richard Wagner.

Und dieſe lieben Knaben, eingeſchloſſen Girlinger. Unbeſchreiblich zufriedene Burſchen! Warum? Sie haben ihre Frauenzimmer oder ihren Zylinder.

Dahingegen ich!

Ich muß über ihre ſchnarchenden Leichen ſteigen und kann nicht ſchlafen.

Ach, was bin ich elend! Ach! Ach! Ach! Heulen! Heulen!

Warum iſt mir ſo übel? Warum geht alles in mir auseinander?

Die Schulden! Die Schulden! Überall Schulden! Und, äh, ich weiß nicht recht, verlohnt ſich denn das alles? Ich . . . rutſche ja . . . ich . . . rutſche ja . . ."

Plötzlich gab er Girlingern einen Stoß mit dem Fuße.

Girlinger lallte: „Drück' mich nicht ſo, Johanna!"

Stilpen erfaßte ein wütender Zorn: „Alſo auch dieſer Hering ſeufzt!" Und er ſtieß ihn noch einmal: „Girlinger!"

— „Was denn?"

— „Was hältſt du eigentlich von mir! He? Nicht wahr, ich bin ein Lump und kuhdumm!?"

— „Verſumpft, ganz verſumpft, total."

— „So, ſo? Reizend? Haſt du gar keinen Reſpekt vor mir mehr? Wie?"

— „Laß mich ſchlafen, ich muß ſchlafen. Die Zigarren ſind ſehr teuer."

— „Ob du mich für dumm hältſt!"

— „Ja, ja doch, meinetwegen, du biſt ja natürlich dumm. Das ewige Saufen . . . du mußt ja verblöden. Und außerdem . . . geſchmacklos . . . Ah . . . Ich muß ſchlafen."

„Natürlich: dumm! . . . Ja, ja, das Saufen! . . . Geſchmacklos . . . Freilich . . . Blöde . . . Hm . . . Mir iſt ſelber ſo . . . Äh, wie die Mädchen ſchnarchen . . ."

Er ſtellte ſich vor die kleine Anna hin: „Wie rund ſie iſt. Hm.

Feſt. Warm. Und ich ſtehe da wie ein Klotz. Ich . . . ich . . . habe nicht 'mal mehr Luſt an dem. Ich . . . Gott! Gott! . . ."

Er ſah ſich ſcheu um und fuhr ihr mit der Hand über die Bruſt, aber wie angeekelt zog er die Hand ſchnell zurück.

Plötzlich warf er ſich mitten ins Zimmer.

— „Ein Sauleben! Ein Sauleben! Alles hin! Alles leer! Fertig! Fertig! Jetzt ſchon fertig! . . ."

Er lachte laut auf und trank den Reſt der Bowle aus dem Löffel.

— „Und was für eine Art Beſoffenheit das iſt. Ich werde jetzt moraliſch, wenn ich bezecht bin. Köſtlich! Über alle Begriffe köſtlich! Das iſt der Finger Gottes! Ich ſoll in mich gehen! Ein ausgezeichneter Fingerwink! Eine ſublime Ironie!:

Halt ein mit dem Suff, ſonſt kriegſt du die Moral!

Man kann nicht deutlicher ſein. O ja, es gibt eine Vorſehung, meine Herrſchaften!

Äh, pfui Teufel."

Viertes Kapitel

Eine kalte Märznacht; Regen, Wind und zerfetzt jagende Wolken. Das Theater iſt aus. Karl Häuſſer aus München hat den Falſtaff gegeben, und trotz des abſcheulichen Wetters iſt es den Leuten, die aus dem Theater kommen, behaglich zumute. Auch Girlinger iſt darunter. Eben ſpannt er den Regenſchirm auf, um ſeinen Zylinder und den neuen langen engliſchen Überzieher zu ſchützen, da tritt Stilpe an ihn heran. Er hat keinen Überzieher, und ſtatt der gelben Mütze ſitzt ihm ein alter Schlapphut auf dem Kopfe. Seine Hoſen ſind unten ausgefranſt, ſeine Stiefel zerriſſen, ſtatt Kragen und Schlips trägt er ein wollenes Halstuch.

Girlinger erſchrickt, wie er ihn ſieht, und macht eine Bewegung, als wolle er davon.

— „Aber es iſt ja dunkel, Herr Referendar! Du wirſt dich nicht kompromittieren, und ich werde dich nicht einmal anpumpen, denn die zwei Mark, die du mir ſpenden würdeſt, helfen mir nichts. Aber reden möcht' ich 'n bißchen mit dir. Mir iſt, als hätten wir uns eine gute Weile nicht geſehen."

— „Ich wußte nicht, daß du noch hier biſt. Ich glaubte . . ."

— „Was glaubteſt du? Geniere dich nicht!"

— „Nun, ich dachte, du wäreſt vielleicht . . ."

— „Nach Amerika? Oder zur Schutztruppe?"

— „Ich meinte, du wäreſt fort."

— „Fort! Sehr gut! Aber ſiehe, noch iſt er da! Ja: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wenn du kein Reiſegeld haſt, mein Sohn . . . Wo gehſt du hin?"

— „Nach Hauſe."

— „Ah ſo! Nach Hauſe. Das klingt ungemein nett. Sag' mal, du haſt doch einen Hausſchlüſſel?"

— „Gewiß."

— „Schön. Den kannſt du mir wohl ein paar Viertelſtunden ſchenken?"

— „Eigentlich habe ich keine Zeit, da ich morgen Sitzung habe und mich noch etwas in den Akten umſehen muß."

— „Sitzung! Akten! Nein, daß ich mit ſolchen Würdenträgern umgehen darf! Wenn Leipzig ruſſiſch wäre, wärſt du ſicher ſchon Beamter der achten Rangklaſſe."

— „Ja, wenn du mich verhöhnen willſt . . ."

— „Nein, Girlinger, wirklich nicht. Nee. Ich bin ſo matſch... Weißt du, meine Stiefeln haben nur nominell Sohlen, und Abendbrot hab' ich auch nicht gegeſſen. Da ſollte ich höhnen? Nein, ich höhne nicht."

— „Aber Menſch, wovon lebſt du eigentlich!"

— „Sei unbeſorgt, Louis bin ich nicht, obwohl ... na, gleichviel. Du warſt im Theater?"

— „Ja."

— „Ich auch."

— „Wie? Obwohl du kein Geld zum Abendbrot ..."

— „Ja, die Kunſt, mein Lieber! Die Kunſt! Ich bin nämlich Aushilfsſtatiſt. Haſt du mich nicht bemerkt? Gelbe Schlappſtiefel und einen grünen Buſch. Ho! Wenn nur die Wämſer nicht ſo ſtänken ... Aber, was: Der Häuſſer, das iſt ein Kerl! Wie? Es iſt gemein von Heinrich, dieſen Falſtaff am Schluſſe ſo zu behandeln ... man könnte heulen! Überhaupt das ganze Stück wird zur Tragödie durch dieſen Schluß. Und dieſe Parkett- und Galeriewanzen fühlen das gar nicht. Oder etwa du? O nein! Welch eine Genugtuung, daß das fette Laſter ſein Teil kriegt. Widerlich. Auch Shakeſpeare war ein kluger Herr und verſtand das Geſchäft wie Ludwig Fulda. Äh! Mich hat's gejuckt, laut aufzuſchreien und dieſem grünen Tugendprotz von Heinrich meine Schlappſtiefel an den Kopf zu werfen."

— „Ein angenehmer Effekt."

— „Ja, aber er hätte mich meine künſtleriſche Poſition gekoſtet. Nein, ich darf Shakeſpeare keine Gemeinheit vorwerfen. Ich bin auch ein rechnendes Schwein. Mangelnde Abendbrote demoraliſieren."

Girlinger fing an, einen pſychologiſchen Biſſen zu ahnen. Es mußte wohl intereſſant ſein, das Problem der Verlumptheit an einem konkreten und dabei einigermaßen vertrauten Fall zu ſtudieren. Er liebte ſolche Studien, wenn ſie bequem gemacht werden konnten. Alſo lud er Stilpe ein, mit ihm in ein Lokal zu gehen und Abendbrot zu eſſen.

Stilpe nahm dieſe Einladung mit Lebhaftigkeit an:

— „Menſch, wie ſchön ſind deine Gedanken! Und ich hielt dich

keines Schwungs für fähig! Verzeihe mir! Aber du mußt das Lokal mich bestimmen lassen. Nur ist es schwer, denn dein Zylinder paßt nicht in meine Milieus . . . Aber es geht schon. Die Gosenstube in der Klostergasse ist ein Rahmen, der für dich und mich paßt. Auch gibt es dort wunderbare Sooleier und einen Nordhäuser, der die Seele mit feurigem Besen fegt. Du hast das ja nicht nötig; deine Seele ist rein; dafür kannst du dich ja an die milde Gose halten. Ich aber werde mich auf deine Kosten gewaltig ausfegen."

Sie gingen in die Gosenstube und fanden einen leeren Tisch. Stilpe aß mit Heißhunger und sehr viel, die Gose aber benutzte er nur als Vorwand für eine große Anzahl von Nordhäusern, die er mit „Kutscherschwung" zu sich nahm, wobei es stets den Anschein hatte, als wolle er das Glas mit verschlingen.

Im Lichte der Gasflammen sah Girlinger, wie ihm die letzten drei Jahre zugesetzt hatten. Das unrasierte Gesicht fahl und aufgedunsen, die Lippen bläulich, die Augen scheinbar kleiner geworden und sehr unstät. Eine zuckende Unruhe im ganzen Wesen, zumal in der Bewegung der Hände etwas ziellos Fahriges. Aber der Nordhäuser schien zu beruhigen. Zuletzt bekam Stilpe sogar seinen alten Zug von souveräner Ironie und die gewisse, etwas zu deutlich markierte vornehme Lässigkeit der Gesten. Zumal den Rauch der Zigarre blies er ganz wie früher so grandios und dabei mit Genußmiene von sich. Auch seinen alten Stil gab ihm der Nordhäuser ungefähr wieder.

— „Ja, mein Teurer, bis auf diese etwas kleckerige Bank da habe ich mich glücklich hinabavanciert, seitdem diese lieblichen Idioten mit den gelben Mützen mich hinausgetan haben. Wie heißt es doch: c. i., das ist cum infamia. Nun ja, eine reizende Phrase. Ich hätte die ganze Sache mehr von diesem ästhetischen Standpunkte ansehen sollen. Und wie nett das eigentlich war, ich meine,

wie gut es dieſes brave Schickſal eigentlich gedeichſelt hat, wie mütterlich vorbereitend. Erſt dieſe Jünglinge mit ihrem Mikrokosmos von Bierjudikatur, und drei Monate ſpäter dieſer Makrokosmos des Senats der freundlichen Alma mater. Nochmal c. i. So ſind die Naturgeſetze. Du verſtehſt mich doch?"

— „Ja, aber ſag 'mal: haſt du denn wirklich? . . ."

— „In der Tat: ich habe wirklich."

— „Aber Menſch, du mußteſt doch bedenken . . ."

— „Was mußte ich bedenken? Daß die Kaſſe der gelben Mützen nicht meine Kaſſe war? In der Tat! Dieſer Umſtand war mir nicht verborgen. Aber ad 1: eine andre Kaſſe hatt' ich leider nicht und ad 2 ſchwang mich die Wiege der Zuverſicht, das biedere Zenakel, inkluſive die beiden kapitalkräftigen Barbemuches, würden mich momento quo (das iſt mein Privatlatein) nicht in der Galläpfelſauce ſitzen laſſen. Ein falſches Kalkul, mein Holder, und wenn du ein bißchen in der Weltgeſchichte blätterſt, wirſt du die Erfahrung machen, daß ſo was ſchon manchmal mehr als eine gelbe Mütze und eine Matrikel gekoſtet hat. Übrigens wäre ich wirklich beinahe der honorigen Studentenſchaft erhalten geblieben. Aber nicht immer vermögen die Unterröcke zu retten, was die Hoſen verſehen haben."

— „Das verſtehe ich nicht."

— „Tröſte dich; ich werde es dir gleich erzählen. Erinnerſt du dich an meine erſte Liebe?"

— „Welche?"

— „Die chronologiſch erſte . . . Ich habe es dir wie jedem andern damals unfehlbar erzählt. Joſephine hieß ſie."

— „Ach ſo, die, wo du erſt acht Jahre alt warſt, in dem Dresdener Inſtitut?"

— „Präzis die. Joſephine. Buſchkleppern ſeine. Dieſer Engel hat mich retten wollen. Es iſt zweifellos rührend."

— „Aber wieſo denn?"

— „Sehr einfach. Du erinnerſt dich, wie ich euch damals die ganze Sache klar machte. Nicht wahr? Ich ſprach doch wie Cicero und Catilina in einer Perſon. Es war einer meiner Höhepunkte. Ein paar Anakoluthe hab' ich noch in der Erinnerung. Nun, ihr wart mit Talg gepanzert. Es rollte alles ruhig ab. Beſonders du warſt ein großes Achſelzucken. Hehe, famos haſt du das gemacht, mein Liebling! Proſt! Dafür ſollſt du heute noch viele Nordhäuſer bezahlen. Alſo ſchön. Ich raſte ab. Du mußt dich daran erinnern. Ich habe in meinem Leben das Wort Schweinehunde nie wieder ſo ſchön tremoliert. Und überdies warf ich dir ja ein Bierſeidel an den Bauch. Nicht wahr, du erinnerſt dich deutlich?"

— „Ja, du warſt noch unflätiger als ſonſt."

— „Das iſt mir lieb, zu hören. Aber ſela! Als ich draußen war, ſagte ich mir: So, die Sache iſt nun fix; wo tröſt' ich meine Seele? Und da beſuchte ich denn, aber du darfſt nicht rot werden, Referendar, jene Hausbeſitzerin, von der wir manchmal geſungen haben:

Warum iſt deine Laterne wie Blut ſo rot, Amalie?

Du haſt das ſehr ſchön ſingen können, mein Engel, und oft habe ich dich im Scheine dieſer Laterne ſtehen ſehen, überglüht wie von der Morgenröte. So magiſch wirſt du nie wieder ausſehen, nie! Und darum proſt und ſela! Apropos: du biſt doch verlobt?"

— „Das gehört wohl nicht hierher."

— „Nein, es fiel mir in dieſem Zuſammenhange bloß ſo ein. Weißt du, mir fällt immer das Ungehörige ein, hehe. Übrigens fange ich an, in Stimmung zu kommen, und da rutſchen mir immer die Gedanken aus. Wart' mal, wovon ſprach ich doch? Richtig: von deiner Braut! Iſt ſie wieder geſund?"

— „Sei nicht albern. Du ſprachſt von dem Hauſe dieſer alten Bettel, dieſer Amalie."

— „A—ma—li—eh! Richtig! Und, daß ich damals hinging, wie ihr mich verſtoßen hattet. Richtig! Ich bin im Gleiſe wie die Pferdebahn. Nun geradeaus! Hüh! Brr! Ulrichsgaſſe! Alles ausſteigen! Ah! Was gibt's Neues, Mutter der Houris? Wa—as? Wer iſt denn das da? Ruhe! Na ja, is gut . . ."

— „Menſch, du phantaſierſt ja."

— „Roll mir ein paar Sooleier her, und ich ſteige auf die Erde."

Er aß ein paar Sooleier und kam zu ſich.

— „Alſo denke dir: ich gehe mit einem Mädchen hinauf und unterhalte mich mit ihr. Sie gefiel mir nicht etwa. Nein, ſie gefiel mir gar nicht. Sie war ſo, ich weiß nicht, ſo fatal dürr und, ja, gläſern. Sie hatte entſchieden grüne Augen und unendlich viel Sommerſproſſen. Aber um den Mund rum hatte ſie ſo was Verächtliches, als ob er ſchon oft vor Ekel ausgeſpuckt hätte. Weißt du, wer ſo einen Mund gehabt hat? Unſer alter Freund Börne.

Alſo, ſie ſetzt ſich aufs Bett und ſagt: ‚Na?'

— ‚Hm,' ſag' ich, ‚ſchenken wir uns das!'

Sie guckt mich groß an.

— ‚Weißt du was,' ſage ich, ‚du kannſt mir dafür deine erſte Liebe erzählen.'

— ‚Ich?' ſagte ſie, ‚ich habe gar keine erſte Liebe gehabt. Gerade, wie's anfing, war's aus!'

— ‚Nee,' ſage ich, ‚ſo was! Das mußt du mir nun gerade erzählen.'

Sie wollte durchaus nicht, aber ich hatte die Gabe der Eindringlichkeit, weißt du, mit ein bißchen Schauſpielerei und ein bißchen Gefühl neben dran. Denn ich war ja immer gefühlvoll neben dran, hehe. Und ſo erzählt ſie mir denn . . . aber das war wirklich . . . hol mich der Teufel noch einmal! . . . ich dachte, ich wäre endlich wieder 'mal betrunken . . . ja, denke dir: ſie erzählt mir meine

Geſchichte von damals! Ganz genau! Unterm Katheder und dann im Garten!

Ich kriegte direkt Angſt. Ich packte ſie an den Handgelenken und ſah ſie ſo fürchterlich an, daß ſie aufſchrie. Und da nannte ich ihren Namen, den richtigen, und dann meinen.

Nordhäuſer! Nordhäuſer!"

Er war ganz aufgeregt.

— „Wie ſie mich da anſah! Die grünen Augen wurden tiefblau und ſtrahlig. Und mit einem Male lag ſie mir am Halſe und heulte, daß ich denke, ſie läuft aus. Und ſtammelt und ſtottert und klappert mit den Zähnen. Herrgott! In meinem Leben habe ich ein fremdes Leben nie wieder ſo gefühlt. Mir war's, als hätte ich ihr Herz leibhaftig und blutend und ſtoßend in meiner Hand, und es rönne mir über die Finger.

— Du Windelband! Glotze geſcheiter. Hehe! Dieſer Referendar iſt ergriffen!"

Er lehnte ſich zurück und blies den Zigarrenrauch lachend von ſich.

— „Komiſch! Furchtbar komiſch! Was? Das Leben iſt talentvoll. Es macht die ſchwierigſten Sachen ohne allen Apparat. Schmeißt da zwei Zerſchmiſſene aufeinander und ſagt: Da habt ihr euch!"

Er ſah Girlinger blinzelnd an:

— „Nicht wahr, die Geſchichte iſt ein paar Nordhäuſer mit Sooleiern wert? Aber mir wird ſie langweilig. Was kam auch noch? Ich hatte das Stichwort und goß nun meine Geſchichte von mir: So, na und dann biſt du alſo gefälligſt bald dorthin gekommen, wo du jetzt biſt, mein teures Mädchen; bon! Des Herrn Wege ſind unerforſchlich, und: wer weiß, wozu es gut iſt, ſagt der Chriſt. Ich aber . . . Ach, ich mag nicht mehr erzählen! Kurz und gut, wie ſie erfuhr, was mir bevorſtand, wollte ſie das Geld aufbringen. Viel Geſuche in allen Kaſten, dann Geſchrei und

Gebettel bei Madame Amalie . . . Satis ſuperque, es langte nicht."

Die beiden ſchwiegen eine Weile.

Dann Girlinger: „Und, was haſt du dann eigentlich getrieben?"

— „Ich? Getrieben? Welch ein Tropus! Ich habe mich treiben laſſen. Ach ſo, du willſt wiſſen, was ich ‚geweſen' bin? Höh! Reichskanzler nicht!"

— „Haben denn deine Eltern . . .?"

— „Ich habe eine Schmetterlingsſammlung geerbt. Es waren ein paar reizende Kerle darunter. Das andre hat beinahe für die Schulden gelangt."

— „Warum biſt du nicht unter die Journaliſten . . ."

— „Du ſiehſt doch, daß ich noch unter die Journaliſten gegangen bin."

— „Aber, Menſch, du haſt doch Talent!"

— „Aber das Leben hat noch mehr, wie ich mir ſchon einmal zu bemerken erlaubte. Übrigens, mein Sohn, irrſt du dich, wenn du denkſt, ich bin unter den Rädern. Ich bin bloß zwiſchen dem Roßmiſt. Du brauchſt mir nur das Reiſegeld nach Berlin zu leihen, und ich ſtürze Herrn Bleibtreu. Oh, es kommt ſchon noch die Zeit, wo ihr mit einigem Stolze ſagen werdet: ‚Den berühmten Stilpe kenn' ich! Das iſt ein Freund von mir.'

Deinen Nordhäuſern von heute wirſt du es zu verdanken haben, wenn ich dich dann nicht verleugne."

Viertes Buch
Ecce poeta

Reich' mir einen Lorbeerkranz, Schickſal,
oder aber
einen Bund voll Haber.
Aus Stilpes zerſtreuten Weisheiten.

Erſtes Kapitel

Ein junger Lyriker und ein noch jüngerer Dramatiker ſaßen im Café Kaiſerhof in Berlin und erörterten die Zukunft der deutſchen Literatur. Da ging ein Herr an ihrem Tiſch vorüber, und der Lyriker hielt mitten in der Bemerkung, daß erſt nach völliger Austilgung der Tagespreſſe wieder an eine anſtändige Literatur zu denken ſei, inne, um dieſen Herrn, der ſehr elegant gekleidet war und ein etwas blaſiertes Weſen zur Schau trug, mit tiefer Verbeugung zu begrüßen. Der Herr, an dem eine Fülle ſchwarzer, weit in die Stirn gekämmter Haare und ein Klemmer mit ſehr breitem ſchwarzem Bande beſonders auffiel, ſagte mit einem ſchiefen Lächeln: „Nächſte Woche kommen Sie dran! Die freien Rhythmen habe ich ſchon klein gehackt. Man tut, was man kann."

Der Lyriker machte noch eine Verbeugung und wollte etwas ſagen, aber da war der Herr mit dem ſchwarzen Klemmerbande ſchon weiter gegangen. An einem Ecktiſch, wo der Kellner bereits den Abſinth filterte, ließ er ſich nieder.

— „Wer war denn das?" fragte eifrig der Dramatiker.

— „Kennſt du denn den nicht!" antwortete erſtaunt der Lyriker: „Stilpe!"

— „Was? Den Kerl grüßt du? Dem ſchickſt du deine Bücher? Das iſt ja der infamſte Hund, der je kritiſch gebellt hat!"

— „Schrei doch nicht ſo! Mit dem iſt Freundſchaft beſſer als Feindſchaft. Übrigens hat er wirklich Geiſt."

— „Ach was: Geiſt! Ein Molch iſt er! Eine niederträchtige Beſtie! Ein impotenter Neidbold, der ſich einbildet, mit Schnoddrigkeit alles totmachen zu können. Die Reitpeitſche gehört ihm! Eine Witzwanze iſt er!"

— „Was hat er dir denn getan?"

— „Mir wird er erſt noch was tun, aber ich haſſe ihn ſchon

vorher. Dieſes Gezücht muß ausgerottet werden, du haſt es ja vorhin ſelber geſagt!"

— „Bitte recht ſehr! Ich war noch nicht fertig! Leute wie Stilpe nehme ich aus. Er iſt freilich ein Pamphletiſt, aber, zum Teufel, er hat einen alten Hut voll Talent."

— „Ich pfeife auf dieſe Art von Talent, hinter dem kein Charakter ſteckt. Galle, Neid und Größenwahn, nichts weiter! Den alten Hut haben hier viele auf."

— „Du irrſt dich, es ſteckt mehr dahinter. Stilpe iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen in der Berliner Literatur. Ein giftiges Aas, meinetwegen! Aber: unerſchrocken! Kennſt du denn ſeine Karriere?"

— „Ach was! Er wird ſich durchgebohrt haben wie alle dieſe Holzpapierwürmer."

— „Urteile doch nicht ſo ins Blaue! Ich ſage dir offen: ich habe Reſpekt vor dem Mann!"

— „Oder Angſt."

— „Unſinn! Reſpekt ſage ich."

— „Auch Hochachtung?"

— „Ach, Hochachtung! Vor einem Kritiker hat man nie Hochachtung. Aber er imponiert mir. Die Art, wie er ſich durchgeſetzt hat, gefällt mir, weil ſie beweiſt, daß ihm der ganze Journalismus nur eine Gelegenheit zu Stilübungen iſt. Vor drei bis vier Jahren iſt er hier in einem Coupé vierter Klaſſe angekommen, ganz abgeriſſen, ohne die geringſten Verbindungen. Als Reporter hat er angefangen, d. h. eigentlich bloß als Hilfsreporter, und bei was für Blättern! Es heißt übrigens, daß er damals in verſchollenen modernen Revüen Gedichte veröffentlicht hat. Jedenfalls hat er, während er hier beim literariſchen Troß mitſchuftete, nach auswärts in Literaturblättern die unerhörteſten Brandartikel geſchrieben, als wäre er der heimliche Kaiſer der deutſchen Literatur. Ich ſage dir: Dreck

und Feuer, aber angemacht mit Flammpunſch! Durch eine Serie von Ohrfeigen, die er von einem Schauſpieler kriegte, wurde er berühmt."

— „In der Tat: impoſant!"

— „Iſt es auch! Denn dieſe Ohrfeigenſerie war nichts weiter als ein abgekarteter Coup, wie ſich ſpäter herausſtellte. Er und der Schauſpieler prügelten ſich programmäßig nach gemeinſam aufgeſtelltem Regieplan, und zwar mit nachdrücklichſter Naturtreue. Wie der Streich geglückt und ihr Name in allen Zeitungen war, fuhren ſie zuſammen in einer offenen Droſchke durch die Friedrichſtraße, und Stilpe ließ eine höchſt amüſante Ehrenerklärung, die von Witz ſprühte, durch die Blätter laufen, und die Aufmerkſamkeit der Redaktionen galt nun nicht mehr ſeinen Ohrfeigen, ſondern ſeinem offenbar großen journaliſtiſchen Talent. Er kam an einem konſervativ-antiſemitiſchen Blatte an und ſchrieb nun das boshafteſte Zeug, was ſich nur denken läßt, gegen die „koſchere Literatur". Er hat geradezu den antiſemitiſchen Knüppelſtil erfunden. Und auf einmal, wie mit einem Krach, ſaß er auf der anderen Seite und draſch auf die Antiſemiten los, daß es nur ſo knackte."

— „Na, das iſt doch der Zynismus der Charakterloſigkeit in frechſter Form!"

— „Aber es hat Stil, mein Junge, und, übrigens: denkſt du heute noch über Arminius ſo, wie in Sexta?"

— „Erlaube 'mal, damit läßt ſich jede Käuflichkeit entſchuldigen."

— „Ich behaupte ja nicht, daß er ein moraliſches Exempel iſt. Er iſt ein Landsknecht der Feder, jedem zu Dienſten und in jedem Dienſte ein Draufgänger. Wie ein General zur Zeit der italieniſchen Renaiſſance, der ſeinem Feldherrnſtab bald das, bald jenes Wappen als Knauf aufſetzte, ſo ſchwang er bald dieſe, bald jene Fahne. Aus dem Radau-Antiſemiten und fortſchrittlichen Losgänger wurde erſt noch eine Art literariſcher Volkstribun der So-

zialdemokratie, und es ſchien, als würde er dabei ſtehen bleiben. Er ſchrieb damals mit einer merkwürdigen nüchternen Härte und hieb beſonders auf den ‚Bourgeois-Anarchismus' der jungen Literatur los. Aber plötzlich ein wilder Querſprung, und er enthüllte die Kunſtfeindlichkeit der Sozialdemokratie mit einer ſolchen Unerbittlichkeit und bekannte ſo flammend ſeinen Irrtum, daß man wirklich glauben mußte, er ſei vom Geiſte aller freien Künſte apolliniſch beſeſſen. Seitdem datiert ſein Ruf als literariſcher Kritiker. Er verließ die Politik und wurde der Schrecken der Belletriſten. Er fing an, fein zu werden, du verſtehſt mich: fein im Berliner Sinne, alſo witzig und ſcharf. Natürlich muß er infolgedeſſen mehr verreißen, als loben. Kritik iſt Scheidekunſt, ſagt er; alſo Scheidewaſſer her! Aber gerade deshalb liebt ihn ſein Leſerkreis."

— „Und das findeſt du alſo impoſant!"

— „Nein, das gerade nicht, aber dieſe ganze Schamloſigkeit, mit ſoviel Witz und frechem Mute vertreten, zwingt mir ſehr viel mehr Reſpekt ab, als die langweilige Leiſetreterei der furchtbar ernſthaften Leute, die konſequent und reputierlich ſind, weil ihre Beſchränktheit es nicht anders geſtattet. Sie ſchulmeiſtern die Literatur, er macht ſich über ſie luſtig. Nenne ihn einen Lump, aber er iſt es in Großfolio, und wenn du etwa ſagen willſt, daß er Schaden anrichtet, ſo behaupte ich, daß er das Intereſſe für Literatur hundertmal ſtärker anregt als die anſtändigſten kritiſchen Regiſtratoren. Übrigens intereſſiert er mich im Grunde als Menſch. Ich bin zwar bloß Lyriker, aber ich wittere hier einen tragiſchen Fall."

— „Köſtlich! Wenn ein Lyriker es mit der Pſychologie hält! Ja, ja! Ich ſage dir, dieſer Menſch fühlt ſich in ſeinem Salonrock unendlich wohl und verachtet die geſamte ſchöpferiſche Literatur, wenn er nur immer genügend hohes Zeilenhonorar kriegt, um gut eſſen und trinken zu können. Die Abſinth-Flaſche hat er ſchon bald leer."

— „Ja, man ſagt, daß er ſäuft, und das ſtützt wieder meine Meinung von der Tragik, die hinter dieſem Menſchen ſteckt."

— „Du biſt wirklich ein Lyriker."

Dann ſprachen ſie wieder von der Zukunft der deutſchen Literatur.

* * *

Der pſychologiſche Lyriker hatte recht: Stilpe fühlte ſich in ſeiner bevorzugten Lage ſehr unglücklich.

Er lebte allerdings ſehr gut, ſeitdem er „in der Feuilletonmanege die Pauſen durch ſchwierige Scherze ausfüllte", wie er ſein kritiſches Amt umſchrieb. Er aß bei Kempinsky, ließ bei einem engliſchen Schneider arbeiten, trank nur ausgeſuchte Spirituoſen und hatte, wenn auch kein ſtändiges, ſo doch eine Art von Wanderharem, „wohlaſſortiert".

Daß darunter keine eigentliche Geliebte war, empfand er nicht als Mangel. Dieſes Bedürfnis hatte er nicht, wenn ihn auch manchmal ſo etwas wie Sehnſucht danach anwandelte.

— „Vielleicht wäre es gut, wenn ich mich einmal richtig verliebte," ſagte er ſich; „das wäre doch wenigſtens ein Surrogat für das andere." Aber es gelang ihm nicht.

Was aber war „das andere"?

Ein paar Stellen ſeines „Heftes der Aufrichtigkeiten" geben darüber Aufſchluß.

Dieſes Heft legte er zu dem Zeitpunkte an, als ſeine Stellung anfing, geſichert zu werden; und das war dieſelbe Zeit, um die er begann, ſich unzufrieden zu fühlen.

Auf der erſten Seite ſtand dies:

„Jede Pflichtgewohnheit iſt gemein, alſo auch das Lügen, als welche Kunſt ich jetzt gewerbsmäßig und, wie ich mir ſagen darf, nicht ohne Begabung, aber ich will ja hier ehrlich ſein, alſo: mit

ungewöhnlichem Talente betreibe. Deshalb will ich wenigſtens zuweilen dieſe Gewohnheit brechen und auf dieſen Blättern die Wahrheit ſagen.

Daß ich auch dabei lügen werde, verſteht ſich am Rande. Aber dieſe Lügen werden eine eigene und amüſante Nuance haben.

Ich ſtelle es mir ſehr anmutig differenziert vor: Lügen, die Wahrheiten ſein wollen, aber nicht daran glauben, und Wahrheiten, die ſich ſelber keineswegs trauen, aber ihrer Lügenhaftigkeit immerhin nicht ganz ſicher ſind und ſich manchmal im ſtillen zweifelnd ſagen: Wer weiß, am Ende ſind wir wirklich wahr?

Eine liebliche Sorte Schlinggewächs alſo, — mein Gehirn mag eine ähnliche Struktur haben."

* * *

„Es ſcheint wirklich: Der Menſch lebt nicht von Brot allein und auch nicht von dem, was beſſer ſchmeckt; er braucht ein Ziel, was er lieb hat, um „glücklich" zu ſein. Aber er muß dran glauben.

Beiſpiel: Ich war glücklich, als ich das Ziel lieb hatte, ein — Dichter zu werden, obwohl ich damals lauter Schulden und keine Ausſicht hatte, ſie zu zahlen.

Oder: Ich war glücklich, als ich das Ziel lieb hatte, ganze Stiefeln zu bekommen. Und ich hatte doch nichts zu eſſen.

Nun aber: Bitte, wo iſt das Ziel, das ich lieb hätte? Ganze Stiefeln hab ich, und ein Dichter mag ich einſtweilen nicht werden . . . Alles wüſte und leer . . .

Das Ziel, einen Rauſch zu bekommen . . .! . . .?

Ach, wie erbärmlich ſind jetzt meine Räuſche! Ich trinke, weils ſchmeckt, und das iſt niedrig neben dem eigentlichen Ziel des Trinkens, dem großen Rauſch.

Vielleicht Morphium? Aber ich fürchte den Selbſtmord . . .

Meine Krankheit heißt überhaupt Feigheit ... Ich habe mich zu ſehr an Kempinsky gewöhnt ...

Halt! Ich werde nach Dreſſel ſtreben! Jede Woche zwei Feuilletons mehr, und es geht! ...

Ach, wie kümmerlich und einfältig! Bin ich denn ſchon ganz verblödet? Jeder Tag Dreſſel, das wäre ja eine Roheit und unſagbar ſtümperhaft. Ich würde mir ja ſelbſt die Möglichkeit zu Magenidealen rauben ...

Alſo: Ideale fehlen mir? Schau, ſchau, wie tugendhaft ich bin ...

Unſinn: Ideale! Schon das Wort iſt die verkörperte Maulſperre: I ... e ... a! Pfeifen wir lieber darauf! ...

Aber das ſchweiß- und luſtlockende Ziel ... Sollte es die Liebe ſein, die Li—a—bee? O nee!

Indeſſen ... manchmal ...? ... hm ...! ...

Kürzlich liebte ich ſehr ſtark in der Gegend des Weddings. Ich zog mich ſchlecht an (wie ſchade, daß ich meine letzte Leipziger Garderobe nicht mehr habe!) und entzündete den Scharlachfeuerbrand bei einem recht ſüßen Ding von Mantelnäherin.

O ja, es hatte was. Die Armeleutliebe hat ihre Reize wie die Armeleutmalerei, und ich kam mir vor wie der dicke Kommerzienrat Katz, der einen Uhde in ſeinem Speiſezimmer hängen hat. Er vertritt ihm die Stelle des Tiſchgebets. Aber ich bin wohl nicht ſo chriſtlich veranlagt wie der Kommerzienrat. Ich zog mich wieder in die Nähe des Wintergartens zurück ...

Nein, die Liebe iſt es nicht ... Zur Liebe bin ich jetzt entſchieden zu äſthetiſch geworden ... Oder zu niederträchtig? Nur keine Gêne, werter Freund! Den Sport will ich mir wenigſtens bewahren, daß ich mich ſelber beim rechten Namen nenne.

Und jetzt will ich zu Emmy gehen, die mich „Kaviarbrötchen" nennt."

* * *

„Ich nähre mich jetzt hauptsächlich von Lyrikern, und was ich dann von mir gebe, ist das Entzücken meines reizenden Publikums. Nichts erfreut es so von Grund aus, als wenn man ihm einen gerupften Dichter vorsetzt.

Es besteht also in dieser deutschen Welt von heute immer noch eine Art Neid gegen diese Profession?

Und, wenn ich mir selber auf die Plombe fühle: beneide ich das Geflügel nicht auch im Grunde ein bißchen? Zumal die, die sich so verdorben stellen und so selig in der Einbildung sind, gewaltige und verruchte Sünder zu sein, — sind sie nicht wirklich beneidenswert? Kerls, die sich noch geißeln können, muß man die nicht beneiden?

Und überhaupt dieses Behagen, sich in Versen auszuschwemmen. Es ist ganz sicher eine ejakulative Wollust.

Und der Rhythmus ist das Leben,
Und die Prosa ist der Tod ...

Hol sie der Teufel! Sie genieren mich. Sie erinnern mich an Zeiten, da ich gerade so dumm und pueril war wie sie, und ich finde, es ist ungerecht, daß ich leiden muß, weil ich klüger wurde ...

Also: ich leide? Sehr schön gesagt. Ein dekoratives Wörtchen. Schon die Stimmgabel zum lyrischen Gesang.

Ich werde mir auch so eine dicke schwarze Halsbinde kaufen, die einem so was Biedermeierischhalbabgewürgtes gibt und zur lyrischen Livree von heute gehört."

* * *

„Im Grunde genommen, werter Herr, sind Sie den Idealen Ihrer Jugend ein wenig untreu geworden. Fanden Sie nicht dermaleinsten, daß es die Gemeinheit der Gemeinheiten sei, ein Dichter sein zu können und um der besseren Speise- und Weinkarte willen ein Journalist zu werden?

Ganz richtig. Nur erlaubt ſich irgendwer die Frage: K a n n ich denn ein Dichter ſein?

Lächerlich! Höchſt lächerlich! Sind Sie ein Lump, daß Sie ſich verſtellen? Wiſſen Sie nicht ganz genau, daß Sie ein Dichter wären, wenn Sie nicht, leider, es für bequemer hielten, ein Schubiak zu ſein?

Hm; vielleicht nehmen wir bloß ein Schlammbad! . . . So zur Austreibung böſer Säfte, wiſſen Sie . . .

Aber wer hat es Ihnen denn verſchrieben?

Meine Natur, meine ſchlechte, niederträchtige, gemeine Natur. Durch Schlamm zum Roſenöl! ſagt ſie.

Reizend, in was für Tropen Ihre Natur lügt. Aber, Sie glauben ihr doch nicht?

I wo! Ich kenne ſie ja."

* * *

Es fängt an, geſchmacklos zu werden, wie unwohl ich mich fühle.

Mein Ruhm ſtinkt zum Himmel, daß Pietro Aretino vor Neid ſemmelblond wird, meine Honorare könnten einem Zirkusklown den Schlaf rauben, mein Stil, dieſes Gemächte aus Sprachnotzucht und Drehkrankheit, wird mehr kopiert, als die Sixtiniſche Madonna, — und ich bin der Gelbſucht nahe.

Was, zum Teufel, ſitzt mir in der Leber!?

Oh, ich fühls! Es iſt ein Ekel an dieſer Komödie, die ich aus mir gemacht habe mit dem Vorſatz, ſie vom Repertoire zu ſtreichen, ſobald ich genug an ihr hätte, und die ich nun Tag für Tag ſeit Jahren ſpielen m u ß, weil ich ſonſt hinter die Kuliſſen geſchmiſſen würde.

Ein ſchundgemeines Kaſſenſtück, aber wehe, wenn ich ein anderes gäbe!

Es gilt nur die Frage: Verlohnt die Einnahme wirklich den Ekel? Wäre es nicht beſſer, ich träte endlich einmal vor und ſpiee dem werten Publikum ins Geſicht?

Hollah! Am Ende gäbe das erſt recht einen Erfolg, und ich wäre obendrein die Ekelplage los?

Wie, wenn ich Va—banque ſpielte?"

* * *

„Ich ſehne mich nach Unordnung, nach Verrücktheit, nach dem Gelächter derer, die nichts zu verlieren haben.

Ah, du altes, treues Wort: Bohème! Ein gelangweilter Lump zu ſein, ein Lump in Wohlſein und Ängſten vor dem bißchen Daſeinsgefahr, — wie ſchaal und ſchäbig! Aber ein lachender Lump, ein königlich ſelbſtherrlicher Lump mit leerem Beutel und den Taſchen voll Hoffnung, ein dichtender Lump, ein Lump voll Laune und närriſchen Plänen, ein freier Lump mit der Grazie des ſelbſtbewegten Lebens, — wie köſtlich und groß!

Bohème! Bohème! Der Gedanke läßt mich nicht mehr los: Heraus aus dieſem behäbigen Lumpentum und hinein in freche Abenteuer!

Ich muß mich wieder berauſchen können und nicht bloß trinken.

Ich muß wieder einen Kreis um mich haben, in dem man betrunken wird an ſich ſelber.

Dieſe ſchweren Weine machen faul, dieſe Champagner lügen bloß von Räuſchen, dieſe koſtbaren Liköre ſind wie Seidenpolſter, in denen man verſinkt, ohne daß man glaubt, Houri-Arme ſchlängen ſich um Nacken und Bruſt.

Was iſt das für ein Leben! Kein Ruck und Zuck, kein Taumeln und Drehen. Geradehin, auf Gummirädern, hinter verſchloſſenen Kaleſchenfenſtern, allein.

Dieſe „Kollegen"! Wie ernſt! Wie bedeutend! „Beamte der

öffentlichen Meinung. Richter im Reiche des Schönen. Staatsanwälte des Geiſtes. Pioniere des Fortſchritts. Enkel Leſſings. Verantwortliche Redakteure der Moral.“ Oh, ihr . . .!

Na! Ich kenne euch doch? Ihr habt doch allerhand Reſpekt vor mir? Ich unterſtehe doch annoch makellos eurem Ehrengerichte? Wißt ihr denn nicht, daß ich täglich Unzucht mit allen Laſtern des Witzes treibe? Warum werft ihr mich denn nicht hinaus?

Solltet ihr . . . auch . . .? Bloß nicht mit ſoviel Frechheit . . .? . . .

Wie, wenn ich einmal meine Komödie, die ja ein Stück der euren iſt, ohne Schminke auf eure Papierbühne brächte? Wenn ich die literariſchen Hungerleider, die von Gnaden des Elends noch anſtändig ſind, aufriefe gegen die gewürdeten literariſchen Beutelſchneider und Gaudiebe? Wenn ich zeigte, was für Wäſche unter den ſchönen Röcken der Würdenträger der öffentlichen Meinung ſteckt? . . .

Halt! Das iſt Stil für die Öffentlichkeit; ich kann die Paſſage in meiner Broſchüre verwenden, die ich wie einen Klotz in den Tintenſumpf werfen will.

Ah! Da haben wir ja ſchon Plan und Titel: Eine Broſchüre: Der Tintenſumpf. Schon bin ich inſpiriert!

Aber hier wollen wir doch lieber nach Möglichkeit ehrlich ſein, — was habe ich alſo vor!? Wenn ich es mir recht überlege: ich will mir, da ich von dieſer Bühne abzutreten geſonnen bin (bin ichs wirklich?) einen guten und womöglich praktiſchen Abgang verſchaffen. Ich will ſenſationell abtreten, um — drüben ein anderes gutes Engagement zu bekommen?

Nein, das nicht.

Aber es wäre vielleicht möglich, daß mir dieſer Abgang die Möglichkeit gäbe, eine eigene Bühne, eine Proteſtbühne zu gründen.? . . . Hm. Die Perſpektive iſt gut . . . Geht die Broſchüre, ſo findet ſich wohl ein ſpekulativer Herr, der mir meine eigene Zeitung gründet:

Die Zeitung der Zurückgewieſenen, das Blatt der Bohèmes auf jedem Gebiete ...

Und: kein Zweifel, daß die Broſchüre gehen wird! Welcher Skandal ginge nicht? Aber ich muß rückſichtslos ſein, wie ein Wilder und boshaft wie ein Affe.

Sagen wir ruhig: es muß ein braves Pamphlet ſein.

Machen wir! Iſt nicht der Tintenſumpf unleugbar? Bin ich mir nicht das ſchönſte Modell? Hat mich dieſer Sumpf nicht ruiniert?...

Der Teufel, ich komme immer in den Stil für die Öffentlichkeit. Ich bin wirklich allerliebſt eingeſeucht; es ſcheint, ich kann mir ſchon ſelber nicht mehr die Wahrheit ſagen. Aber für dieſen Zweck iſt das eigentlich ausgezeichnet! Ich werde teilweiſe unbewußt lügen, und eine unbewußte Lüge knattert viel ſtärker als zehn bewußte Wahrheiten.

Eben rieb ich mir die Hände. Es ſcheint, die Böſewichter auf dem Theater ſind echter, als wir glauben.

Böſewicht! Ich möchte jetzt mal in den Spiegel ſehen.

Wie ſonderbar aufgeregt ich bin. Rein wie betrunken. Oh, ich ahne Räuſche! Wenn ich jetzt ſchon ſo außer mir gerate!

Und nun hab ich endlich das Wort für mich: Ich will wieder außer mir geraten können!

Komme! was will: ich muß aus mir heraus, heraus aus dieſem meinen Sumpf, und ich will mit gewaltigem Spektakel ans Land ſpringen! Platſchen ſoll es."

Zweites Kapitel

Gleich nach dem Erſcheinen des Tintenſumpfs hatte Stilpe ſein Quartier aus dem Karlsbad, das ihm längſt zu ſtill geweſen war, in die Nähe der Weidendammer Brücke verlegt. Da hauſte

er nun vier Treppen hoch nach ſeinem Geſchmack wie ein Student, nur, daß es keine kümmerliche Bude nach dem Hof hinaus war, ſondern groß, hell, mit dem Blick nach der Spree und weithin über einen guten Teil Berlin. Und laut war ſie, umbrodelt vom Lärm der Friedrichſtraße, den man wie ein rollendes Rauſchen hörte. Dazu das Rattern der Züge, die in den Bahnhof Friedrichſtraße einfuhren, und von den Arbeiten am Neubau der Weidendammer Brücke her die dröhnenden Schläge des Rammwolfs, der die Rotpfeiler in das Flußbett trieb.

Da aber gefiel es Stilpe gut. Hier fühlte er ſich zu Hauſe. Das war nach ſeinem Geſchmack: ein ſchmuckloſes Zimmer mit abgenutzten Möbeln, die er nicht mit beſonderer Schonung zu behandeln brauchte; zu Nachbarn Garçons wie er, Studenten, Künſtler und ein „beſſeres Mädchen"; die Hausordnung dementſprechend liberal, die Wirtin desgleichen.

— „Ein guter Dunſtkreis," hatte er geſagt, wie er die Wohnung bezog; „hier laßt uns die Götter locken mit Pfeifen und klingenden Gläſern."

Er hatte gleich ſeine alte Frechheit wieder, die er ſo lange unter einer anderen hatte verbergen müſſen. Es fehlten ihm nur noch die Genoſſen.

Aber ſein Aufruf am Schluß des Tintenſumpfs: An das bißchen Bohème in Berlin! hatte bald gezogen. Es kamen ſogar ſehr viel mehr, als er gewünſcht hatte, und vor allem kamen ſehr viele falſche Bohèmeleute, unglaubliches Volk voll innerlicher Philiſtroſität, Theorienaushecker, Weltverbeſſerer, Pſeudoanarchiſten, auch einige lebendige Beiſpiele aus Krafft-Ebings Pſychopathia ſexualis: alles, was irgendwie in der Welt nicht zurechtkam, glaubte zur Bohème zu gehören uud im Verfaſſer des Tintenſumpfs den Mann gefunden zu haben, der ihnen in einer neuen Zeitſchrift weißes Papier bogenweiſe zur Verfügung ſtellen würde.

Dagegen blieben anfangs die aus, an die allein er gedacht hatte: die Dichter und Künſtler. Nur einige Jünglinge, denen der Dilettantismus mit jenem bekannten Strohfeuer aus den Augen leuchtete, waren als Vertreter der Kunſt bei dieſer erſten Flutwelle.

Erſt nach ein paar Wochen, wie Stilpe von der geſamten Preſſe mit Einmütigkeit und ganz kurz als Schandfleck des Journalismus abgetan worden war, fanden ſich die Rechten ein. Stilpe merkte es ſogleich daran, daß ſie ihn unverzüglich anpumpten, und dann beim „Orakel der Buttelje". Sie tranken ungefähr mit derſelben Technik wie er.

Nach etwa vier Wochen hatte er wieder ein „Cénacle" beiſammen, und diesmal war es ein echtes.

Eine Maskerade mit franzöſiſchem Namen war hier nicht mehr am Platze. Seine neuen Freunde waren ſelber Originale, kantig geblieben in der großen Rührbüchſe eines derb zugreifenden Lebens, und gaben den Freunden Mürgers nichts nach. Es waren köſtliche Kumpane für ihn und dabei entſchiedene Talente für feinſte Kunſt und freieſtes Leben. Nur ein paar von ihnen waren ſchon mit Werken an die Öffentlichkeit getreten, und es war nun eine Quelle gemeinſamer herzlicher Freude, wenn ſie und Stilpe die niederträchtigen Kritiken zitierten, mit denen „der gefürchtete Kritiker W. St." ſie einſt an den Pranger geſtellt hatte. Die Mehrzahl war ſo gut wie ungedruckt, denn es gab kein Blatt, das exzentriſch genug für ſie geweſen wäre.

Nun ſollte Stilpe natürlich dieſes Blatt gründen.

Bei allen Zuſammenkünften, ſoweit ſie nicht bloß mit Trinken oder Rezitationen der „neueſten Sachen von Rang" ausgefüllt wurden, war dieſe Gründung das Hauptthema. Aber nun waren ſchon zwei Monate ſeit dem Erſcheinen des Tintenſumpfes verſtrichen, das Intereſſe für dieſe Broſchüre ebbte nach der Provinz hin ab, und man war noch zu keinem Entſchluſſe gekommen.

Da erließ Stilpe an den „inneren Kreis der Eigentlichen" eine Einladung, die unter dem Hinweis darauf, daß „mit den schwindenden Monden auch die Moneten verrollten", zu einer letzten und endgültigen Sitzung „in punkto Blatt" zusammenrief. Postskriptum: „Um nüchternes Erscheinen wird gebeten ... Der Peripatetiker soll die unmündige Tochter des Regenschirmhändlers zu Hause lassen."

* * *

Stilpe erwartete die Gesellschaft ganz mit der Heiterkeit, die ihn immer leise hob, wenn ihm Gelegenheit zu Trinken und Reden in Aussicht stand.

Das hatte ihm in seiner „fundierten Periode" vornehmlich gefehlt: gesprächsweise trinken zu können. Im Rausche die Welt mit Worten aus den Angeln zu heben, das war ihm immer Bedürfnis gewesen, und das war ihm nicht erfüllt worden, als er das Dasein des gefürchteten Kritikers führte. Denn damals fehlten die rechten Geburtshelfer für seine Worte. Diese Art, sich dem Rausche des improvisierten Wortes hinzugeben, war sein Teil Produktivität, und er hatte sich im Grunde deswegen so unglücklich damals gefühlt, weil er zur Unfruchtbarkeit verurteilt war, weil ihm die Wollust, sich auszugeben, nicht wurde.

Hätte er die Fähigkeit und Freiheit besessen, so zu schreiben, wie er sprach, hätte er nicht im Grunde wider sein Wesen und wider seinen Stil schreiben müssen, so wäre die Gewaltaktion des Tintensumpfes kaum in dieser brückenabbrecherischen Art vor sich gegangen.

Er selber ahnte dies nur dunkel, in den seltenen Stimmungen, wo er sich einmal vor die Seele führte, was er eigentlich getan hatte mit seinem Schritt, den niemand begriff, und hinter dem man in den betroffenen Kreisen allerlei weitgehende Absichten vermutete,

weil man es ſich nicht vorſtellen konnte, daß ein ſo „geriſſener Kunde" wie Stilpe, der bisher ein Lager immer nur verlaſſen hatte, weil in einem anderen weichere Polſter winkten, ſich ohne beſtimmte Ausſichten eine ausgezeichnete Poſition verſcherzt haben ſollte.

Gerade jetzt, wie er die neuen Freunde erwartete, bedachte er einmal ſeine Lage.

Die Hände unterm Kopf zuſammengeſchlagen, die kurze engliſche Pfeife mit Old Judge im Munde, lag er auf dem breiten Lederdivan und betrachtete ein großes, rot, grün und ſchwarz gehaltenes Plakat, das an der Wand gegenüber befeſtigt war. Die Worte darauf, in rieſigen ziegelroten Buchſtaben, lauteten:

!! Senſationell !!

Der Tintenſumpf

Enthüllungen

und

Selbſtbekenntniſſe

von

Willibald Stilpe

Dazu ſah man in ſtiliſierten ſchwarzen Wellen einen aufgeregten Tümpel, aus dem höchſt entſetzte grüne Froſchgeſichter und die Schwimmfüße nach unten tauchender Fröſche herausragten, während ein herkuliſch gebauter Froſch, von dem das ſchwarze Sumpfwaſſer abfloß, große Ziegelſteine mit Aufſchriften, wie: Heuchelei, Proſtitution, Beſtechlichkeit, Plagiat, Feigheit in den Tümpel warf. Eine große, rote, aufgehende Sonne fehlte nicht.

Stilpe lächelte. Der herkuliſche Froſch war alſo er, und die andern ſaßen in der Tinte.

Gut ſoweit! Aber was nun?

Wenn die Zeitſchrift den Erfolg hätte, wie die Broſchüre, ſo wäre die Sache glatt. Aber: wenn nicht?

Er war ja ausgesperrt, und es war kaum Aussicht vorhanden, daß man ihn in Gnaden wieder aufnehmen würde. Denn er hatte sie alle beschimpft, von rechts nach links, ausnahmslos:

„Aber es gibt doch auch anständige Elemente in der Presse! rufen Sie, mein werter Mitbürger. Ei jawohl. Man hört es sagen. Aber das Element selber ist unanständig."

Stilpe überlegte: Da ist eine Redefigur mit mir durchgegangen, scheint mir. Hm. Das war wohl ein taktischer Fehler ... Aber es klang! ...

Ach was! Wenn nur die Figur gut war. Das liegt so in der Technik des Pamphlets. Man muß Stil haben ...

Das Pamphlet liegt mir überhaupt. Jedes Jahr bloß eins, und ich kann auf alle Redaktionen pfeifen ...

Äh, was für Ideen! Das wäre eine neue Schweinerei ... Bin ich denn ganz verkommen? ... Warum denk ich immer wieder an so was! ... Warum denk ich nicht wie meine vier Eigentlichen? Warum hab ich nicht bloß Verse, Phantasien, Burlesken, Träume im Kopfe? ...

Es ist schauerlich, wie zerfahren ich bin. Da steckt nun was in mir; ich hoffe doch, — oder? ... Nein, es steckt schon was irgendwo, aber immer wieder hundsföttische Anwandlungen.

Zwei Seelen, ach? Aber die andern haben ja zwei Dutzend! Nur fahren sie nicht so auseinander ...

Ein Ziel! Ein Ziel! Herrgott nochmal, endlich ein Ziel! ...

Also die Zeitschrift! Ja, ja, ja! Ist das nicht eine Tat? He? Die neue Literatur machen? Die freie Kunst zum ersten Male rücksichtslos proklamieren! Zum ersten Male sagen: Wir sind die Herren, kuscht euch, Gesindel! ...? ...

Äh, im Grunde ist mir das wohl auch nicht gerade „Herzblut" ... Diese ganze Schreiberei überhaupt: Geplärr ...

Kann man zeitlebens seine Freude daran haben, Lesefraß zu

kneten? ... Iſt denn Schreiben Leben? Handlangerei für den beſſeren Mob! Kellnergewerbe ...

Er lächelte nicht mehr. Eine ſcharfe, ſteile Falte teilte ſeine Stirn. Seine Heiterkeit war verſchwunden.

So ging es ihm immer, wenn er allein über ſich nachdachte. Deshalb brauchte er Leute um ſich, die das wegſchwemmten.

— „Kommt denn die Bande nicht?"

Die Dämmerung kroch ins Zimmer, ſie, die der „Bärenführer" den „Teppich der behaglichen Lyriker" nannte. Dazu dröhnten von unten her die Dampframmen.

— „Der Bärenführer iſt der glücklichſte aller Menſchen. Zwar hat er kein Portemonnaie, aber er hat Weisheit. Zwar liebt er die Weiber nicht, aber er liebt ſeinen lieben Gott, der ihm täglich von zehn bis zwölf Uhr zwanzig Quartſeiten Phantaſien ſchenkt. Hat er die niedergelegt und hat ihm ſein Kochbär ein tüchtiges Mittageſſen mit Grobheiten gewürzt, ſo wandert er los wie ein tanzender Derwiſch, und die Welt iſt ihm eine Crêmeſtange mit Kognakfüllung. Er macht ſich ſelbſt zum Narren und lacht doch alle aus, denn ſeine Narrheit iſt ihm ſein Spiel. Er will nichts; das iſt ſein Geheimnis und ſeine Heiterkeit."

Stilpe dachte das nicht ohne Neid.

Der „Bärenführer" war der „Erſte der Eigentlichen", ein wunderlicher Menſch, der mitten in Berlin mit dem Gleichmut eines orientaliſchen Weiſen lebte und, arm wie ein perſiſcher Bettelmönch, ſich mit einer köſtlichen Grazie des Geiſtes aushalten ließ. Sein Reich war nicht von dieſer Welt, aber wer ſein Reich kannte, dieſe weiten kosmiſchen Räume voll unerhörter Phantaſien und dieſe bunten Fabelſtädte mit den intimſten Winkeln genießender Ruhe nach raſenden Räuſchen, der wußte, daß ſeine Welt beträchtlich ſchöner war als unſere. Ein Fakir mit Humor. In der Heimat ſeines Geiſtes, in Indien, wäre er wohl auch ohne

Alkohol weiſe und heiter geweſen; in Berlin aber mußte er ſehr viel trinken. Doch ſelbſt im Alkohol blieb er harmoniſch. Es ſchien, als ob er wirklich die Fakirkunſt beſäße, ſich durch ſeeliſche Kräfte gegen alles Giftige immun zu machen.

Beſonders darum beneidete ihn Stilpe, der zuweilen ſelber merkte, wie der Alkohol an ihm zehrte, und wie er immer abhängiger von ihm wurde.

Der zweite der Eigentlichen war der „Peripatetiker". Auch er repräſentierte Weisheit in einem ganz unmodernen Sinne. Stilpe behauptete, er ſei die Reinkarnation des alten Diogenes, und dieſe Meinung traf das Weſen des Peripathetikers im ganzen wohl. Nur kam ein gut Teil weicher Verträumtheit hinzu. Er übertraf den Bärenführer noch an ſozialer Untergrundsloſigkeit, denn er beſaß keinen weiblichen Bären, der ihm kochte. Es kam vor, daß er im Tiergarten übernachtete. Sonſt wohnte er bei Freunden herum. Dabei war er von ſehr edlem Anſtande und fühlte die Würde ſeines Geiſtes. Traf es ſich, daß er in „bürgerlicher Geſellſchaft" war, ſo trug er ſofort, doch ohne Poſe, ganz aus einem inneren Überlegenheitsgefühl, den Propheten zur Schau, der die Gewöhnlichen milde zum Handkuß zuläßt. Er hätte einen guten, feinen Mönch abgegeben, wenn er nicht etwas Vagantenhaftes gehabt hätte. Sein ganzes Leben war ein unausgeſetztes Denken und Dichten. Wo auch immer er war: er ſchrieb, und ſtets trug er Manuſkripte mit ſich herum, reich genug, fünf Nummern der „Times" zu füllen. Nur konnten ſie nicht abgedruckt werden, da ſie niemand außer ihm leſen konnte. In ſchwierigen Fällen war er ſelber nicht dazu imſtande. Stilpe beſaß ein Manuſkript von ihm, einen Konzeptbogen in Quart, der außer den erſten Szenen zu einem Drama zwei Kapitel aus verſchiedenen Romanen, ſechs Gedichte in Proſa, drei in Verſen und außerdem etwa fünf Dutzend Aphorismen und verſchiedene Eſſay-Brouillons enthielt, alles

durcheinander geſchrieben, erſt wagerecht, dann in ſenkrechten, dann in diagonalen Zeilen dazu. Und man durfte mit Recht und ohne Übertreibuug ſagen, daß ein geordneter, ökonomiſch diſponierender Literat von dieſem einen Bogen gut ein Jahr ſeine geiſtigen Ausgabebedürfniſſe hätte beſtreiten können.

Leidenſchaften kannte der Peripatetiker nicht, doch liebte er kleine Mädchen, ſo bis zum zehnten Jahre etwa, ſehr. Für die Seele des Kindes war er geradezu hellſeheriſch begabt, und man konnte Kleinodien an Kinderſzenen von ihm vernehmen.

Er konnte übrigens ohne Alkohol auskommen.

Nicht ſo der dritte der Eigentlichen: Kaſimir, der Fugenorgler. Es war ein gar wilder Pole voll von Dämonie und allen Künſten der Blague. Er hatte als Dichter nur ein Thema, Stilpe nannte es die mediziniſch-katholiſche Abgrundweis, aber dieſes beherrſchte er mit der Meiſterſchaft bornierter Genies. Sein Dichten war eine Art verzückter Drehkrankheit, und man wußte nicht, ob er ſich drehte, um zu dichten, oder ob er dichtete, um ſich zu drehen. Doch konnte ſich keiner der Macht dieſer grandios wirren Eintönigkeit entziehen. Es war ſchöpferiſche Beſeſſenheit, die indeſſen manchmal mehr Beängſtigung als künſtleriſchen Genuß hervorrief. Er wäre als Geſellſchafter unmöglich geweſen, wenn er nicht gleichzeitig ein unübertrefflicher Blagueur, geradezu ein Meiſter der Blague geweſen wäre. Stilpen, der ſelber in dieſer Kunſt viel vermochte, konnte er dadurch manchmal raſend machen. Nur der Bärenführer und der Peripatetiker ließen ſich nie beirren, der Bärenführer, weil er überhaupt aus allem nur inwendige Heiterkeit ſchöpfte, und der Peripatetiker, weil ſein Geiſt doch immer noch ſchneller lief, als die Blague des Polen.

Dagegen ließ ſich der vierte der Eigentlichen, den ſie den Zungenſchnalzer nannten, nicht ſelten verführen, Kaſimirn auf das polniſche Glatteis myſtiſcher Schnoddrigkeiten zu folgen. Er liebte

das Myſtiſche gar nicht, er war ganz auf das Äſthetiſche und Erotiſche gerichtet. Stilpe nannte ihn Doktor der Erotologie. Er beſtritt der Menſchheit das Recht, in erotiſchen Dingen irgend etwas pervers zu nennen und machte aus dem, was er nun nicht pervers, ſondern kultiviert nannte, ein eifriges praktiſches Studium. Er wäre gerne ein Don Juan der Perverſität geweſen, indeſſen entgleiſte ſeine Don Juanſchaft ſchon auf dem gewöhnlichen Gebiete der Erotik recht häufig. Aber er nahm alles für genoſſen und ſchnalzte mit der Zunge. Als Dichter pflegte er das Gebiet des Undruckbaren mit anerkannter feiner Meiſterſchaft. Und: einen ſachkundigeren Zirkuskritiker als ihn gab es nicht. Als Geſellſchafter war er unter den Vieren weitaus der angenehmſte, denn er war von einer entzückenden echten Liebenswürdigkeit, voller Geiſt und Laune. Nur mußte man früh um fünf Uhr nicht ſchon nach Hauſe gehen wollen. Doch trat dieſer Wunſch unter den Eigentlichen nie auf.

— Es kann eine ganze nette Zeitſchrift geben mit den Vieren, dachte ſich Stilpe, aber es iſt mir unklar, ob irgendeine Nummer davon unverboten bleiben wird. Man wird ſie als Brief verſenden müſſen und von vornherein darauf ſchreiben: Nicht für die Öffentlichkeit.

Hollah! Ein neuer Trick. Ein unöffentliches Blatt! Das iſt eine unbezahlbare Idee!

Er war Feuer und Flamme dafür und entwickelte ſie ſofort mit Leidenſchaft, als die Viere beieinander waren.

Köſtlich ſahen der Bärenführer und der Peripatetiker aus, die Stilpes abgelegte Kleider aus ſeiner Kritikerzeit anhatten. Er ſelber trug ſich wieder mit einem Stich ins Salopp-künſtleriſche. Die eleganten Koſtüme aus dem engliſchen Atelier waren ihm nie ſehr zu paſſe geweſen. Jetzt nahm ſich der Bärenführer in einem braunen, unendlich langſchößigen Gehrock mit hohem, breitem, ge-

ſchwungen geſchnittenem ſchwarzen Sammetkragen, eine ſeidene, beſtickte Weſte dazu, ſehr drollig aus, und der Peripatetiker in einem ſeidenkragigen ſchwarzen Smoking nebſt viereckig ausgeſchnittener Weſte war ein grotesker Anblick. Der Pole ſuchte eine halbe Stunde lang in den weiten grauen Hoſen nach den diogeniſchen dünnen Beinen.

* * *

Dann begann aber die Debatte. Die Idee mit der Unöffentlichkeit ſchlug ein, doch hielt das nicht ab, ſie ſofort auch ein bißchen lächerlich zu machen.

Der Bärenführer wollte, daß das Blatt in einer Geheimſchrift von arabiſchem Charakter und natürlich von rechts nach links gedruckt würde.

Kaſimir ſchlug vor, die Beiträge des Peripatetikers als Autogramme drucken zu laſſen, um jede Gefahr auszuſchließen, daß ſie geleſen werden könnten.

Der Peripatetiker ſchüttelte langſam den Kopf: „Aber ich möchte ſie doch leſen!“

Stilpe wurde ärgerlich und erklärte, er würde nicht eher etwas zu trinken geben, als bis man anfinge, ernſthaft zu reden. Er fühlte ſich beinahe ſchon als dekretierenden Redakteur.

Es wurde die parlamentariſche Form beſtimmt, damit man doch zu einem Beſchluſſe käme.

— „Alſo, gut, wie geſagt, ſelbſtverſtändlich: Eugen Richter; wie geſagt: Ich bitte ums Wort!“ rief der Bärenführer.

Stilpe, der natürlich präſidierte, erklärte, daß er ihn vormerken wolle; zuvörderſt aber müſſe die Geſellſchaft ein paar Worte von ihm entgegennehmen:

— „Erſtens, meine Freunde, wollen wir uns geloben, heute zu einem Entſchluß zu kommen. Ich ſchlage vor, daß wir dies

nicht ohne Feierlichkeit tun. Laſſet uns ſymboliſch vorgehen! Wer ſich verpflichtet, mitzuwirken zu einem endgültigen Entſchluſſe und wer zu erklären bereit iſt, daß er ſich jeder Entſcheidung, die heute fällt, unterwerfen will, auch wenn ſie gegen ſeine etwaigen Anträge ſein ſollte, der wähle mit mir aus dieſen Flaſchen eine gelbgekapſelte. Es iſt Kognak. Die Weißkapſeln enthalten Gin."

— „Ich proteſtiere gegen dieſen Wahlmodus!" erklärte zum größten Erſtaunen aller der Peripatetiker. „Ich habe noch nie Gin getrunken und möchte deshalb eine weiße Kapſel wählen, obwohl ich zu jeder Verpflichtung bereit bin."

— „Alſo gut; die Erklärung wird zu Protokoll genommen, und deine weiße Kapſel gilt für gelb," erklärte Stilpe. „Im übrigen ſehe ich, daß das Skrutinium allgemein für gelb entſchieden hat. Wir können alſo beginnen. Um zu verhüten, daß wie bei allen vorigen Sitzungen ein Chaos der Meinungen durcheinander gährt, ſchlage ich vor, daß jeder nur einmal das Wort erhält. Damit iſt geſagt, daß jeder ſich genau überlegen muß, was er vorbringt, denn er wird keine Gelegenheit haben, ſich ſpäter zu korrigieren."

— „Wie geſagt, ich bitte ums Wort!" rief der Bärenführer.

— „Du wirſt es gleich bekommen. Ich will nur noch das ſagen: Die Reden ſollen ſich an folgende Punkte halten: 1) Welcher Art ſoll die Zeitſchrift ſein? 2) Wie ſoll ſie heißen? Ich denke, dieſes Verlangen iſt billig. Wollen wir es ſo halten?"

— „Ich bitte ums Wort," rief Kaſimir.

— „Bitte!"

— „Sehr ſchön! Ausgezeichnet! Aber: Muß man ſo feierlich ſein, wie Stilpe, wenn man redet?"

— „Das wird ſich finden, aber ich bitte allerdings um eine ernſte Behandlnng des Gegenſtandes. Wenn wir uns dazu zwingen, werden wir auch ſchnell zum Ziele kommen, denn es iſt freilich nicht amüſant, Reden zu halten, wie in einer Generalver-

ſammlung. Wenn nichts gegen meine Vorſchläge eingewandt wird, können wir wohl anfangen."

Es wurde nichts eingewendet. Alle hatten das Bedürfnis, dieſer ernſten Sitzung bald ein Ende zu machen. Man rauchte ſtark und trank Toddy dazu.

Der Bärenführer begann:

— „Wie geſagt, ſelbſtverſtändlich bin ich für eine in—de—pen—dente Zeitſchrift, wie geſagt. Sie muß anders ſein. Wie geſagt: anders. Ganz anders. Selbſtverſtändlich, wie geſagt, muß ſie Honorare zahlen. Aber ſchließlich, wie geſagt, iſt das einerlei. Wenn ſie nur viel Raum hat. Plakatformat, wie geſagt, gelbes Papier und zinnoberrote Lettern, von rechts nach links gedruckt, wie geſagt, in Lederrollen verſandt."

Stilpe runzelte die Stirne und bemerkte: „Ich muß dich wirklich bitten, ernſthafte Vorſchläge zu machen."

— „Aber er iſt doch ganz ernſt, Bruder!" rief Kaſimir. „Ich finde das entzückend!"

— „Wie geſagt, natürlich, das iſt mein Ernſt, ſelbſtverſtändlich, wie geſagt. Das iſt doch ſehr fein und, wie geſagt: praktiſch! Die erſte Nummer laſſen wir an die Litfaßſäulen kleben, wie geſagt."

— „Hehe, und ſolche nette kleine Sandwichmänner laſſen wir laufen, die ſie auf dem Rücken herumtragen, hehe, und ſo werden ſie dazu immer ſchreien und rufen, hehe: ‚Meine Herren Berliner, hehe, leſen Sie bloß, was der Bärenführer wieder gemacht hat! Der reine Joethe! Hehe! Sie kennen doch Herrn Joethe, den Verfaſſer der Farbenlehre? Hehe! Er iſt auch ein bißchen pervers geweſen, der gute Mann, hehe; ſo ein paar niedliche Epigrämmlein hat er gemacht . . . ah! er war nicht ohne Begabung!'"

— „Was verſtehen Sie denn von Goethe, mein werter Pole," bemerkte der Zungenſchnalzer. „Sie ſollen erſt einmal an die Ahnungsgrenze der Erotik kommen . . ."

— „Ich bitte, keine Privatgeſpräche zu führen," rief Stilpe. „Goethe und die Erotik beiſeite: Was will der Bärenführer noch?"

— „Wie geſagt, ich bin für das Litfaßſäulenplakatformat und rot auf gelb, wie geſagt, und als Titel, wie geſagt, ſchlage ich vor: Die geſprenkelte Nachtigall."

— „Pſchakreff, kikeriki, wallahei, Bruder, du haſt recht: Ausgezeichnet!" Kaſimir ſtürzte ein Glas Toddy hinunter.

Die andern, außer dem Peripatetiker, lachten. Der Bärenführer miſchte Gin in ſeinen Kognak.

Der Peripatetiker aber erhob ſich im Tumulte des Lachens, ſah gerade vor ſich hin und begann ganz leiſe:

— „Unſere Zeitſchrift ſollte: Das Prisma heißen. Damit iſt für alle alles geſagt. Wie ein Prisma, das Strahlen fängt und Farben ſtrahlt. Nicht Spiegel des Körperlichen, ſondern Lichtſammler und Scheinwerfer. Nicht willkürlich in Kanten und Flächen, nicht roh und rauh, nicht zufallſchön oder zufallwahr, ſondern nach Geſetzen geſchliffen, in reinen Linien verbunden und abgegrenzt; nicht irgendwo liegend, nicht mit irgend einer Seite flach auf dem Boden, ſondern an goldenem Faden aufgehängt in freier Luft, ſchwebend aus ſich bewegt in einem langſamen Schaukelſchwunge oder einen Kreis beſchreibend, da einen roten, da einen grünen, da einen gelben Strahl fangend und wieder von ſich gebend, aber im Innern alles ſammelnd, kernreich, keimheiß, in der Tiefe das Auge Gottes, auf den Flächen der Schein der durchſchwebten Lichtwelt . . ."

Plötzlich zog er ein Stück Zeitungspapier aus ſeinem herrlichen Smoking und ſchrieb emſig auf den Rand, ſo weit er noch unbeſchrieben war.

Die andern lächelten innig und tranken.

Stilpe erklärte, daß ihm der Titel Das Prisma gut gefiele.

— „Oh," rief Kaſimir, „mir gefällt beſonders der goldene

Faden. Das iſt das Symbol des Honorars. Und dann: Wie es im Kreiſe ſchwebt: Ausgezeichnet. Hehe: So angenehm idiotiſch, immer im Kreiſe, hehe, mit dem Auge Gottes."

Er ſtürzte wieder ein Glas Toddy hinunter.

Der Bärenführer fand das Prisma auch gut, aber er meinte, als Untertitel müſſe Die geſprenkelte Nachtigall ſtehen: Wie geſagt: Das Prisma, eine geſprenkelte Nachtigall! Aber natürlich, wie geſagt, in Lederrollen verſandt!

Jetzt lehnte ſich der Zungenſchnalzer in ſeinen Stuhl zurück und lächelte Stilpen überaus höflich mit einem fragenden Ausdruck in den ſchönen großen dunkelblauen Augen an.

Stilpe machte eine einladende Bewegung, und der Zungenſchnalzer begann:

— „Meine Herren! Sie werden (er war der einzige, der ſich mit niemand duzte) von mir nicht erwarten, daß ich Pläne und Titel vorbringen werde, die an Originalität und Erhabenheit mit denen meiner Herren Vorredner zu wetteifern vermöchten. Ich bin der Meinung, daß wir in erſter Linie volkstümlich ſein müſſen."

In dieſem Augenblick ſchlug Kaſimir eine gräßliche Lache auf und trank mit einer ungemeinen Schnelligkeit zwei Glas Toddy aus, dann kniete er vor dem Zungenſchnalzer nieder und küßte deſſen Stiefel.

Der Zungenſchnalzer leckte ſich den Schnurrbart, grinſte und fuhr fort:

— „Wir müſſen eine Kunſt haben, die auf den Mittelpunkt alles Empfindens geht, auf das Geſchlecht. Nur eine Geſchlechtskunſt iſt echt, iſt Inſtinkt, iſt Genuß, iſt Leben, iſt Volkskunſt. Eine ejakulative Kunſt, orgaſtiſch, brünſtig. Ein Hineinknien in die Urakkorde der Animalität, aber in allen Fineſſen raffiniert, differenziert bis in die äußerſten Nervenenden. (Er ſchien ſeinen Schnurrbart verſchlucken zu wollen, ſo verzückt bearbeitete er ihn

mit ſeiner Zunge.) Dabei aber verwegen bunt, jagend, peitſchenknallend, fieberiſch! Tanzmelodien und Hengſtwiehern. Korſettkrachen und die Melancholie des Leierkaſtens. Blechmuſik und das Rauſchen von ſeidenen Unterröcken. Pubertätswimmern und das Schollern von Eisplatten in breiten, wälzenden Strömen. Einen Titel dafür weiß ich nicht. Das Unſagbare kann man wohl ſtammeln, aber nicht benennen."

— „Hehe, ſo ſagen Sie doch: Der Stammler, werter Herr, oder: Stimmwechſel. Das ſind ausgezeichnete Titel. Hehe, oder: Der Hengſt des Volkes. Das iſt n o ch entzöckender! Oder: Der rote Faden! Oder: Das Nadelöhr der Welt. Hehe! Ausgezeichnete Titel!"

Der Pole ſchien ſich ein bißchen zu ärgern.

Der Zungenſchnalzer lächelte verbindlich:

— „Dann würde ich ſchon lieber gleich Phallus oder Priapus vorſchlagen, wenn es nicht fürs Volk unverſtändliche Fremdworte wären, und die deutſchen Ausdrücke ſind leider zu Roheiten geſtempelt worden. Es verſteht ſich, daß ſie dadurch für mich unmöglich werden, denn das Rohe ſchließe ich ja aus."

Er lehnte ſich wieder vor und lächelte mit einem Ausdruck wie: Ich bin fertig, Herr Präſident! Stilpen an.

Stilpe war mittlerweile betrunken geworden und konnte nicht mehr an ſich halten; nun mußte er reden.

Er ſtand auf, ſetzte ſeinen Hornklemmer ab und ließ ihn an dem breiten Bande ſchwingen. Dann begann er ſehr laut:

— „Die geſprenkelte Nachtigall! Gut! Bunt! Ornithologiſch! Alſo: Deutſch! Wir würden ſämtliche Mädchen damit verführen. Oder wie? Es iſt kein Zweifel erlaubt! Denn es iſt ein befiederter Titel . . . Jawohl! . . . Indeſſen! Ah!: Das Prisma! . . . Streng! Keuſch! Gläſern! Ideal! Mathematiſch! Die Welt der Gymnaſiallehrer würde zu uns ſtrömen! . . . S e h r gut! In-

deſſen, mir ſcheint, ... aber nein: Sehr gut! Nur ... es blendet, es ſticht in die Augen, und: es iſt kalt, ſehr kalt! Überaus kalt! Außerdem weiß kein Menſch, was ein Prisma iſt. Der Titel erfordert ein Konverſationslexikon. Auch kann man keine Lyrik unterbringen. Oder? Nein, man kann nicht, durchaus nicht! ... Dagegen: Phallus! Ja: Hier iſt Lyrik, ausgeſprochen Lyrik. Sehr warm. Winkend. Kraft und Saft und Sinndeute der Welt ... Aber warum nicht: Der Phalluswald? Hört doch nur: Der Phalluswald! In ihm ſingt die geſprenkelte Nachtigall mit ſüßem Geſchluchz, in ihm auch kann man irgendwo das Prisma aufhängen! Sinnend wandelt hier der Peripatetiker, anmutig lehnt hier der Bärenführer und läßt aus ſeiner großen Zehe eine neue Welt wachſen, neue Tänze übt zwiſchen den ſäuligen Stämmen der Zungenſchnalzer nach der Melodie des Bauchtanzes von Hawai, tief bohrt ſich ins Wurzelgeflecht die blutige Seelenſuchekralle Kaſimirs, und auch ich werde in dieſem Schattenhain der Urgefühle die Lieder finden, die, wie ich mit Beſtimmtheit behaupten darf, irgendwo in mir ſchlummern.

Lieben Freunde, trinkt Kognak und Gin, machet ein Feuer in euch an, daß eure Augen glühende Kugeln werden, groß wie die Uhrſcheiben am Rathausturm, und eure Fäuſte ſtark wie die Dampframmen der Weidendammerbrücke, trinket Gin und Kognak, Freunde, lieben Freunde und Genies, trinkt und glaubt an meine ſchlafenden Lieder, dieſe feiſten Murmeltiere, aus deren Fett ich Elender Feuilletons gebacken habe, trinkt, trinkt, trinkt, ſchlagt euch rotgeränderte Wolken um die Schultern als Regenmäntel und kommt mit mir in den Phalluswald!

Kommt, o kommt und ſeid nicht träge,
Sind auch glitſcherig die Wege:
Rot wie Roſen lacht das Ziel,
Und wir wollen ins Behagen

Milde, gütig jeden tragen,
Der in eine Pfütze fiel!"

Er war unmäßig gerührt und legte ſich neben den Polen, der ſich mitten im Zimmer niedergelaſſen hatte und nichts ſagte als: „Der Seelenkrebs, Bruder, der Seelenkrebs, hehe, das iſt der Titel, das iſt das Programm!"

Der Peripatetiker ſtand ſchweigend am Plakate des Tintenſumpfs und bedeckte deſſen unbedruckte Flächen mit Hieroglyphen, der Bärenführer ordnete die Kognak- und Ginflaſchen und kommandierte: „Leibgarde des Sultans! Präääſentiert! Präääſentiert!" Der Zungenſchnalzer leckte ſich den Schnurrbart und trank weiter.

Da klingelte es, und kurz darauf öffnete ſich die Türe. Herein trat mit einem leichten Aufſchrei eine üppig ſchlanke, theatermäßig geſchminkte Dame mit einem weiten blauen Theatermantel und einem rieſigen Federhut.

Der Zungenſchnalzer ging ihr mit Anſtand entgegen, Stilpe drehte ſich bloß um und rief: „Süße Kamelie, leg dich an meine Seite, wir haben Großes geleiſtet!"

— „Das ſeh ich. Sag mal, wie findeſt du das eigentlich? Eine halbe Stunde hab ich am Wintergarten gewartet. Is das nett?"

Sie ſprach mit einem Anflug von Hamburger Dialekt. Wie ſie ſich im Lichte der Lampe auf Stilpes leeren Stuhl niedergelaſſen hatte, ſah der Zungenſchnalzer, daß ſie ſehr hübſch, wenn auch nicht mehr ganz jung war. Man hätte ſie wohl für eine Dänin halten können: Ganz hellblaue Augen mit großem Stern, flachsblonde Haare, die Naſe ein klein wenig, aber ſehr anmutig abgeſtumpft; dazu ein ſehr kleiner, ſchön geſchwungener Mund, der ganz beſonders zu dem kindlichen Ausdruck dieſes Geſichtes beitrug. Die Haare trug ſie in der Mitte geſcheitelt und, die Schläfen wie einen großen Teil der Stirne ganz bedeckend, glatt über die Ohren

gelegt; hinten bildete ihre dichte Fülle einen üppigen Zopfkranz. Dieſe Friſur gab ihr etwas ſüß Frauliches zu dem Kindlichen. Wenn man ihr aber genauer in die Augen ſah, ſo ſpürte man, daß eine heitere Energie der Grundzug dieſes Weſens war.

Sie war, eine geborene Holſteinerin, däniſch-deutſche Liederſängerin und trat jetzt im Wintergarten auf. Stilpen hatte ſie ſehr gerne, aber ſie war nicht eigentlich ſein Fall. Er liebte „die Weiber nicht ſehr, vor denen man Reſpekt haben muß," und vor ihr hatte er Reſpekt.

— „Ach Gott, du wärſt ſo reizend, wenn du nicht im Grunde ſo anſtändig wärſt," hatte er oft zu ihr geſagt. „Man kommt ſich mit dir immer verheiratet vor."

Der Reſpekt, den er vor ihr hatte, brachte es jetzt auch zuſtande, daß er ſich erhob und ein bißchen nüchtern wurde.

— „Siehſt du, mein blondes Gewiſſen, ich konnte nicht kommen. Erſt die Literatur, dann die Liebe. Wir haben ſoeben die deutſche Literatur mit einer neuen Zeitſchrift begnadet: Der Maſtenwald oder ſo ähnlich, Organ für geſprenkelte Nachtigallen und Seelenkrebs. Ja! Das wird eine Nummer, Madame!"

— „Ich kann mir den Unſinn ſchon vorſtellen. Du biſt nicht mein erſter Dichter. Ich kenne das mit euren Zeitſchriften. Snak! Dich hätt' ich eigentlich für klüger gehalten. Fällt euch denn gar nichts Neues ein?"

Der Bärenführer, der auch darin Orientale war, daß er die Weiber nur ſexuell nahm, und auch das nicht eben mit Leidenſchaft, wurde ärgerlich. Er warf drei Flaſchen um und rief:

„Kattarattazambu! Plokjo tratuzupina! Pſchattu! Pſchattu! Pſchattu!"

Dazu machte er ein ſehr zorniges Geſicht.

— „Mein Gott, was hat denn der Herr?" fragte lachend die Sängerin.

— „Ich ſpreche, wie geſagt, die Affenſprache, mein Fräulein, ſelbſtverſtändlich platt, wie geſagt."

— „Gott, iſt der aber komiſch! Was hat denn das geheißen?"

— „Wie geſagt, ſelbſtverſtändlich gar nichts, das heißt, natürlich: Sehr viel, wie geſagt, nämlich: Was verſtehen denn die Weiber von der Wortkochkunſt, wie geſagt."

— „Aber ich verliebe mich doch fortwährend in Dichter, wie geſagt, da gehöre ich doch mit dazu. Nich?"

Jetzt drehte ſich der Peripatetiker um und ſchritt langſam auf die Sängerin zu:

— „Guten Abend, Mathilde!"

Er ſagte das ſehr zärtlich.

Die Sängerin ſah ihn groß mit lachenden Augen an:

— „Ich heiße aber Martha!"

— „Nein: Mathilde. Ihre Stimme klingt wie Mathilde. Ganz ſeraphimflügelblau mit einem Kern von willefrohem Ultraviolett. Auch Ihre Hände flüſtern Mathilde. So lilienblattſchmal und immer betend mit leis durchbluteten Adern."

Er nahm ihre rechte Hand und hielt ſie vor das Lampenlicht:

— „Kinderpatſcheken! Sie ſind ein guter Menſch, Mathilde!"

Die Sängerin ſchüttelte ganz ernſthaft den Kopf:

— „Nein, ſo was! Sind Sie der liebe Gott, Sie freundlicher Herr?"

Dann lachte ſie beluſtigt:

— „Nein, was haſt du denn da wieder für eine Menagerie? Jetzt weiß ich ſchon gar nicht mehr, in wen ich mich verlieben muß."

— „Bitte, in mich!" ſagte der Zungenſchnalzer in einem zärtlich dringenden ernſten Tone. — „Sehen Sie: ich könnte auf Ihnen ſpielen! Seien Sie meine Liebesgambe! Sehen Sie in meine Augen! Was ſehen Sie!"

— „Sie haben ſehr ſchöne Augen, wirklich."

— „Bloß ſchön? Nicht auch tief? Sehen Sie noch einmal hinein!"

Es ſah aus, als wollte er die Sängerin wie eine Auſter mit den Augen verſchlucken.

— „Aber Sie müſſen meine Knie in Ruhe laſſen. Wirklich: ſehr ſchöne Augen! Sind Ihre Gedichte auch ſo ſchön?"

— „Ach, laſſen Sie meine Gedichte! Meine Gedichte ſind nichts, aber meine Liebe iſt wie eine tigerbunte Orchidee. Kennen Sie die Orchideen mit den gekrümmten Piſtillen, die wie gelbgepuderte Schlangen ſind?"

Die Sängerin ſchob ein zweitesmal die Hände des Zungenſchnalzers von ihren Knien, dann lachte ſie:

— „Jetzt tut mir's bloß leid, daß der da unten ſchläft. Das is gewiß auch ein Retter!"

Stilpe bemühte ſich ſogleich, Kaſimirn zu wecken, aber der war endgültig fertig und konnte bloß noch: Seelenkrebs! ſchluchzen.

Die andern aber ſetzten ſich um die Sängerin herum und vereinigten ſich, den Bärenführer nicht ausgeſchloſſen, in wohlausgeſuchten Reden zu ihrem Preiſe. Die Sängerin amüſierte ſich ſehr und tat auch jedem in Toddy Beſcheid.

Das rührte den Bärenführer, der nun immer betrunkener wurde, ungemein, und er flüſterte:

— „Wie geſagt, Martha, ſelbſtverſtändlich: Sie ſind ſchön, ſchön wie mein Bär, wie geſagt. Ich umarme Sie mit meiner Seele. Ich liebe Sie fabelhaft! Wie geſagt: Sie ſind wie ein Bündel roſengelber Schlangen! Sie müſſen die geſprenkelte Nachtigall abonnieren!"

— „Und das Prisma!" flüſterte der Peripatetiker.

— „Und den Phallus!" ſtöhnte der Zungenſchnalzer.

— „Und den Phalluswald!" rief Stilpe.

— „Machen wir!" ſagte die Sängerin.

Da ſchrie Stilpe laut auf:

— „Eine Idee! Gründen wir vier, nein fünf Zeitſchriften! Auch Kaſimir muß ſeine haben. Und jeder ſchreibt immer ſeine allein! Wie? Iſt das nicht die Löſung? Jeder ſein eigener Redakteur! Iſt das nicht, ja, iſt das nicht . . . Wie?"

— „Selbſtverſtändlich, wie geſagt: Fünf Zeitſchriften in Plakatformat!"

Die Sängerin ſchüttelte den Kopf:

— „Aber, Kinder, ſeid ihr denn wirklich verrückt? Vorhin wart ihr doch bloß duhn. Wenn ihr durchaus was gründen wollt, ſo gründet doch ein anſtändiges Tingeltangel!"

„Hu hu hu!" lachte der Bärenführer; aber die andern ſaßen da, als hätte ſie jemand von oben fallen laſſen.

— „Ernſthaft! Ein literariſches Tingeltangel! Wirklich! So was fehlt! Wo gute Sachen geſungen werden. Sie können ja auch verrückt ſein. Aber Sachen von Dichtern. Und dann überhaupt alles geſchmackvoll, ſo, wie die engliſchen Balletts; überhaupt: was Schönes!"

Stilpe und der Zungenſchnalzer erhoben ſich gleichzeitig wie zwei Ertgriffene und riefen durcheinander:

— „Herrgott! Donnerwetter! Natürlich! Das iſt es! Das müſſen wir tun!"

— „Selbſtverſtändlich, wie geſagt: ein äſthetiſches Tingeltangel! Ach, Martha, Sie ſind das Sternbild des Großen Bären! Wie geſagt, natürlich, ſelbſtverſtändlich ein Tingeltangel, wie geſagt!"

Auch der Peripatetiker war in ſeiner patriarchenhaften Weiſe von dem Gedanken ergriffen:

— „Eine Renaiſſance der Kunſt, aller Künſte! Leiſe Singetänze in blauem Lichte. Die verruchte Holdheit der Bajadere. Der Rhythmus griechenmeerplätſchernder Oden im Schmiegeſchwunge

nackter Brüſte. Sehen Sie, wie recht ich hatte, daß Sie Mathilde heißen?"

Am lebhafteſten aber waren Stilpe und der Zungenſchnalzer; Stilpe war durch die Idee nüchtern geworden, der Zungenſchnalzer berauſcht.

Der Abend endete mit dem feſten Beſchluſſe, keine Zeitſchrift, ſondern das Literatur-Varieté-Theater

MOMUS

zu gründen.

Drittes Kapitel

Stilpe ſaß an ſeinem Schreibtiſch und arbeitete. Er machte dazu ein Geſicht wie der lachende Zola, unendlich zufrieden und mit einem Blick, der auch noch im Lachen ein Ziel im Auge hat.

Die Pfeife ſaß im rechten Mundwinkel, von den Zähnen nach oben geſtemmt, ſo daß es gar verwegen ausſah. Die Dampfwolken fuhren mit Kraft aus dem vollen Munde mit den aufgeworfenen Lippen.

Rechts und links türmten ſich neben verſchiedenen Likörflaſchen Papiere, Briefe, Druckproben zu Programmen, Zeitungen, Zeichnungen, Manuſkripte, Notenſtöße. Große offene Körbe ſtanden im Zimmer, aus denen blumig bedruckte Muſſelinſtoffe, dünne indiſche Seidengewebe in hellen ſchönen Farben, ſchwere dunkle Samte, Spitzen, Goldfranſen hervorquollen. An den Wänden hingen große bunte Koſtümbilder im Geſchmacke der engliſchen Äſtheten, aber heiterer, frecher. Mit dem Geruch des Old Judge miſchten ſich Parfüms von der reſoluten Art, wie man ſie in den Garderoben von Varietédivas einatmet.

Stilpe war von Grund der Seele aus vergnügt. Wenn er ein-

mal die Feder weglegte, rieb er ſich die Hände und pfiff vor ſich hin. Ja, er murmelte ſogar zuweilen Worte erregter Befriedigung: Hop! So! Tja, tja, tja, tja! Höh! Das reißt!

Und doch war der erſte Momus-Rauſch, der Rauſch der Pläne und Phantaſien vorüber, der Rauſch der Tage und Nächte, als ſie in täglichen Zuſammenkünften die Idee der Sängerin im Verein mit ihr genauer durchgeſprochen hatten.

Wie hatten ſie da über die Zeitſchrift gelacht, wie hatten ſie die Sängerin gefeiert als Retterin aus dem ſchlimmſten aller Tintenſümpfe; wie war da Stilpe von Tag zu Tag lebhafter, luſtiger geworden.

— „Ha: Die Renaiſſance aller Künſte und des ganzen Lebens vom Tingeltangel her! Oh, das ingeniöſe Mädchen aus Holſtein! Man wird ſie preiſen wie eine neue und größere Neuberin, als die moderne Muſe in Perſon. Unter ihrem Zeichen werden wir das neue, echte, ganze, das lachende Heidentum heraufführen mit Bocksprüngen und höchſt edlen Faltenwürfen zärtlicher Gewänder. In unſerm Schlepptau wird alles hängen: Malerei, Poeterei, Muſikerei und alles überhaupt, was Schönheit und genießendes Leben will. Was iſt die Kunſt jetzt? Eine bunte, ein bißchen glitzernde Spinnwebe im Winkel des Lebens. Wir wollen ſie wie ein goldenes Netz über das ganze Volk, das ganze Leben werfen. Denn zu uns, ins Tingeltangel, werden alle kommen, die Theater und Muſeen ebenſo ängſtlich fliehen, wie die Kirche. Und bei uns werden ſie, die bloß ein bißchen bunte Unterhaltung ſuchen, das finden, was ihnen allen fehlt: Den heiteren Geiſt, das Leben zu verklären, die Kunſt des Tanzes in Worten, Tönen, Farben, Linien, Bewegungen. Die nackte Luſt am Schönen, der Humor, der die Welt am Ohre nimmt, die Phantaſie, die mit den Sternen jongliert und auf des Weltgeiſts Schnurrbartenden Seil tanzt, die Philoſophie des harmoniſchen Lachens, das Jauchzen ſchmerzlicher Seelen-

brunſt, — ah, werft mir ein paar Feigenkränze voll Worten zu, blaſt mir Aſſoziationen ein, laßt mich in Inkohärenzen lallen, laßt mich farbige Wortflutſäulen ausnüſtern, groß wie die Waſſerwürfe aus den Naſen verzückter Walfiſche! Wir werden ins Leben wirken wie die Troubadours! Wir werden eine neue Kultur herbeitanzen! Wir werden den Übermenſchen auf dem Brettl gebären! Wir werden dieſe alberne Welt umſchmeißen! Das Unanſtändige werden wir zum einzig Anſtändigen krönen! Das Nackte werden wir in ſeiner ganzen Schönheit neu aufrichten vor allem Volke! Luſtig und lüſtig werden wir dieſe infame, moralklapprige Welt wieder machen, luſtig und himmliſch frech! Leichtſinnig ſoll die Bande wieder werden und ſoll bauchtanzen lernen! Ah, wir ahnen vielleicht gar nicht, was für raffinierte Sachen die Biedermänner Germaniens leiſten werden, wenn unſer Geiſt über ſie gekommen iſt! . . . Kinder, küßt unſern blonden Engel hier und umarmt mich, denn wir haben die Welt im Sacke!"

In dieſem Stile und toller noch geberdete ſich die Wolluſt Stilpes, endlich einmal ein Ziel gefunden zu haben, das ſeinem Weſen gemäß war. Und die andern, der Zungenſchnalzer voran, waren nicht weniger außer ſich.

Dabei entwickelte Stilpe aber auch eine wirkliche Tätigkeit, und, kaum, daß ein Monat vergangen war ſeit dem erſten Auftauchen der Momus-Idee, da hatte er auch ſchon „Kapital am Bändel", und die Aktiengeſellſchaft Momus war gegründet, ein verkrachtes kleines Theater gemietet und er „artiſtiſcher Direktor" des Ganzen.

Seine Gabe, ſich auch klug zu benehmen, wenn es not tat, kam ihm dabei ſehr zuſtatten. Es war ein Schauſpiel, ihn zu ſehen, wie er in ſeinem Staatsrocke und mit ſeinen läſſigen Geſten des ſicheren Geſchäftsmannes bei „Leuten von Gelde" am Werke war, die ausſichtsreiche neue Idee mit einem großen Aufwande von

Zahlen aus dem Geſchäftsberichte der Londoner Empire-Geſellſchaft zu entwickeln, und wer ihn anhörte, wie er in geſetzter Rede, aber mit einem Grundton tiefer künſtleriſcher Überzeugung und dabei geſtützt auf entwicklungsgeſchichtliche Ideen origineller Art nachwies, daß das Unternehmen eines „künſtleriſch-literariſch bedeutſamen Kunſtinſtitutes mit Varieté-Prinzip" geradezu eine Forderung des Zeitgeiſtes ſei, der zweifelte nicht, daß hier eine „Sache" im Entſtehen war.

— „Sehen Sie die Theater an! Sie ſind leer! Gehen Sie in den Wintergarten! Er iſt voll! Dort Ableben, hier Aufleben! Wer die Kunſt liebt, muß von Schmerz ergriffen werden bei dieſem Anblicke, und Sie wiſſen, wie ſehr ſich kunſtfreundliche Kreiſe bemühen, durch Gründung billiger Theater uſw. das Publikum, zumal der breiteren Volksſchichten, dem Varieté zu entziehen. Ein lobenswerter Plan, aber eine falſche Methode, ein verhängnisvoller Irrtum, entſprungen einem Mangel an Zeitpſychologie und an Verſtändnis für entwicklungsgeſchichtliche Reſultate! Die Zeit des Theaters iſt im Ganzen vorbei! In dieſen alten Schlauch füllt nur der Unverſtand neuen Wein! Nein, wie das Theater, ehedem ein Appendix der Kirche, ſich von dieſer losmachte und ſich ſelber eine neue, damals zeitgemäße Form gab, ſo muß ſich die Kunſt heute vom Theater emanzipieren und entſchloſſen die Form annehmen, für die ſich der Zeitgeſchmack entſchieden hat: Die Form des Varietés! Beides iſt reif zum Untergange: Das Theater, weil ſeine ganze Struktur zu klotzig, ſchwer und unbeweglich iſt für die Genäſchigkeit des modernen Kunſttriebs, und das jetzige Varieté, weil es ſeine überaus günſtige, allen Wünſchen einer nervöſen Zeit gemäße Form nicht mit wahrhaft künſtleriſchem Inhalt zu erfüllen verſteht. Laſſen Sie uns ein Varieté gründen als äſthetiſche Anſtalt im weiteſten Sinne, als Trägerin und Verkörperung all der heute ſo üppig ſich entfaltenden Richtungen in den Künſten, als

Schaubühne des Schönen für Auge, Ohr und Gemüt, und Sie werden sehen, daß Sie sich an einer wahrhaft kulturellen und zugleich eminent praktischen Tat beteiligt haben!"

Mit dieser Anrichtung seiner Ideen für den Geschmack von Leuten, die in Kunst spekulieren wollen, hatte er um so mehr Erfolg, als er sich gleichzeitig den Anschein des vorsichtig bedachten Geschäftsmannes zu geben wußte, der es fürs erste ablehnte, ein Rieseninstitut ins Leben zu rufen. Ganz von selbst werde sich aus bescheidenen Anfängen das große Etablissement der Zukunftsbühne entwickeln.

Sein bekannter Name, mit dem sich die Empfindung von „geistreicher Schriftsteller" verband, tat das übrige dazu, auch wirkte es besonders überzeugend, daß er selbst als erster fünftausend Mark allein zeichnete. So erfolgte die Gründung der Gesellschaft schnell, und er erhielt einen Kontrakt als artistischer Direktor mit vollkommener Selbständigkeit.

Da er so klug war, bei den ersten Ankündigungen des entstehenden Unternehmens seinen Namen, obwohl ihm das sehr schwer fiel, beiseite zu lassen, so nahm sich auch die Presse, wenn auch mit den üblichen Vorbehalten, der Sache an, und der Name Momus tauchte in kurzen Zwischenräumen halb geheimnisvoll immer wieder in den Blättern auf.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, daß das Berliner Publikum, in erster Linie die literarisch und künstlerisch interessierten Kreise, der neuen Sache mit Spannung entgegensahen. Der Umstand, daß die Witzblätter das Schlagwort vom poetischen Tingeltangel aufbrachten, allerlei literarische Chansons vorschlugen, Ernst von Wildenbruch als Hausdichter des Momus, Menzel als Kostümzeichner und Karl Frenzel als Tanzmeister namhaft machten, trug dazu bei, das Interesse wachzuhalten.

Indessen arbeitete Stilpe mit heiterer Ausdauer unausgesetzt an der Ausgestaltung des Unternehmens bis ins einzelne. Der Bá-

renführer und der Peripatetiker ſchleppten täglich die unerhörteſten Chanſons herbei, der Zungenſchnalzer entwarf erotiſche Szenen von trikotloſer Kühnheit, Kaſimir röchelte im Pſalmenſtile ſchauerlich ſchöne Seelenmonologe voll krebsgeſchwürigen Abendröten und ſataniſchen Abſynthismen, geſtimmt und berechnet auf die Maultrommelbegleitung aztekiſcher Urmelodien, die geſamte junge Lyrik aller Schattierungen ſandte nach Berlin NW 32, „poſtlagernd Momus", Lieder jeder erdenklichen Art, die Komponiſten waren auch nicht faul, und die jungen Maler und Zeichner ebenſowenig. Dazu wimmelten Chanſonetten und Komiker, Reckturner und Jongleure, Tierbändiger und Zauberkünſtler, Knockabouts, Clowns, Gedankenleſer, Schlangenmenſchen, plaſtiſche Poſeuſen, Schnellmaler, Schnelldichter, Schnellmodelleure, Schnellrechner, Mimiker, Negertänzer, Skandalfürſtinnen, Antiſpiritiſten, Bauchredner, Zwerg- und Rieſenmenſchen, kurz alles herbei, was nur auf den Namen Varieté hörte und das Literariſch-Künſtleriſche für Nebenſache erachtete. Sogar Herr Ahlwardt kam.

All das bereitete Stilpen ein herzliches Vergnügen, und er bedauerte faſt, daß das Programm des Momus ſo enge Grenzen hatte. Dabei war er in Auslegung des Begriffes Äſthetiſch keineswegs engherzig und legte es im Grunde mit „irgendwie angenehm" aus. Nur mit Aufgebot von außerordentlicher Energie ließ er zumal weibliche Artiſten ziehen, wenn ſie irgendwie angenehm auf ihn wirkten, und gewaltig groß war die „Liſte der für ſpäter notierten Mädchen", die er zwar nicht ſogleich brauchen konnte, denen er aber mit väterlichem Wohlwollen erklärte: Später peut-être!

Seine Haupthelfer waren der Zungenſchnalzer und Martha die Muſe. Dieſe beiden beſaßen die eingehende Fachkenntnis, die ihm, den Organiſator und Neuſchöpfer, doch abging.

Der Zungenſchnalzer wurde als „Choreograph", Martha als „Direktrice für Chanſon und verwandte Gebiete" engagiert. Der

Bärenführer, der Peripatetiker und Kaſimir konnten in feſten Stellungen nicht verwandt werden, doch übten ſie das Amt lyriſcher Lektoren aus.

Kaſimir ſtöhnte am lauteſten unter dieſer Bürde:

— „Lauter Joethes, Bazillenſchwärme von Joethes; es iſt ſehr ſcheußlich".

Und fortwährend zitierte er die ihm verfallenen Lyriker mit dem Tone ironiſcher Ergriffenheit.

Der Peripatetiker mißbrauchte die ihm anvertrauten Gedichtblätter zu Manuſkripten, und der Bärenführer erklärte, daß er nur über ſolche Lyrik objektiv urteilen könnte, der deutſche Briefmarken als Rückporto beigelegt ſeien. Im übrigen intereſſierte der ganze Momus dieſe drei nur inſofern, als ſie durchaus wünſchten, auf dem Programm der Première zu ſtehen. Stilpe war auch ganz damit einverſtanden, nur waren die bis jetzt von ihnen vorgelegten poetiſchen Erzeugniſſe nach ſeiner Meinung noch nicht momusreif.

— „Druckreif und momusreif iſt ein Unterſchied, meine Süßen! Ihr ſeid noch nicht auf der Höhe des Brettls, ihr ſeid noch zu papieren!" rief er ihnen immer wieder zu.

Übrigens entſchied er nicht allein darüber; Martha die Muſe hatte das Hauptwort dabei.

Wie er mitten im vergnügteſten Korreſpondieren war, trat ſie ein:

— „Na, haben wir endlich ein paar Dichter?"

— „Nee, ich glaube nicht. Wir müſſen den Stil erſt erfinden. Entweder fehlt ihnen der Mut oder der Geſchmack zum Gaſſenhauer. Bloß der Zungenſchnalzer hat ein paar gute Sachen produziert, und das ſchönſte iſt, daß er ſie auch ſelber ſingen kann. Er iſt überhaupt unbezahlbar, und ich werde ihn zum Konrektor des Momus ernennen. Er kann direkt alles, nur muß man ihn eigentlich erſt ein bißchen kaſtrieren. Himmelſchreiend dieſe Erotik! Die vier Tanz-

mädchen hat er ſchon vollſtändig verdorben, und ſie wollen nun ſchon gar nichts mehr anziehn. Er übt jetzt ein Literaturballett mit ihnen ein und iſt ſchon bei den Romantikern: pas de Tieck. Dann hat er mit den drei Poſeuſen eine herrliche Nummer ausgeheckt: Das Heinedenkmal. Die Idee iſt von mir, aber ich muß ſagen: er hat ſie direkt mit Diamanten überſät. Er wird Heine ſelber darſtellen, im Bett liegend, von anmutigen weiblichen Viſionen ergötzt. Auch einen dreſſierten Bären hat er als Atta Troll aufgetrieben. Na, du wirſt ja ſehen! Es iſt eine unbeſchreibliche Nummer! Damit die Antiſemiten nicht Spektakel machen, laſſen wir darauf das ‚Journaliſtiſche Trio' folgen mit den drei jüdiſchen Komikern. Sie ſind zwar ein bißchen ruppig, aber ohne Ruppigkeiten gehts nicht. Übrigens iſt mein Text dazu um ſo feiner. Die Bande ſolls ſpüren! Jetzt, wo ſie wiſſen, daß ich die Sache mache, druckt kein Menſch unſre Waſchzettel mehr. Na, dafür haben wir die Litfaßſäulen! Totſchweigen gibts nicht! — Nur: dieſe verfluchten Lyriker! Schließlich muß ich alle Couplets alleine machen. Wenn ich nur mehr Zeit hätte! Und dieſer Bärenführer, auf den ich ſo viel Hoffnung geſetzt hatte! Der Menſch weigert ſich, regelmäßige Strophen zu bauen und ſteift ſich fortwährend auf das, was er ‚Fineſſe' nennt. Der Peripatetiker tut auch nicht, was man will, und Kaſimir kennt ſeit zwei Wochen bloß noch ein Thema: Die Blutſchande. Was ſoll man mit ſolchen Leuten machen? Die Literatur ſitzt ihnen im Schädel wie eine Rieſentrichine. Keiner begreift, daß wir die Bühne der Zukunft gründen wollen! Sie werden heute wieder anrücken und Vorſchuß verlangen. Ich zahle jetzt aber nicht mehr in bar, ſondern in Viktualien. Dabei hat ſich Kaſimir in die zweite Poſeuſe verliebt und will für ſie einen Seelenrhythmus dichten, natürlich ohne Worte, bloß ‚Gebärden einer profunden Idiotie des Geſchlechtszentrums'. Das geht noch über den Zungenſchnalzer! Dafür verlangt der Bärenführer — den antierotiſchen Bauchtanz!

Nächſtens ſchmeiße ich alle drei die Treppe hinunter. Sie haben keinen Ernſt, weil ſie keine Verantwortung haben!"

— „Gott, vorhin haſt du ſo'n fideles Geſicht gemacht, und jetzt biſt du der richtige Direktor!"

— „Ach, ja, freilich! Weißt du: die ganze Geſchichte wäre herrlich, wenn bloß nicht dieſe verdammte Literatur dabei wäre. Natürlich bin ich fidel! Ich habe ja was zu tun! Aber, wie geſagt: die Literatur! Wenn wir bloß keine Literatur brauchten!"

In dieſem Augenblicke ſchoben ſich die Drei zur Türe herein, und der Bärenführer rief, indem er Miene machte, ſich in einen Dufthaufen hellblauen Muſſelins zu ſetzen:

— „Verzeihe mir, Stilpe, verzeihe mir, wie geſagt, ich bin betrunken, und du mußt mein Couplet nehmen! Es iſt ja ſo ſchön! Der Droſchkenkutſcher Nr. 8715 hat mich dafür gratis fahren wollen! Wirklich, wie geſagt, du mußt es als Prolog von mir deklamieren laſſen!"

Und er ſchrie ganz wild, faſt ſchäumend:

„Rum will ich! Uranusbraunen Rum will ich!
Keinen Tee!
Denn ich will betrunken ſein!
Gleich den tiefen Unken ſein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich ſein!"

Der Peripatetiker ſang kindlichen Tones im Refrain:

„Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich ſein."

Der Bärenführer fuhr mit rollenden Augen fort:

„Arrak will ich! Sehnſuchtblonden Arrak will ich!
Keinen Tee!

Denn ich will beſeſſen ſein!
Gleich den rauchenden Eſſen ſein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich ſein."

Der Peripatetiker ſäuſelte den Refrain dreimal nach. Der Bärenführer aber, mit plötzlich veränderter, ſanft flehender Stimme ſprach:

— „Ach, Stilpe, ſieh doch nur: Wie regelmäßig dieſe Strophe iſt! Siehſt du, ich folge dir, ich tue, was du willſt! Ich mache, wie geſagt, regelmäßige Strophen."

Und nun wieder mit dem knurrenden Zorn eines Ebers:

„Gin will ich! Gletſcherweißen Gin will ich!
Keinen Tee!
Denn ich will betümpelt ſein!
Lilagrün bewimpelt ſein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich ſein."

— „Wie geſagt, ſelbſtverſtändlich führe ich die Strophe regelmäßig durch alle Schnäpſe fort:

Abſinth will ich! Qualwolkigen Abſinth will ich!
Keinen . . ."

— „Genug!" ſchrie Stilpe. „Biſt du verrückt!? Denkſt du, ich will mir mein Publikum mit hoher Literatur verjagen? Du biſt ganz unbrauchbar! Du kannſt beim Momus die Lichter putzen!"

Der Bärenführer war tief betrübt und ſetzte ſich in die Sofaecke.

Der Peripatetiker aber ſchüttelte den Kopf:

— „Ja, aber, was willſt du denn haben? Dieſes Schneekönigslied iſt doch eſſenzhaft tief und dabei heiter wie eine weiße ſegelnde Wolke über Fabrikſchlöten. Es hat etwas modern-goliardiſches. Nicht wahr, Mathilde: Es iſt ein ſchönes Lied!?"

Die Muſe lächelte:

— „Ach ja, es iſt ganz nett, und man könnte es ſpäter ſchon mal ſingen laſſen als Alkoholiſtenintermezzo, aber für den Anfang . . .? Nein: Ihr müßt euch mehr an den Brettlſtil anlehnen vorderhand. Habt ihr denn gar nichts Verliebtes?"

Der Peripatetiker machte ein mild-ernſtes Geſicht und ließ ſeine rechte Hand in der linken Bruſttaſche des Smokings verſchwinden, der jetzt ſchon ein bißchen ſpeckig geworden war. Dann entfaltete er eine Nummer der Kreuzzeitung und las aus dieſer, aber nicht aus ihrem gedruckten Texte, dies:

Gib mir deine Hände, Kind,
Deine kleinen weichen Hände,
Die wie Blütenblätter ſind,
Kühl und feucht.

Gib mir deine Hände leis,
Deine kühlen, feuchten Hände,
Denn die meinen ſind ſo heiß
Wie mein Herz.

Gib mir deine Hände, gib
Still ſie mir in meine Hände,
Kleines Mädchen, hab mich lieb,
Hab mich lieb!

Er las das mit einem ſeltſamen Flüſtertone, flehend.

Stilpe ſchüttelte den Kopf:

— „Aber wer ſoll denn das ſingen! Das iſt ja Lyrik! Himmliſche Mächte: Was ſoll ich mit Lyrik anfangen? Das geht ja nicht! Das iſt ja viel zu zart! Ein Tingeltangel iſt doch kein Leſekränzchen!"

Der Peripatetiker ſteckte die Kreuzzeitung ruhig in die Hoſentaſche und ſagte bloß:

— „Ich dachte, es paßte. Ich fände das Gedicht ſehr paſſend, wenn es ein junger müder Mann an ein kleines Mädchen hinſänge, und er nähme ihre Hand und küßte ihr dann die Füße. Aber ich habe auch komiſche Geſänge. Ein Lied vom geſchorenen Pintſcher habe ich einmal gemacht. Ich werde es ſuchen."

Er ſetzte ſich neben den Bärenführer und ſtrich mit ſeinen ſchönen ſchmalen Händen den langen Apoſtelbart.

Kaſimir grinſte:

— „Hehe, du haſt wohl genug, Direktor. Weißt du, meine polniſche Rhapſodie werde ich dir auch hier laſſen. Auf dieſem ſehr umfangreichen Schreibtiſche da. Hehe, ſie wird auch nicht paſſen. Du willſt natürlich, hehe, Humor! Und ſo mußt du Herrn Stinde engagieren oder dieſen, äh, wie heißt doch der Herr, dieſen dicken deutſchen Biertrinker, hehe, richtig: Hartleben, hehe; dieſer Pilſener-Bier-Joethe paßt für dich ſehr gut. Das iſt ein hervorragender Dichter, hehe, geradezu der Onkel der deutſchen Poeſie. Ich liebe ihn, hehe! Er hat gerade ſo einen ſchönen Hornkneifer wie du."

Stilpe lächelte. Gegen dieſe Manier fühlte er ſich gewappnet.

Aber wütend war er doch. Sie fingen alſo ſchon an, ihn zu verachten. Bloß, weil er klug war. Weil er langſam vorgehen wollte. Nicht mit dieſer tolpatſchigen Haſt junger Jagdhunde, ſondern mit der Ruhe bewußter Verantwortlichkeit.

Unter ſeiner Freude an der bewegten Arbeit eines Sprechſtunde abhaltenden Theaterdirektors hob ſich mehr und mehr ein Ingrimm gegen die Leute, mit denen zuſammen er eigentlich gedacht hatte, das Momus-Theater zu machen. Ihre Unfähigkeit, für die Zwecke dieſes Theaters zu arbeiten, empfand er nicht als einen Mangel ihrer Begabung, ſondern er ärgerte ſich darüber, daß ſie auch in dieſem Falle keinerlei Konzeſſionen an den Begriff des Zweckes in

der Kunſt machten, und er beneidete ſie im Grunde darum. Zwar ſagte er ſich manchmal, daß ſich darin auch Schwäche und Zügelloſigkeit offenbarte, aber ſeine eigene Fähigkeit, gerade für das Momus-Theater zu arbeiten, erſchien ihm als ein Anzeichen ſeiner künſtleriſchen Inferiorität.

Er fing mit einem Male an, die „Dichterei" zu haſſen, und es war ganz ehrlich, wenn er der Muſe gegenüber es verwünſchte, daß die „Literatur" ein Hauptprogrammpunkt ihrer Gründung war. Und dabei hätte er doch auch um alles nicht ein bloßer Tingeltangeldirektor ſein wollen. Der Gedanke, auf ſo paradoxe Weiſe der Kunſt zu dienen, kitzelte ihn angenehm.

Aber gerade für das Eigentliche des Unternehmens, gerade für die Verbindung des wertvoll Künſtleriſchen mit dem Tingeltangelhaften, tat er am wenigſten. Dafür mußten der Zungenſchnalzer und die Muſe die Hauptarbeit leiſten. Er warf nur zuweilen „Ideen hinter die Kuliſſen", ſchrieb ein paar Couplets von geiſtreicher Frechheit und entfaltete im übrigen eine mehr fahrige als zielbewußte Tätigkeit.

Beſonders groß war er in der Anſchaffung ſchön bedruckter Stoffe aus England und Belgien. Auch ließ er ausgezeichnete Plakate lithographieren und drucken. In Paris und London engagierte er brillante Tänzerinnen und Sängerinnen zu ſehr hohen Gagen; das beſte, was das Ausland an Varieté-Theaterkunſt hervorbrachte, verpflichtete er dem Momus-Theater. In gewiſſen Äußerlichkeiten war er ſehr erfinderiſch und originell. So ſtellte er anſtelle von Logenſchließern hübſche junge Mädchen in allerliebſt dekolettierten Kleidern an, ſorgte für ſchöne Blumenverkäuferinnen und benutzte ſeine vorzüglichen Verbindungen in der beſſeren Berliner Halbwelt zu einer auf das Prinzip der Auswahl des Beſten hin ſyſtematiſierten Verteilung der Freibilletts.

Der Pole charakteriſierte das Ganze in ſeiner Weiſe ſo:

— „O Herr Direktor, du biſt geradezu dſchenial! Du eröffneſt Ausblicke in geradezu orientaliſche Kulturen! Du ſollteſt direkt ein literariſches Bordell gründen! Weißt du, hehe, wo die Mädchen auch gleich dichten oder Joethe deklamieren. Hehe, was du da für reizende Diwänchen in die Logen geſtellt haſt! Und dieſe köſtlichen Roſa-Ampeln! Hehe, und daß man die Logentüren von innen verriegeln und an der Brüſtung die Vorhänge zuziehen kann, — daran erkenn ich den Meiſter! Und ſo ſollſt du überhaupt gar keine Vorſtellungen geben laſſen, ſondern bloß, hehe, Eintrittspreiſe verlangen; hehe: ‚Damen zahlen die Hälfte‘.“

— „Na, und wenn es ſo wäre!“ entgegnete Stilpe unerſchrocken, „wäre das nicht auch ſchon Verdienſt genug? So ein bißchen angewandte Erotik iſt genau ſo wichtig, wie eure ganze Schreiberei. Und deshalb ärgert ihr euch eben: weil Ihr ſeht, daß ich ins Leben wirken will mit dem Momus und nicht bloß in die Literatur. Ihr ſeid die großen Geiſter; gut, ſchön, eminent: ich laß euch eure Lorbeerkränze. Ich bin ein einfacher Pionier des neuen Lebens. Nur der Zungenſchnalzer verſteht mich, weil er den Willen der Zeit verſteht. Und denkt ihr denn, ich habe den alten Hut voll Geld gekriegt, um eine Bouillonkultur Seelenkrebs anzulegen? Ich habe das Amt erhalten, die Berliner in ein künſtleriſches Leben hinüber zu amüſieren, nicht aber, ſie mit Literatur zu mopſen. Der Zweck des Momus iſt direkt, eurer ganzen Literatur den Reſt von Intereſſe zu nehmen, den ſie etwa noch hat. Wir wollen die Berliner äſthetiſch machen. Es gibt hier immer noch Menſchen, die Bücher leſen. Das muß aufhören. In den Spitzenunterhöschen meiner kleinen Mädchen ſteckt mehr Lyrik, als in euren ſämtlichen Werken, und wenn die Zeit erſt ſoweit iſt, daß ich ohne Unterhöschen tanzen laſſen kann, dann werdet ſogar ihr begreifen, daß es überflüſſig iſt, andere Verſe zu machen, als ſolche, die bei mir geſungen werden. Um Gottes willen, begreift doch die Situation!

Schöne Kleider, ſchöne Friſuren, ſchöne Arme, Brüſte, Beine, Bewegungen — darauf kommts an. Erfindet mir Tänze, dichtet Pantomimen, löſt mir das Problem der Emanzipation vom Trikot, — das ſind Sachen, die ich brauchen kann. Und wenn ihr ſchon durchaus Verſe machen müßt, ſo vergeßt doch nicht, daß ſie von ſchönen Mädchen geſungen werden, die nicht mit leeren Korſetts auftreten. Und ſeht euch mal die bunten, feinen Stoffe da an! Was müſſen das für Verſe ſein, die mit ſolchen Farben, ſolchen Muſtern konkurrieren wollen! Zieht doch eure Verſe endlich mal aus! Ich laſſe Rops tanzen, — habt ihr doch die Kuraſche, Rops zu dichten! Unſer Theater heißt doch Momus und nicht Stöcker. Seid ihr denn Predigtamtskandidaten? Mein Gott, was tät ich, wenn ich auf euch angewieſen wäre!"

So polterte er ſich aus und genügte ſeinem Bedürfniſſe, ab und an verwegene Worte zu ballen. Aus dieſem Grunde waren ihm die renitenten Dichter, obwohl er ſich herzhaft über ſie ärgerte, doch unentbehrlich. Er konnte „an ſie hinreden" und ſich bei dieſer Gelegenheit klar machen, worauf hinaus er eigentlich wollte. Dieſe Art, ſich in Feuer zu reiben, tat ihm gute Dienſte. Er fand ſich mit ſeinem literariſchen Gewiſſen ab, indem er ſich mit den ungebärdigen Poeten abrauſte. Wären ſie nicht immer wieder aufgetaucht, ſo hätte er die Literatur überhaupt vergeſſen und wäre ganz in Mußlin und Seide aufgegangen.

Viertes Kapitel

Das Leipziger Cénacle, das durch die „fatale Stilpe-Sache" damals geſprengt worden war, hatte ſich ſchließlich doch wieder zuſammengefunden. Freilich ohne Stilpe. Dieſer war um die Zeit der neuen Vereinigung gerade in den Vollgenuß ſeiner kri-

tiſchen Berühmtheit getreten und hatte auf die Einladung, der erſten Sitzung in Leipzig beizuwohnen, eine ſchnöde Abſage erteilt. Es war darin von Kinderſchuhen die Rede, die er den Herren gerne zur Verfügung ſtellen würde, wenn er nicht befürchten müßte, daß auch ſie ihnen noch zu groß ſeien; im übrigen ſei er bereit, die poetiſchen Werke der erlauchten Cénacliers mit derſelben Objektivität zu tranchieren, mit der er die übrigen Erzeugniſſe des dichteriſchen Germaniens der öffentlichen Meinung vorſetzte.

Dieſe Bemerkung war das Boshafteſte in dem Briefe, denn die Herren Barmann, Stöſſel, Wippert und Girlinger hatten ihren künſtleriſchen und dichteriſchen Jugendplänen längſt den Abſchied gegeben. Barmann war Gymnaſiallehrer geworden, Stöſſel hatte reich geheiratet und gab vor, muſikgeſchichtliche Studien zu treiben, Wippert war auf dem Umwege über orientaliſche Philologie langſam zur Medizin gelangt und hatte eine Klinik für Frauenkrankheiten, Girlinger ſteuerte auf die Laufbahn eines königlichen Staatsanwalts zu. Wenn ſie ſich trotzdem zu einem neuen Aufguß des Cénacles vereinigten, ſo geſchah es in einer gewiſſen melancholiſchen Stimmung und in der Hoffnung, unter ſich wenigſtens eine Art Abglanz jenes einbildungsvollen Übermutes zu erzeugen, an den ſie ſich nicht ohne ein leiſes Hochgefühl erinnerten. Es war ihnen im Grunde doch leid, daß jene überſchwänglichen Einbildungen einer künſtleriſchen Zukunft nicht zur Wahrheit geworden waren. Sie geſtanden ſich das zwar nicht ein, konſtruierten ſich vielmehr ein Gefühl von ernſter Zufriedenheit darüber, daß ſie ſich in bürgerlich gefeſtete Zuſtände und in einen praktiſchen Wirkungskreis hinübergerettet hätten, aber es gewährte ihnen doch Genugtuung, daß ſie auf ſo etwas wie eine geiſtige Sturm- und Drangperiode zurückſchauen konnten. Auch hegten ſie die ſtille Hoffnung, daß ſie vielleicht viribus unitis doch noch die Fähigkeit beſitzen möchten, wenigſtens unter ſich ein bißchen über die Stränge zu ſchlagen.

Da war nun die Absage Stilpes, vor dessen literatischer Stellung sie doch etwelchen Respekt hatten und in dem sie den durchgedrungenen Cénacliers verehrten, sehr fatal gewesen. Ohne ihn entwickelte sich das Cénacle stark ins hausbacken Solide, und eigentlich gabs eine Wiedergeburt jenes Debattierklubs auf dem Gymnasium, nur daß mit der Unreife auch der Enthusiasmus fehlte.

Es wurde aus dem Cénacle eines der kritischen Konventikel, wie sie sich jetzt gerne um die Literatur und Kunst herumgruppieren, wo man sich über das Neue unterhält, die Entwickelung mit bald wärmerer, bald kühlerer Anteilnahme verfolgt, und wo der heimliche Lessing dieser kritisch noch immer nicht unter einen Hut gebrachten Zeit in vielen Exemplaren wächst, blüht und gedeiht.

Ein Hauptsport dieses zeitgemäß gewordenen Cénacliers war die Psychologie, diese Lieblingsneigung aller unproduktiven Köpfe, die zu klug und zu stolz sind, um zu dilettänteln. An Stoff gebricht es diesem Sporte niemals, aber hier war er besonders üppig und interessant, weil die Cénacliers in ihrem ehemaligen Freunde, dem Ex-Schaunard Stilpe, ein besonders ergiebiges Objekt hatten.

Die Debatte drehte sich recht häufig um ihn, und besonders Girlinger ward nicht müde, ihn zu vivisezieren. Er sprach es direkt aus, daß Stilpe für ihn das interessanteste Schauspiel sei, und daß er ihn ganz sicher niemals aus den Augen verlieren werde. Er hatte natürlich auch schon eine Prognose bis ins letzte in Bereitschaft, hütete sich aber doch, sie mit Bestimmtheit verlauten zu lassen. Die Kühnheit Wipperts, der im Geiste schon das Sterbebett Stilpes in der Charité mit der Aufschrift del. trem. sah, besaß er doch nicht. Dafür dachte er seinem Metier zufolge mehr an Plötzensee. Barmann, der in Secunda deutsche Literaturgeschichte traktierte, huldigte höheren Perspektiven; er konstruierte sich einen modernen Fall Günther. Stöffel war im Grunde voll phantastischer Erwartungen:

— „Paßt auf: Plötzlich tritt er mit einem Werke hervor. Jetzt iſt alles Schutt und Scherben. Aber mit einem Male wird er ſich zuſammenfaſſen und aufraffen, und dann zeigt er erſt ſeine wahre Geſtalt, ſeine innerliche Kraft. Vielleicht muß er bloß erſt heiraten!"

So pſychologiſierte jeder nach ſeinen Erfahrungen, und Stilpe ward nicht müde, in bunter Folge jeder Anſicht neue Nahrung zu geben.

Zu einer konkreten Zuſammenfaſſung reeller Unterlagen für dieſe pſychologiſchen Bemühungen kam es aber erſt, als Girlinger nach Berlin verſetzt wurde.

* * *

Es war etwa über ein Jahr nach der Gründung des Momus, da ſandte Girlinger folgenden

Bericht quoad Stilpe

an das Leipziger Cénacle:

Endlich iſt es mir gelungen, nicht bloß Authentiſches über den Fall Stilpe-Momus zu erfahren, ſondern auch unſern ehemaligen Schaunard ſelber aufzufinden. Ich hätte euch ſchon früher allerlei mitteilen können, aber ich wollte mit Tatſachen aufwarten und nicht bloß referieren, was ihr aus den Zeitungen von damals ebenſogut wißt, wie ich, und was doch durchweg mehr oder weniger feindliche Preßmache war.

Ich verkehre hier ab und zu mit Journaliſten und habe in dieſer Geſellſchaft zuweilen verſucht, das Geſpräch auf Stilpe zu bringen, aber es iſt mir nicht gelungen, von dort her mehr zu vernehmen als Äußerungen einer fertigen Verachtung, die ſich nicht zur Darlegung von Gründen herbeilaſſen wollte. Stilpe gilt in dieſen Kreiſen einfach als bête noire, und ſchon aus Korpsgeiſt vereinigt man ſich zu einſtimmiger Verdammung des räudigen Schafes.

Nur einige geben noch zu, daß der „Menſch" ein „ſtarkes pamphletiſtiſches Talent beſeſſen habe", aber auch ſie fügen die Bemerkung daran, daß er „nicht einmal für einen Schmähſchreiber genug Charakter beſitze". Den Momus-Krach ſtellen ſie als wohlverdiente Strafe hin, 1) für die Frivolität, die das Gepräge dieſer ganzen Gründung geweſen ſei, und 2) für das „ans Gaunerhafte grenzende" Gebahren, das Stilpe in der ganzen Angelegenheit gezeigt haben ſoll, und zwar ſowohl bei Aufbringung wie bei Verwendung der Momusgelder.

Durch Zufall lernte ich dann eine Gruppe von Dichtern kennen, die über jedem Verdachte journaliſtiſcher Verbindungen ſtehen, weil ſie es ſchon längſt aufgegeben haben, ihre Erzeugniſſe durch die periodiſche Preſſe zu verbreiten, und die gerade über den Momusfall mitreden können, weil ſie an ihm beteiligt geweſen ſind. Da ſie trotzdem im Grunde von Stilpe nicht viel wiſſen wollen (weil er, wie ſie ſagen, den Momusgedanken proſtituiert hat), ſo iſt es erlaubt, ihre Ausſagen wenigſtens für inſoweit objektiv zu halten, als die Herren überhaupt einer objektiven Betrachtung der Dinge dieſer Welt fähig ſind.

Von dieſen Herren habe ich nun dies erfahren: Das Momustheater erlitt ein vollkommenes Fiasko, weil es als Tingeltangel „immerhin" zu künſtleriſch, als Kunſtinſtitut aber viel zu ſehr Tingeltangel geweſen ſei. Das Publikum lehnte „das bißchen Literatur und Kunſt", was dabei mitſpielte, ſchon als zuviel ab, und die Preſſe, die im Verein mit dem „Schock Berliner Kunſt- und Literaturfreunde" ſich „wenigſtens den Anſchein gab, etwas Künſtleriſches erwartet zu haben", erklärte mit „der ganzen Entrüſtung lackierter Elitemenſchen", daß ſie von Literatur und Kunſt im Momus nicht mehr zu finden vermöchten, als im „Malepartus". Das ſei nun freilich zuviel geſagt, meinten meine „Dichter", und ſie führten zum Beweis der „Nuance von reeller Literatur im

Momus" jeder eine Programmnummer an, die den Zitierenden zum Verfaſſer hatte. Ich muß geſtehen, daß ſchon die Titel dieſer Programmnummern mich in Staunen verſetzten, und als mir eine Probe „interpunktionsloſer Lyrik" vorgetragen wurde, die im Momus unter „Pizzikatobegleitung von acht Bratſchen" deklamiert worden iſt, da begriff ich, daß das dem Publikum zu viel geweſen war. Dieſe merkwürdigen Dichter amüſierten ſich übrigens ſelber am meiſten über ihre Programmnummern, und ich vermochte mir nicht darüber klar zu werden, ob ſie dieſe Produkte ernſt oder als einen Ulk nahmen, den ſie ſich mit Stilpe erlaubt hatten.

Es war bei der Premiere ſehr lärmhaft zugegangen, und zwar hatten, wie meine Dichter behaupten, zwei Parteien „um die Palme des Radaus gerungen": In erſter Linie die journaliſtiſchen Feinde Stilpes und dann ein Aufgebot der chriſtlichen Jünglingsvereine. Nach allem, was ich zumal über die Ballettleiſtungen des Momus vernommen habe, muß ich erklären, daß ich die Oppoſition derart inkorporierter Jünglinge verſtehe. Es iſt auch ſehr bald die Polizei gegen den Schnitt der Ballettgewänder im Momustheater eingeſchritten.

Dieſer Umſtand in Verbindung mit dem einmütigen Verdikte der Preſſe, daß der Momus durchaus kein Kunſtinſtitut im höheren Sinne ſei, hat den Aufſichtsrat der Momus-Geſellſchaft, alſo die Geldgeber, veranlaßt, ſich den Paragraphen in Stilpes Kontrakt zunutze zu machen, der es geſtattete, den „artiſtiſchen Direktor" zu entlaſſen, freilich unter Zahlung einer ſehr beträchtlichen Entſchädigungsſumme für dieſen. Der leiſe unternommene Verſuch, dieſe Entſchädigung durch allerlei Anſchuldigungen bedenklicher Natur in puncto Geſchäftsgebarung zu umgehen, iſt ſchließlich nicht gemacht worden, aber ſchon der Anſatz dazu hat genügt, jenes von mir bereits erwähnte Gerücht von „Gaunereien" uſw. zu erzeugen.

Das Momustheater ist sehr bald an einen regelrechten Tingeltangeldirektor übergegangen, und man hat eine Weile geglaubt, daß Stilpe selbst mit seiner Entschädigungssumme der Hintermann dieses Varieté-Mannes gewesen sei. Der Umstand, daß seine damalige Geliebte, eine Hamburger Chantantsängerin, die Diva des neuen Momustheaters wurde, deutete wohl darauf hin, aber die Stellung eines Hintermannes scheint mir nicht im Charakter Stilpes zu liegen.

Zweifellos und leider in Stilpes Charakter sehr ersichtlich begründet ist dagegen die Tatsache, daß er sich nach seiner Entlassung einem völlig verrückten Lotterleben hingegeben hat. In seiner Eigenschaft als „Direktor" hatte er eine unendliche Schar von Artisten und Artistinnen kennen gelernt, und er umgab sich nun mit einem wahren Heerbann von stellenlosen Sängerinnen und Tänzerinnen. Es wird euch genügen, das Faktum zu vernehmen, um euch ein Bild davon zu machen, in welchem Stile er eine Weile gelebt hat.

Meine dichterischen Gewährsmänner machen ihm nicht sowohl dieses Faktum, als den Umstand zum Vorwurf, daß er jede Beziehung mit ihnen und überhaupt mit dem, was sie Literatur und Kunst nennen, abgebrochen habe. Sie sagen in ihrem Stile so: „Er sumpfte wie ein Kapitalist, der sich eine Leibgarde von Mitsumpfern aushalten muß, weil es ihm an Geist und Größe gebricht, allein oder mit erlauchten Leuten kongenial zu sumpfen. Er fing wieder an, schwere Getränke nötig zu haben, wo dem Erlesenen schon Gilka genügt, um den Kontakt mit dem Weltgeiste zu finden. Auch bei ihm war es die Verzweiflung der Impotenz, die ihn zwang, für teures Geld wertlose Räusche zu kaufen. Man brauchte sich schließlich kein Gewissen daraus zu machen, ihn anzupumpen wie einen Kunstfreund von hoher Steuerklasse."

Diese Verachtung von dieser Seite her besagte für mich eigentlich den tiefsten Stand der Stilpischen Dinge.

Unſer ehemaliger Schaunard, ſo ſagte ich mir, hat alſo den brutal ſinnlichen Zug ſeines Weſens vollkommen Herr über ſich werden laſſen und iſt, da ihm mehr Geld zur Verfügung ſtand, als für ihn gut war, in gemeiner und geiſtloſer Schwelgerei untergegangen. Der andere Zug ſeines Weſens, und wenn es auch bloß eine untergrundloſe Verblendung war: Das Hinaufbegehren in freie, ſchöpferiſche Geiſtigkeit, die Zuverſicht, aus ſich etwas Großes, einen Poeten zu machen, das hat er ganz verloren. Aber ich fügte in mir den Gedanken bei: Er muß, wenigſtens in vorüberwehenden Augenblicken der Klarheit, wenn der Alkohol verſagt, ſehr unglücklich dabei ſei.

Deshalb gab ich mir Mühe, ſeiner habhaft zu werden. Aber es gelang mir lange Zeit nicht. Solange er Geld hatte, wohnte er, wenn er in Berlin war, bald in dieſem, bald in jenem Hotel, und häufig war er offenbar von Berlin abweſend, vielleicht an den Orten, wo die eine oder andere ſeiner Favoritinnen gerade ein Engagement an einem Tingeltangel hatte. Jetzt aber haben ihn die Favoritinnen ganz ausgezogen, und — er hat ſelber ein Engagement an einem Tingeltangel hier.

Ich erfuhr, daß er in einem der kleinen Chantants draußen in Berlin N, wo die Chauſſeeſtraße anfängt, als Komiker auftrete, und ich beſchloß ſofort, den nächſten Abend zu einem Beſuche in dieſem Lokal, das ſich Zum Nordlicht nennt, zu benutzen.

Das Milieu brauche ich euch nicht zu ſchildern; ihr kennt es aus eigener Erfahrung und aus den Novellen der erſten Periode unſeres deutſchen Naturalismus. Ich muß ſagen: Mit einer wahren Angſt ſah ich dem Auftreten Stilpes auf dieſer Bühne entgegen, auf der ſich im übrigen nur Chanſonetten letzten Ranges produzierten. Auf dem Programm ſtand er als — „Rudolf Schonaar" verzeichnet. Iſt das nun ein Stück Selbſtironie? dacht ich mir; hat er wirklich noch den Humor, ſich über ſich ſelbſt luſtig zu ma-

chen? Wie wird er bloß ausſehen!? Und, mein Gott, wie wird er ſingen?!

Ich war auf alles mögliche gefaßt, aber nicht auf das, was kam.

Daß ich es kurz ſage: es war eine Leiſtung! Ich bin ja freilich kein Kenner auf dieſem Gebiete, aber das getraue ich mir zu ſagen: In ſeiner Art war die Charge, die unſer Schaunard von ehedem darſtellte, ein brillantes Stück grotesk-realiſtiſcher Tingeltangelkunſt. Es war im Grunde niederdrückend für mich, was ich ſah, und doch ging ein Gefühl nebenher, das ich ſo ausdrücken möchte: der Kerl imponiert mir doch! So ſich über ſich ſelber zu ſtellen mit den Mitteln einer zwar niedrigen, aber in ihrem ganzen Stile fabelhaft erfaßten Kunſt, ſo das ganze traurige Ergebnis ſeines Lebens mit grotesker Laune tragikomiſch dem Pöbel vor die Füße zu werfen, ſo von oben herab auf ſich ſelber herumzutreten und doch den Eindruck eines Mannes zu machen, der ſich dabei amüſiert, — wißt ihr: das iſt kein gewöhnliches Stück, da ſteckt trotz allem eine künſtleriſche Perſönlichkeit dahinter.

Alſo ſtellt euch vor: Stilpe trat als verlumpter, verſoffener alter Dichter auf. Lange graue Haare, zerknüllter Zylinder, Bratenrock, flatternder Künſtlerſchlips, — dies alſo die alte ſchablonenhafte Figur des idealiſtiſchen Dichters in übler Vermögenslage. Aber nun hättet ihr ſehen ſollen, wie das Geſicht, die Bewegungen, die Worte dazu paßten. Zum Geſicht hatte er freilich keine Kunſt nötig gehabt: dieſe aufgedunſenen Züge, dieſe alkoholiſch poröſe, kupferige Naſe, dieſe ſchwimmenden, unſtäten Augen, — das war leider alles Natur. Auch die Bewegungen, dieſes Fallenlaſſen der Arme, die dann an den Schenkeln herumſuchten und taſteten, dieſes nervöſe Zucken der Schultern, dieſes zitternde Auflegen der rechten Hand auf die Stirne, dieſes langſame Auf- und Niederneigen des Kopfes, dieſes Nachſchleifen der Füße beim ſchwan-

kenden Gange, — auch dies war im Grunde Natur, nur unterſtrichen, perſpektiviſch berechnet. Aber nun: was er ſprach und ſang!

Es war ſo eine Soloſzene, wißt ihr: Monologe mit Geſangseinlagen wechſelnd; man kennt das ja; dieſe Geſchichten ſind eigentlich nicht mehr modern; ein paar haben ſich indeſſen ſogar auf der großen Bühne erhalten. Aber Stiipe hat, ich ſage es ohne Überſchwenglichkeit, ein Kunſtwerk daraus gemacht. Ich wäre auch ergriffen zwiſchen Lachen und Grauſen hin und her geworfen worden, wenn kein perſönliches Intereſſe mitgewirkt hätte.

Er kam langſam, ruckweiſe ſchwankend aus der linken Kuliſſe und bewegte ſich im Zickzack, ſcheu ſich umſehend, nach einer Bank rechts. Wie er ſich auf die hinfallen ließ, wie er den Zyiinder müde abnahm, ſich durch die Haare fuhr und nun mit einem leeren, ängſtlichen Blick rund im Zuſchauerraum herumſah, das war für mich ſchon ein Eindruck, wie ich ihn ſelten von einer Bühne herab gehabt habe. Piötziich kicherte er, bückte ſich und hob einen Zigarrenſtummel auf, griff dann läſſig an ſich herum, fuhr ſuchend in die Taſchen, zog die Hände reſigniert heraus und ſagte dann leiſe vor ſich hin: Ja, Feuer! Is nich!

Wieder ein paar Biicke im Kreiſe. Dann plötzliches Aufrichten und im Vorwärtsſchreiten das Bemühen, nicht zu ſchwanken, ſondern anſtändig, mit Würde zu gehen. Und nun, an der Rampe, eine höfliche Verbeugung vor dem Baßgeiger und im Tone vollendeter Höflichkeit mit gebrochener Stimme: „Dürfte ich Sie um etwas Feuer bitten, werter Herr?“

Er erhält ein Streichhoiz, verbeugt ſich wiederum ſehr höfiich und zündet ſich den Stummel an; ſtößt die Tabakwolken mit Genuß von ſich, betrachtet den Stummel mit Zärtlichkeit, lächelt und ſagt: „Sie müſſen nämlich wiſſen: Ich bin auch Künſtler!“

Der Baßgeiger ſieht ihn fragend an.

— „Ach nein, so schön geigen kann ich nicht. Nein. Aber — dichten! Haben Sie keine Kindtaufe in Aussicht? Ich machs billig. Wenn nur vom Essen was übrig bleibt . . ." Dies sehr demütig, traurig.

Aber auf einmal wird er wild und fängt an zu schimpfen: Auf das Gesindel, das Geld und kein Talent hat, auf alle, die ihn verachten, weil sie Kamele sind, während er ein Genie ist usw. — Ich sage euch: ein fabelhafter Ausbruch mitten in den johlenden Mob hinein, der sich königlich zu amüsieren anfängt, während der Dichter an der Rampe hin und her rennend wie ein Eisbär im Käfig, Zorn, Wut, Verachtung nach allen Richtungen schleudert.

Ich hatte die Empfindung, daß Stilpe dies alles improvisierte.

Dann fiel er wieder in den demütigen Ton und bat um Verzeihung und ein Glas Gilka. Nachdem ihm dies hinaufgereicht worden war und er es mit der Hast eines Verdurstenden hinuntergestürzt hatte, erklärte er, nun wolle er auch nicht so sein und seinerseits etwas zum besten geben. Und er begann im Schauerballadenstil sein Leben, das Leben des verkommenen Genies, herunterzusingen.

Es war einfach grausig, sag ich euch, wie er immer sich selber als zweite Person behandelte und gleichsam mit dem Stocke auf sich wies, wie die alten Jahrmarktsmoritatensänger auf die warnenden Exempel. Dabei stellte er in großen Zügen wirklich sein eigenes Leben dar, natürlich grotesk verzerrt und mit burlesken Beigaben. Aber ich habe dieses sein Leben nie mit so greller Deutlichkeit erkannt, wie während dieser Ballade, die überdies als parodistische Leistung ein Leckerbissen zu nennen ist. Am Schlusse immer der Kehrreim:

O lockert eure steinernen Gebärden!
Ich bin ein Lump, und ihr könnt Lumpe werden.

Seht dieſes Fleiſch und ſchlotternde Gebein,
Jetzt ſauf ich Gilka und einſt ſoff ich Wein.

Nachdem er die Ballade zu Ende geſungen hatte, trat er unter johlendem Beifall ab. Der Beifall hielt an, und er erſchien wieder trat ganz an die Rampe vor und ſagte: „Übrigens haben Sie mich vorhin geſtört. Ich bin nicht hierhergekommen, Ihnen was vorzuflöten.“ Dann ganz leiſe: „Es iſt doch kein Schutzmann unter Ihnen . . .? . . .“ Rufe aus dem Publikum: „Ih wo!“ Stilpe: „Ich . . . ich . . . möchte mich nämlich erhängen.“

Ihr werdet es kaum glauben, aber das wurde in einem Tone geſagt, daß ſelbſt dieſes Publikum erſchrak. Aber nun ſchlug Stilpe eine Lache auf: „Sie denken wohl, das iſt unangenehm? Im Gögenteil! Ich habe mir ſagen laſſen, man erlebt da ſeine ſchönſten Sachen alle noch einmal. Jotte nee, was ick mir auf Laura'n freue!“

Und jetzt folgte ein bockiges Herumſtolzieren mit vorgeſtrecktem Bauche, eine laſzive Szene ohne Worte, die in mir direkt den Staatsanwalt wachrief. Gemein! Gemein!

Das Publikum wand ſich vor Entzücken. Stilpe aber hielt plötzlich inne und rief: „Aber wiſſen Sie denn auch, warum ich mich erhängen will?“

Und nun folgte, ich kann es nicht anders nennen, eine Diſſertation über den Selbſtmord. Und zwar ſo, daß er erſt alle möglichen gewöhnlichen Selbſtmordgründe ablehnte, um ſchließlich als einzig zwingenden und berechtigten Grund den anzuführen: Es gibt kein Getränk mehr, das mich umbringen könnte, darum muß ick mir ſelber umbringen.

Nun zog er den Strick hervor und ſang ihn als „Schnaps der Schnäpſe“ an. Während der Schlußſtrophe warf er den Strick um einen Laternenhaken, und während der Vorhang fiel, legte er ſich den Strick um den Hals.

Ich atmete auf, wie der Vorhang unten war. Das Publikum aber klatschte wie besessen. Nach einer Weile hob sich der Vorhang wieder, und ich sah, daß die Originalität unseres verflossenen Freundes auch als Tingeltangelsänger keine Grenzen kennt: Der Dichter hing an der Laterne und sang, ungeachtet des Einspruchs der Naturgesetze, in dieser Situation, röchelnd und nach Luft schnappend, sein Schwanenlied, eine schauerliche Mischung von Grausen, grotesker Komik und Zynismus. Dann ein letztes Schlenkern mit den Beinen, die Zunge weit heraus, dem Publikum entgegengestreckt, — der Vorhang fiel. Sooft er sich wieder unter dem Beifallgewieher des Publikums hob, sah man den Dichter am Laternenpfahl hängen und mit herausgestreckter Zunge den grinsenden Kopf dankend verneigen.

Scheußlich! Scheußlich! werdet ihr sagen, und ihr habt ganz gewiß recht, aber ich wiederhole es: Was in meiner Darstellung bloß widerlich wirken kann, machte von der Bühne herab, ich muß es bekennen, in der Hauptsache auf mich doch den Eindruck von ergreifender Kunst, schauderhaft verirrter, gottsträflicher, infamer Kunst zwar, aber ich wäre nicht imstande gewesen, etwa nmitten dieser schauerlichen Frivolitäten aufzustehen und fortzugehen. Alles in mir empörte sich, aber ich war gefesselt.

In jedem anderen Falle wäre ich nun freilich jetzt weggegangen, zumal da auf diese pièce de resistance des Nordlichtes nur noch die ausgesungenste aller Chanteusen folgte, aber mich verlangte es, Stilpe nun auch „in Zivil" zu sehen.

Wie muß der Mensch, der aus seinem Leben einen solchen grausigen Clownwitz zu machen imstande ist, aussehen, wie muß er sich benehmen, wenn er mir gegenübersteht, der ihn aus Zeiten her kennt, wo es trotz allem doch eine solche Perspektive auf das Ende nicht gab!

Ich schickte ihm meine Karte hinter die Bühne. Nach einer

Viertelſtunde erſchien er, die Vorſtellung war mittlerweile durch den üblichen Galopp geſchloſſen, an meinem Tiſche.

Unglaublich! Er gebärdete ſich wenigſtens ganz wie früher.

— „Willſt du mich verhaften, Staatsanwalt meiner Seele? Wieviel Jahre ſtehen auf den Bauchtanz meiner Prägung?"

Ich hatte Mühe, ihn von dieſem Stil abzubringen. Ganz hat er ihn überhaupt nicht aufgegeben. Das Endreſultat, was ich euch zu vermelden habe, iſt dies: Stilpe erklärt, ſich recht wohl zu fühlen, wenngleich es ihm nur in den ſeltenſten Fällen noch gelingt, ſich zu betrinken. Als Entſchädigung für dieſen beklagenswerten Umſtand bezeichnet er die „glorreiche Tatſache", daß er endgültig darauf verzichtet habe, in die Literaturgeſchichte zu kommen.

— „Literatur? Pf! Das Tingeltangel iſt die Kunſt der Zukunft. Übrigens hat meine Orgel bloß noch eine Pfeife. Sonſt? ... Na, mein Junge, wenn alle Pfeifen ſchweigen, — die Heilsarmee leckt alle Finger nach mir. Ein bißchen religiös komm ich mir überhaupt manchmal vor. Wer weiß ...? ... Wer kann wiſſen ...? ... Überhaupt ... der liebe Gott! ... Na ... einſtweilen halten wir mal die Fahne hoch ... Aber nicht wahr: Meine Nummer is gut!?"

Schlußkapitel

Etwa drei Wochen nach dem Geſpräche Girlingers mit Stilpe erhielten die Berliner neben anderen Frühſtücksbeilagen auch dieſe Notiz vorgeſetzt:

(Selbſtmord eines Chantantkomikers.) Die Beſucher der Varietébühne „Zum Nordlicht" waren geſtern abend Zeugen eines grauſigen Schauſpiels. Der Komiker Schonaar hat ſich auf offener Bühne vor den Augen des Publikums er-

hängt. Da der Schlußtrick in der Nummer dieſes Komikers (!) darin beſtand, daß er ſich an einem Laternenpfahl aufhängte, ſo gewahrte das Publikum es anfangs nicht, daß diesmal das an ſich ſcheußliche Schauſpiel entſetzliche Wirklichkeit war. Es applaudierte, die ſcheinbare Naturwahrheit der Darſtellung bewundernd, anhaltend, ſo daß ſich der Vorhang dreimal über dem zuckenden Körper des Hängenden erheben mußte. Da erſt fiel es den „Habitués" dieſer Schauſtellung auf, daß der Darſteller nicht wie ſonſt ſeinen Kopf in der Schlinge gegen das Publikum verneigte. Man eilte über die Rampe weg auf die Bühne und ſchnitt den Erhängten ab. Da es nicht möglich war, ihn wieder ins Leben zu bringen, ſo muß mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß Schonaar, um ganz ſicher zu gehen, ſich vorher vergiftet hat. Die polizeiärztliche Unterſuchung wird zweifellos die Richtigkeit dieſer Mutmaßung ergeben. In den Taſchen des Selbſtmörders fand man ein Paket mit der Aufſchrift: An den Staatsanwalt Girlinger. Dies erweckt die Vermutung, daß dieſer Selbſtmord vielleicht noch anderweites kriminelles Intereſſe hat. Wir kommen auf den kraſſen Fall zurück.

Schon zum Abendbrot hatten die Berliner volle Aufklärung über den Fall Schonaar. Sie laſen:

(Zum Selbſtmord im „Nordlicht".) Der ſcheußliche Selbſtmord auf offener Bühne, von dem wir heute früh berichtet haben, hat kein weiteres kriminelles Intereſſe, wohl aber ein pſychologiſches traurigſter Natur. Der Selbſtmörder, der unter dem Namen Schonaar ein elendes Daſein als Komiker niederſter Gattung gefriſtet hat, war der ehemals viel genannte und gefürchtete Kritiker Willibald Stilpe, derſelbe, der ſich in der Literatur durch das berüchtigte Pamphlet „Der Tintenſumpf" unmöglich gemacht und dann das bald

verkrachte „Literatur-Tingeltangel Momus" gegründet hat. Wieder einmal ein Talent, das an seiner eigenen Charakterlosigkeit zugrunde gegangen ist! Über die direkten Motive zu diesem in so schauerlicher Weise in Szene gesetzten Selbstmord haben wir vom Herrn Staatsanwalt Girlinger, an den der Selbstmörder ein Bündel Manuskripte geschickt hat, nichts erfahren können. Man kann sie wohl in das eine Wort zusammenfassen: Delirium.

* * *

Das war das Amen-Wort der Öffentlichkeit zum Lebensabschluß Stilpes.

Das Leipziger Cénacle hatte den Vorzug, Stilpes eigene Meinung darüber zu vernehmen. Girlinger schrieb den Freunden:

... Nous allons, si tu veux, chanter le dernier psaume ...

Hier sind die letzten Worte Schaunards. Seine Leiche ist, wie er wünschte, in der Anatomie. Ich habe sie gesehen und fürchte, daß ich den Anblick nie mehr los werde. Seid froh, daß ihr das nicht gesehen habt.

Stilpes Brief an Girlinger lautete so:

Landerirette!

Wie schreiben die kleinen Mädchen (ach, ach, ach, wie nett das klingt, — Mädchen ist ein liebes Wort), die kleinen Mädchen, wenn sie sich vergiften? So schreiben die kleinen Mädchen:

„Lieber Emil! Wenn Du diese Zeilen liest, dann bin ich tot!"

TOT

Das Wort hat rechts und links eine Peitsche und in der Mitte ein Loch.

Graphologie! Graphologie!

Ist es nicht tiefsinnig? Peitsche — Loch — Peitsche. Wie witzig? Profund!

Und dann der Ton, wenn mans ein bißchen dumpf und gedehnt ſagt, — das O iſt ſublim. Wie wenn man über einen Flaſchenhals hinpfeift. Heiſere Sirenen.

Indeſſen! Höre mich! Höre mich! Ich ſage Dir: Sterben iſt ein dummes Wort. Man ſollte Schtärben ſchreiben. Da käme die ganze breit hingeſchmierte Gemeinheit des Wortes zutage. Ekel. Würgen. Fuſelaufſtoßen.

Und quoad Fuſel, ich weiß nicht recht: iſt der Fuſel von heute ſchuld oder die oſtpreußiſche Bowle von damals . . .?

Schuld? Schuld? Das Wort macht mir Wut. Wie ein Brummer rennts an mich an. Bin ich eine Fenſterſcheibe? Fliegenklatſche her! Fliegenklatſche!

Sei ruhig! Ich bin nicht betrunken. Wirklich nicht. Das iſt es ja eben! Ich bin nicht betrunken, und ich werde es niemals mehr ſein. Bloß manchmal verrückt. Entſchieden, Alter! Verrückt, das heißt: geſchüttelt, gezerrt, geſtoßen, an die Wand geworfen, — und dazu lacht einer.

Das Lachen legt ſich Dir um den Hals wie eine Peitſchenſchnur um den Kreiſel, einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal, immer nochmal, immer noch, immer noch, immer nochmal; — laß los! laß los! — Jetzt: Wwwt! und Du drehſt Dich wie ein Kreiſelchen, Kreiſelchen, drehſt Dich wie ein Kreiſelchen auf einem Nagelkopf, ſcheibum, ſcheibum, lalalala, lalalala, ſcheib—um . . . Hund! Hund! Lache nicht, Peitſche, lache nicht! Wwwt! Wwwt! Scheib—um!

Unwürdig, Staatsanwalt, unwürdig! Ein homo ſapiens! Wie kann man nur!

Aber das iſt es nicht. Auch nicht die roten Mäuſe und die weißen Männerchen, und die lieben kleinen Drehdingerchen, die immer ſo hin und her und hin und her, und oben an der Decke und unten an der Diele, — tritt doch! tritt doch! rufen ſie —, du

lieber Gott, an die Menagerie bin ich gewöhnt. Wie lange denn ſchon?

Du, weißt Du noch, meine gelbe Mütze? Oh Jugendzeit! Oh Porterbier!

Läſtig, wie ſie kribbeln, die Gedanken; laufen mir über die Bruſt wie Ameiſen. Und die Springprozeſſion der Flöhe: Meine Ideale.

In — der — Tat! I—de—ale!

Mit Deiner gütigen Erlaubnis: ich habe wirklich welche.

Sie laſſen ſich nicht wegſaufen, die höheren Ziele. Wie lange ſchon bemüh ich mich, durchaus ein Lump zu werden, — und es iſt mir immer noch nicht gelungen.

Wenn ich doch nur klar denken könnte! Ich möchte Dirs ſo gerne auseinanderſetzen, Juriſt, der Du biſt.

Aber: dieſe Blaſen im Gehirn. Verſchlammter Grund. Gurgelgaſe, Fuſelgaſe. Ich weiß ſchon nicht mehr, was ich Dir auseinanderſetzen wollte. Es wird wohl eine Lüge geweſen ſein.

Daran darf nicht gezweifelt werden! Immer hab ich gelogen! Immer! Sieh nur meine Tagebücher durch.

Die Verſe! Die Verſe! Am liebſten hab ich mich ſelber belogen, und rhythmiſch.

Wenn ich nur die Kraft gehabt hätte, das immer ſo zu fühlen, wie jetzt. Wenn ich mir nur über mein Talent nicht erſt jetzt klar würde, wo es zu ſpät iſt, wo ich nicht mehr die Kraft habe, es ſyſtematiſch auszunutzen! Ich hätte nie was wollen ſollen. Das Wollen war für mich eine ungeſunde Lüge.

Dichter wollte ich werden, weil ich Verſe machen konnte. Das war die Heckeratte, die infame. Wenn ich „Kritiker" geblieben wäre, — Du, was wäre ich für ein ganzer Kerl geblieben, in Sammet und in Seide, rund und aus einem Stücke, gar wohlgetan.

Ein Lump von einem Kritiker, meinſt Du und beſchwörſt jenen

Gotthold Ephraim. Was tuts? Das ſind Nuancen. Sag Feuilletoniſt ſtatt Kritiker, ſag Pickelhering, Clown, Hanswurſt der öffentlichen Meinung. Meinethalben. Aber das war mein Feld. Da hätt ich weiter ackern müſſen. Aber das behagte mir nicht. Wollte obenhinaus. Die Hure, die Gouvernante ſein möchte. Hol dich der Teufel! Huren iſt auch ein Talent. Bleib im Bette und nähre dich redlich!

Jetzt iſts wieder ſo. Ich habe Dich letzthin belogen. Mich dichterts immer noch. Immer noch möcht ich auf den Poetenberg. Immer noch hebt ſichs da drin und klingt und will. Verſe überfallen mich und tönen mir gut. Oh, ſie ſind gut! Höre!

Und hinter mir, dem ſchwarzen Adler gleich,
Dem ſeine Schwingen feucht ſind, weil er in Wolken war,
Schwebt ſchwer die Nacht . . .

Fühlſt Du, fühlſt Du, daß das Poeſie iſt? Von mir! Von mir! Bin ich ein Hund?! Nein: Dieſe Verſe ſind von mir! Ah! Höre!

Lau, ein Bad von Roſenblättern,
Legt ſich Sehnſucht um mich, Sehnſucht:
Sinke, Haupt, ertrinke, Seele,
Stirb in dieſen lauen Düften
Und genieße die Erfüllung . . .

Wie? Hat das nicht was? Der Teufel auch: Das iſt ausgezeichnet, ſag ich Dir, mi fili!

Dann:

Um mein Haus herum
Schwirren die Fledermäuſe des Grams.
Zwei, ſieh, hängen am Drachenbalken,
Grau am Grau,
Und blinzeln in den roten Lichtdunſt meiner Lampe.
Öde heißt die eine,
Gier heißt die andre;
Die Schwirrenden pfeifen . . .

Ich leſe mir das vor, mit leiſer Stimme ſprech ichs den Buchſtaben nach; mir iſt es, als hörte ichs von tief unten wo her aus Glockenmunde mit meiner Stimme; und ich fühle: Das iſt gut.

Nein, ich bin keiner von den Schweren, Klebenden, in mir ſind Stimmen aus der Tiefe, es iſt ein Reichtum in mir. Ich habe mehr als ihr Almoſenempfänger. Ich bin einer von den grands aumôniers des Herrgotts. Ich kann mich auftun, und es fließt Leben in die Welt. In meiner Seele umſchließen ſich Zeugung und Empfängnis. Wie jene Blume bin ich, die Phallus und Vulva iſt; ſo ſteh ich da im Garten des HErrn und begatte mich:

Liebe dich und löſe dich,
Liebe dich auf und gebier dich der Welt
Aus der bebenden Lotosblume deiner Fülle!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich höre Dich lachen, Staatsanwalt! Lache! Lache! Spei mir Dein Lachen ins Geſicht! Ich will mich nicht einmal abwiſchen.

Ich weiß es ja, jede Zelle meines Weſen fühlt es ja: das alles iſt krüppelhaft. Ich, die erſtaunliche Lilie im Garten des Herrn, ſtoße nichts als Halbgeburten aus, ich wälze mich in Zeugungswolluſt und kann nichts austragen. Und die fragmentariſchen Bankerte verrecken unter dem Hohngelächter meiner Erkenntnis, daß ich fürs Ganze impotent bin.

„Es fehlt dem Schüler an der rechten Ausdauer, ſeiner Begabung alles das abzugewinnen, was ſie zu leiſten vermöchte, wenn ſie von Fleiß, Beharrlichkeit, Mäßigung unterſtützt würde . . .“ Dieſe Worte, nebſt einigen andern, habe ich einmal von einem Schulzeugnis weggewiſcht, aber, als wenn ich ſie auswendig gelernt hätte, ſtehen ſie in mir feſt und knarren ſich heute mir vor.

Sehr gut, Herr Doktor! Sie ſind ein guter Pſychologe geweſen. Aber, weiß Gott, ein ſchlechter Pädagoge. Warum haben Sie mir alle die guten Dinge nicht beigebracht, Magiſter Sie?

Warum haben Sie mich ſchon auf der Schule verlumpen laſſen? War ich ein Talent, oh, Sie Halunke, warum haben Sie mich nicht gehütet? Warum haben Sie mich verhöhnt, von ſich weggetrieben, meinem Zorn und Trotz in die Arme, daß ich nun erſt recht auf mir beſtand? Warum habt ihr mich überhaupt gequält mit eurer Roheit, eurem Dünkel, eurer Gleichgültigkeit? Warum habt ihr meine Seele, da ſie jung war, wundgeſcheuert, daß ſie ewig ſchmerzende Narben davontrug und immer zuckender, unſtäter wurde? Freilich, die meiſten unter euch waren nicht einmal Pſychologen, höchſtens, daß ſie inſtinktmäßig ahnten, daß in mir mehr war, als in ihnen, und dafür mußte ich geduckt werden. Geduckt, ich! In mich hinein fraß ich einen Haß gegen alles, das nicht ich war, meine ganze Jugend wurde ein Eitergeſchwür, all mein Blut verdarb, weil ihr mich drücktet!

Wie das alles auf einmal vor mir ſteht. Wie ein ſchwefelgelber, brunſtrot geäderter Sonnenuntergang.

Nie, ſeit Jahren nicht, ſah ich ſo klar. Nie, ſeit Jahren nicht, war ich ſo bewegt. Nie, ſeit Jahren nicht, fühlte ich mich ſo frei, wie in dieſem jetzigen Augenblicke.

Wird man hellſeheriſch durch einen großen Entſchluß? Oder — — — bin ich endlich, endlich wieder einmal betrunken? Dann — — könnte ich ja den großen Entſchluß wieder aufgeben?

Denn — Ruhe! Ruhe! nur noch einen Augenblick Ruhe! — warum hat ſichs in mir eingeniſtet, eingegraben wie mit tauſend feuchten Klauen, daß ich ein Ende machen muß? Lauf mir nicht fort, Bewußtſein! Bleib, daß ich mirs ſage, klar, glatt, hell, daß ich es wenigſtens einen Augenblick lang weiß. So! So! Ich habs! Nur deshalb . . . Nein! Nebel! Kopfſchütteln. Müde. Trinken!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich laufe den ganzen Tag im Zimmer herum wie ein Tier im Käfig. Und ich merke, daß mich das hypnotiſiert, wie einen Fakir

das Kopfdrehen. Jetzt bin ich wunderbar ruhig. Das ist sehr schön. Nun weiß ich auch, warum ...

Siehst Du, Robert (hab ich Dich je Robert genannt, Du Schäker?), so ists: Ich fühle, daß ich auch im Sumpf nicht ganz aufgehe. Nein, nicht einmal im Sumpf. Und doch ist Aufgehen alles. Worin, das bleibt sich gleich ...

Eine Weile schien alles gut. Ich — fühlte mich wohl und akklimatisierte mich. Aber von dem Tage an, wo Du mit mir sprachst, begann das Ziehen wieder, das Hinaufwollen. Ein Taumel erst. Verse sprudelten auf, Fragment auf Fragment. Hohes Entzücken! Phönix aus der Asche! Dann aus allen Höhen herunter. Wirre Verzweiflung ... Zuckende Erkenntnis ... Hin und her. Ich will! Ich kann! ... Nein! Nein! Hund! Lump! Mach ein Ende! ... Nein! Ich habe ja die volle Seele! Ich muß nur ein einziges Mal mit aller Kraft mich ganz fassen! ... Ach! Ich bin mit dem Schädel gegen die Wand gerannt und habe mir, ganz biblisch, die Haare ausgerissen. Geheult und gekreischt in Weinen und Lachen! Unsinn! Unsinn! Noch mehr saufen! Ecce medicamentum. Vergeblich. Ich reagiere nicht mehr.

Ich habe nur noch das Ekelgefühl und eine marode Sehnsucht. Fertig, weißt Du, was man so fertig nennt. Hin und wieder angenehm verrückte Anstöße, aber ich fühle: die verdanke ich auch bloß dem ... Entschluß.

Der macht mir überhaupt viele Freude. Ja. Ich finde doch, daß ich nicht übel abgehe.

Über den Geschmack der letzten Szene kann man ja streiten. Natürlich. Aber was geht das mich an? Ich finde, daß sie ausdrucksvoll ist. Dem Leben die Zunge herausstrecken, eurem Leben, meine Lieben, das Plaisier müßt ihr mir schon gönnen.

Ich bin nun mal auf die böse Seite hinübergerutscht, wo die Respektlosen, die Giftigen stehn. Wie kann da mein Geschmack

der eure ſein, ihr Leute von der Harmonie? Wenn ich Bomben würfe, würde die Geſchmacksdivergenz noch mehr klaffen.

Genug! Kommen wir zu meinem Vermächtnis:

Meinen werten Leichnam, bitte, der Anatomie. Den Befund über das Gehirn mögt ihr dem Cénaclearchiv einverleiben.

Meinen werten Feinden von der Preſſe wende ich Stoff für mindeſtens zwei Notizen zu. Wer ſein Handwerk verſteht, kann am Ende gar ein Feuilleton herausſchlagen.

Dir gehören meine ſämtlichen Werke. Wenn Du zu den Verſen immer einen Anfang und ein Ende ſchmiedeſt, ſo kommt ein ganz netter Band Lyrik und Spruchweisheit heraus.

Sonſt hab ich wohl nichts zu vermachen.

Qualis poeta pereo!

„Pankrazius Graunzer" und „Stilpe" erſchienen urſprünglich im Verlage von Schuſter & Loeffler, Berlin, mit deren Einwilligung ſie in die „Geſammelten Werke" aufgenommen wurden.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolſtadt

3 1951 002 099 955 9

3 1951 002 099 955 9

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v.2
834B47 IC
Bierbaum, Otto Julius, 1865-1910.
Gesammelte Werke.
3 1951 002 099 955 9